RHEINISCHES TASCHENBUCH AUF DAS JAHR ...: 1848

Digitized by Google

Digitized by Google

P. o. germ.
1442
m

Digitized by Google

Digitized by Google

RHEINISCHES
Taschenbuch
1848

Digitized by Google

Digitized by Google

<36633522120012

<36633522120012

Bayer. Staatsbibliothek

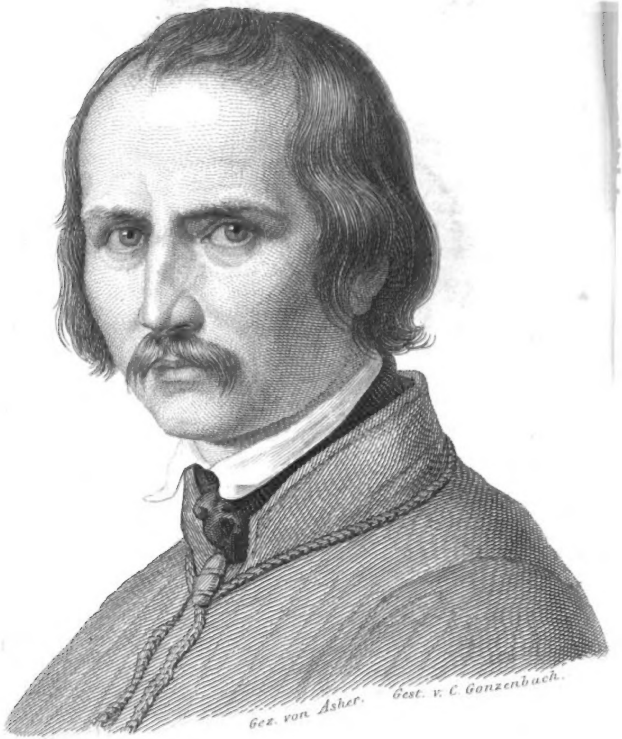
Digitized by Google

P. o. germ.
1442 m

Forchheim

Digitized by Google

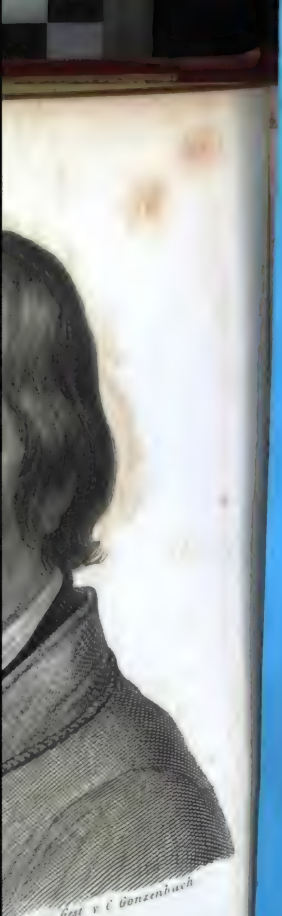
Digitized by Google



W. Kaulbach

J. D. Sauerländers Verlag in Frankfurt a. M.

Digitized by Google



Asher Gest. v. C. Gonzenbach

Frankfurt a. M.

Rheinisches
Taschenbuch,
1848.

Rheiniſches

Taſchenbuch

auf das Jahr 1848.

Herausgegeben

von

C. Dräxler-Manfred.

Mit 8 Stahlſtichen.

Frankfurt am Main.

J. D. Sauerländer's Verlag.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Gedruckt bei J. D. Sauerländer.

Inhalt.

Miniatur-Salon. Seite

Zu Wilhelm von Kaulbach's Portrait . . VII
Musarion, von Wilhelm von Kaulbach . . XXVII
Madonna mit dem Erlöser, von Eduard Steinle . XXX
Der Sonntagmorgen auf dem Lande, von J. Becker. XXXVIII
Sabine Erwin von Steinbach, von M. v. Schwind. XLV
Der Pfeifenschneider, von A. von der Embde . LXV
Lady Elisabeth's Abschied von Sir Walter Raleigh, von Emanuel Leutze LXVI
Die Großmutter und ihre Enkel, von J. Dielmann. LXX

Jägerzauber. Eine Waldgeschichte von Ludwig Bechstein. 1
Schwarz und Weiß. Erzählung aus dem Farmerleben Missouris, von Friedrich Gerstäcker . . 93

Rheinischer Dichter-Salon:

I. Silberne Hochzeit. Von Friedrich Rückert.
1. An Louise 165
2. Zum 26. December 1846 . . . 165
3. Zum 27. December 1846 . . . 167

II. Feldblumen. Von Heinrich Zschokke.
1. An Magdeburg 168
2. Wallfahrt zum Grabe des Vaters . . 168
3. Das Beste 172
4. Becherlied 173
5. An Professor Dr. Berends . . . 174
6. Mein Wunsch 174
7. Heimweh 175
8. An die Schweiz 177
9. Verschwiegene Liebe 178
10. Warnung 179
11. An den Frieden 181

Seite

12. Wiegenlied 182
13. Weihe 182
14. Die goldne und die silberne Zeit . . 184
15. Der Nachtwächter am Tage . . . 185
16. Prolog zum „dankbaren Sohn" von Engel. 188
17. Gottergebenheit 189

III. Lenzblätter. Von E. M. Arndt.

1. Waldgruß 191
2. Gespräch mit der Nachtigall . . . 192

Die Trösterin. Von Moritz Grafen zu Bentheim Tecklenburg 193
Nachtblume. Von Adolf Dörr 194
Meinem Bruder Gustav zum Abschied nach Texas. Von Julius Dresel 195
Ein Kinderlied. Von Hoffmann von Fallersleben. 197
In der Sylvester-Nacht. Von Heinrich Hoffmann. 198
An meinen Jungen. Von Gottfried Kinkel . . 200
Die Lieder des Geliebten. Von Johanna Kinkel . 201
Das Gericht. Von Hermann Kurz . . . 203
Roland. Von Feodor Löwe 205
Veronika. Von Wolfgang Müller. . . . 207
Der fahrende Schüler. Von Friedrich Otte . . 209
Reinecke und seine Kinder. Aus den Waldliedern von Gustav Pfarrius 214
Die Erfindung der Glocke. Von H. Rustige . 217
Des Kindes Gebet. Von C. H. Schnauffer . 220
Wer ist reicher? Von K. Simrock . . . 222
Dichterwunsch. Von Adolf Stöber . . . 225
Der Freund. Von August Stöber . . . 225
Auf Erden ist nicht Dauer! Von A. v. Stolterfoth. 226
Oleg's Roß. Vom Prinzen E. Wittgenstein . 227

Blaue Blumen. Novelle von Julie von Großmann. 233
Musikalische Orthodoxie. Novelle von Johanna Kinkel. 301
Die Freitagsgesellschaft. Von Eulogius Ernst . . 363

Miniatur-Salon.

Ausſtellung 1848.

Zu Wilhelm von Kaulbach's Porträt.

Kaulbach bildet mit Steinle und Lessing die jüngere Trias der Sterne erster Größe am Himmel deutscher Malerei; wie drei Heroen stehen diese jugendkräftigen Männer neben einander, ihren eigenen Weg gehend, aber doch mehr oder minder, wie es eben ihre Richtung zuläßt, sich gegenseitig anerkennend; erhabene Triumvirn, edler, als jene römischen, die, im Herzen einander neidend und hassend, ihre Kräfte nur zusammenwirken ließen, um desto sicherer die Herrschaft über die materielle Welt zu erringen, während diese in glühendem Wetteifer um die Palme ringen, nicht für sich, sondern für ihre Geliebte, für die heilige Kunst, der sie die Herrschaft sichern wollen über das Gemeine, über das, was, wenn es herrscht, den Geist verdumpft oder zum verschmitzten Diener der Sinne herabwürdigt. Und sie sind auf ihrem Siegeslaufe schon weit vorgedrungen; wo sie erscheinen, da erhellen sie mit ihren unsterblichen Gebilden das Dunkel, in das der Kampf um das Materielle den Menschengeist einhüllt; da zünden sie eine Fackel an, die helles Licht in die dunkeln Irrgänge des Lebens sendet und wohlthätige, Genesung bringende Wärme und heitern Glanz über das oft kalte, farblose Alltagsleben verbreitet; wo sie mit vollen Händen erscheinen, da öffnen sie den Sinn für das Schöne und Edle, da rufen sie wach das freudige Bewußtsein, daß der Geist nicht sei ein Geschöpf der Erde, nicht ein Sclave der Materie, sondern ihr Herr und Meister, der bestimmt ist, in freiem, kühnen Fluge sich über sie hinaus zu schwingen und sie sich dienstbar zu machen.

Es ist nicht unser Zweck, auf lange, allgemein ästhetische Erörterungen einzugehen; das würde über die Aufgabe, die wir uns gestellt haben, weit hinausgehen; aber es liegt uns zu sehr daran, daß ein so genialer Künstler, wie Kaulbach, seine rechte Würdigung auch hier finde, als daß wir uns ganz enthalten sollten, seiner Lebensskizze und der Aufzählung seiner Hauptwerke einige Bemerkungen über seine Stellung zur Kunst vorauszuschicken! Ist das Schöne überhaupt das Göttliche, wie es aus der tausendfältigen Gestaltung des wirklichen Daseins als das eigentlich Schöpferische, als die Seele hervorleuchtet, so sind die auserwählten Menschen, in denen dieses Göttliche in besonderer Fülle Wohnung genommen und sie mit seiner Glut entzündet hat, besonders berufen, aus der Tiefe ihres Genius das Schöne schaffend wieder zu gestalten und in ihren Werken das Wesen des Schönen zu bewahren und fortzupflanzen. Sie sind die Hüter und Pfleger des Schönen und zeugen von ihm in Wort und Ton und Gestalt als gottbegeisterte Dichter und Bildner; ihr Reich ist die Kunst, ein Reich, das, wie Schiller in seinem reichen, tiefsinnigen Gedichte: „an die Künstler" sagt, dem Menschen allein eignet. Wie es schon im Namen selbst liegt, begreift die Kunst nicht ein bloßes Wissen, wie das Schöne zur besondern Erscheinung gebracht werde, sondern vielmehr das Können und zwar die Macht, mit frei gewordener, fertiger Thatkraft es darzustellen, in schöpferischer, die Wirklichkeit ergreifender und in ihrer Eigenthümlichkeit näher bestimmender Gestaltung. Die Kunst muß mit dem Dasein der Wirklichkeit in Wechselbeziehung und Wechselthätigkeit treten, um dieses zu wenden, zu leiten, zu beherrschen, zu ihren Gestaltungen heraufzuheben und durch sie zu verklären. Um dieß zu können, muß der Künstler, wie ein Aesthetiker sagt, Weisheit, Stärke und Schönheit besitzen. Die Weisheit offenbart sich in

der tiefen Einsicht bei Ausführung und Vollendung der Idee gemäß dem jedesmaligen Endzwecke; er muß die leitende Idee zweckmäßig ergreifen und dadurch begründen; sie sodann für die Verhältnisse der Wirklichkeit bestimmen und dadurch vermitteln; und endlich sie zur vollen Gestalt in der Wirklichkeit bringen und dadurch vollenden. Aber auch der Stärke bedarf der Künstler; sie zeigt sich in der Selbständigkeit und Energie seiner Prinzipien und in der Tüchtigkeit, mit der er das gesammte Dasein in seinen Kreis zieht und dadurch seiner Kunst eine feste Gestalt in dem Dasein gibt; sie ist die durchgebildete geistige Energie, mit der der Künstler die Idee in seinen Werken geltend zu machen weiß. Die Schönheit endlich, ohne die der wahre Künstler nicht sein kann, weiht ihn, daß er, vollkommen Meister der Darstellung, uns gleichsam spielend das Ideal in den Gestalten des Lebens zeigt und eine höhere, verklärte Wirklichkeit aus dem gewöhnlichen Dasein schafft. Diese drei Eigenschaften müssen in allen Künsten vereinigt sein, nur daß in den einzelnen Künsten die eine oder andere Eigenschaft überwiegen soll, dem Stoffe gemäß, den sie zu bewältigen haben. Es leuchtet ein, daß Poesie, Musik, Bildnerei ꝛc., die man ja selbst von ihrem Gegenstande die schönen Künste zu nennen pflegt, der Schönheit vor Allem bedürfen, weil sie ja das Schöne in der Wirklichkeit darstellen sollen; aber ohne die Weisheit würde die Idee sich nicht lebendig entfalten, ohne die Stärke aber das lebendige Bild an den Schwierigkeiten der Darstellung in der Wirklichkeit unvollendet erliegen, weil dem Künstler die freie Beherrschung der Mittel abginge. Ehe aber der Künstler großartig und tief zu erfinden, zu schaffen vermag, muß sich seine geistige Kraft in ihren innersten Tiefen regen, und das wirkt die Begeisterung; steht ihm dann noch die Besonnenheit zur Seite, diese unter allen Umständen sich gleich bleibende ruhige Klarheit

des persönlichen Bewußtseins, so müssen sich im Bunde mit jenen drei Eigenschaften die herrlichsten Blüthen entfalten. Diese Besonnenheit ist die höchste Beglaubigung des ächten Künstlers; er wird sie bewahren, mag seine Begeisterung mehr eine innerliche, in den innersten Tiefen des Geistes selbst thätige sein, die sich kund gibt als ein inniges, seliges Regen geistiger Kraft in sich und Zusammenfließen mit Anderem, oder mag sie jene stürmische sein, in der der Geist ungestüm aufwallt und tief erregt von der Macht und Fülle des Daseins in einer Glut leidenschaftlicher Bewegungen aufgeht. Da drängt wohl kühn und gewaltig der Wille nach Vollendung in Thaten, ungestüm steigt Bild und Gedanke in der Seele auf, heftig treibt die sehnende Begierde zur Befriedigung ihrer Lust und der Sinn wird entzückt und fortgerissen von diesem ungestümen Aufwallen des Geistes; allein in seinen Tiefen steht klar und ruhig das Bewußtsein als schützende Macht über diesen Bewegungen, und führt diese Bewegungen auch wieder zurück zur Klarheit und Innerlichkeit wahrer Begeisterung. Nach diesen Kennzeichen des ächten Künstlers, wie sie ein neuerer Aesthetiker treffend aufgestellt hat, wird es nicht schwer sein, den genialen Kaulbach zu charakterisiren; wir dürfen nur diese Eigenschaften zusammenstellen, wie sie sich bei ihm in herrlicher Harmonie vereinigen. Von der Natur überschwenglich reich begabt mit Schöpferkraft, durchdrungen von glühender Begeisterung für die Kunst, schaut er bald in die Tiefen seines eigenen Geistes, bald in das vielgestaltige Leben, wie es in Gegenwart und Vergangenheit sich seinem scharfen Blicke darbietet; ergreift mit feuriger Energie seine Stoffe und weiß sie mit besonnener Berechnung und weiser Grazie vollendet darzustellen. Nichts ist ihm zu gering, das er nicht werth hielte, in seiner Eigenthümlichkeit zu durchdringen; nichts ist ihm zu hoch, das er nicht in seiner vollendeten Erscheinung zu erkennen und

wiederzugeben die Kraft hätte. Er ist vollkommen Meister des Technischen, in keinem Zweige seiner Kunst fremd, vertraut mit allen Schulen und der ganzen Vergangenheit der Malerei, die er in ihren wichtigsten Erscheinungen sorgfältigst studirt hat; dabei aber ist er, ohne sich abzuschließen, stets er selbst geblieben, und was er schafft, entquillt seinem eigenen innersten Wesen. Man möchte sagen, seine Bilder seien auf die Leinwand gedacht, so ursprünglich erscheinen sie, so ganz vergißt man den Vermittlungsprozeß und die gleiche Leichtigkeit der Darstellung fühlt man bei den anmuthigen lyrischen oder lebendig dramatischen, wie bei den schwunghaften epischen Compositionen. So ist er ein Künstler in der höchsten Bedeutung des Wortes, ein Künstler, der sich seinen eigenen Typus geschaffen, wohl verwandt dem seines früheren Meisters Cornelius, aber doch wieder entschieden eigenthümlich geartet, weniger heroisch oder gigantenhaft in der Form; dagegen innerlicher, wir möchten sagen, geistiger.

Indem wir nun zu den entwickelnden Lebensverhältnissen Kaulbach's und seinen Hauptwerken übergehen, könnten wir die Leser auf das verweisen, was wir bei Besprechung der schönen Composition zu Goethe's Alexis und Dora in unserm Taschenbuche für das Jahr 1844 gesagt haben. Es möchte aber doch diese Skizze den Meisten schon zu ferne liegen; auch ist gerade hier, wo wir diesen Meister mit seinem Bildnisse an die Spitze der dießjährigen Reihe gestellt haben, der rechte Ort, in möglichst umfassender Weise, so weit es unser Plan erlaubt, von ihm zu handeln. Wir werden daher keinen Tadel verdienen, wenn wir Manches wiederholen, das dort schon in ähnlicher Weise gesagt worden. —

Wilhelm Kaulbach stammt aus Arolsen, der Residenz des Waldeckischen Fürstenthums, wo er am 15. October 1804 geboren

iſt. Sein Vater war Goldſchmied, ein in den Kriegszeiten mannigfach geprüfter, talentvoller Mann, der die Kunſt leidenſchaftlich liebte und ſich in Mancherlei verſuchte. Namentlich im Stempelſchneiden hatte er es weit gebracht und malte mit Geſchick Miniaturen. An dem regen, geiſtigen Leben des Vaters entzündete ſich des Knaben Eifer für Kunſt; in der Abgeſchiedenheit, in der er zuerſt in Arolſen, dann in Mühlheim an der Ruhr lebte, wo ſein Vater ſpäter ſeinen Wohnſitz nahm, machten die Gemälde ſeines Vaters einen Eindruck auf ihn, den keine ſpätere Zeit verwiſchen konnte. Aber ſei es, daß der Unterricht, den er ſelbſt erhalten konnte, zu mangelhaft war, oder daß der Genius in ihm noch zu dürftig genährt wurde, als daß er in ihm den beſtimmten Entſchluß, ſich der Kunſt zu widmen, hätte zur Reife bringen können; Kaulbach ſchwankte; die drückenden Verhältniſſe wirkten lähmend auf ſein äußerſt fein organiſirtes Gemüth und er hätte die Künſtlerlaufbahn verlaſſen und ſich der Landwirthſchaft gewidmet, wenn nicht der Vater ſelbſt, der den göttlichen Funken im Sohne erkannt hatte, auf das Entſchiedenſte ihn zu ſeinem wahren Berufe gedrängt hätte. Es war wohl der einzige Moment in ſeinem Leben, in dem er von außen her ſich beſtimmen ließ, eine Unentſchiedenheit, die lediglich auf Rechnung ſeines von aller Kunſt abgeſchiedenen, durch drückende Lage der Eltern kleinlich beengten Lebens zu ſchreiben iſt und dabei noch das ſchöne Streben verräth, als älteſter Sohn bald die Stütze der Eltern werden zu können, die er ihnen nachher auch auf der andern Laufbahn im ſchönſten und umfaſſendſten Sinne geworden iſt. Nun ſein Beruf entſchieden war, raſtete er nicht; bald zog er, ſechszehn Jahre alt, nach Düſſeldorf. Profeſſor Mosler, der noch an der dortigen Akademie thätig iſt, leitete ihn an im Zeichnen nach der Antike und dem Modell, und gab ihm Unterricht in der Perſpective. Ward ihm unter dieſer

Leitung das Technische seiner Kunst geläufig, so trat ihm doch erst, als Cornelius im Jahre 1820 erschien, die Kunst in einer gewaltigen Persönlichkeit recht nahe; zu den Füßen des Meisters empfing er das neue Evangelium und hing mit glühender Begeisterung an ihm, wie an dem Meister selbst, der ihn bald liebgewann und seinen großen Beruf erkannte. Aeußerlich mit Entbehrungen aller Art kämpfend und mühsam sein Leben fristend, bildete sich seine Eigenthümlichkeit nur um so fester hervor und ließ ihn, wenn auch noch von hoher Bewunderung erfüllt für seinen Meister, doch entschieden seiner eigenen Richtung folgen. Nicht lange hatte Cornelius Düsseldorf verlassen, um, gerufen vom kunstsinnigen König, München zu einem großen Tempel der Kunst umzuschaffen, als er mit andern seiner besten Schüler auch seinen lieben Kaulbach herbeizog. So kam dieser 1826 nach München und wurde dort neben Cornelius einer der thätigsten, erfindungsreichsten Ausführer der großen Plane, die der König gefaßt hatte. Seit der Zeit verließ er König Ludwig's Residenz nur auf kurze Zeit, wie 1838—1839, wo er in Rom weilte, und in diesem Jahre, wo ihn der preußische König in seine Residenz gerufen hat, zu nicht minder großartigen Werken. Von König Ludwig hoch geehrt und von ihm fast täglich besucht, lebt er in München, für sich zwar einfach, aber in aller der Auszeichnung, die einem so eminenten Genie gebührt. Er ist des Königs Hofmaler seit 1837, in den Adelstand erhoben, und hat sich bis jetzt nicht entschließen können, andern ehrenvollen Aufforderungen, die an ihn ergangen, Folge zu leisten.

Ueber Kaulbach als Menschen zu sprechen, halten wir für ungeziemend. Wer ahnen kann, wie unendlich reich und fort und fort bewegt das Gemüth eines Mannes sein muß, der eine so hohe Sendung erhalten hat von dem, der die Geschicke der Welt

ordnet, soll sich nicht verleiten lassen, beurtheilen zu wollen, was vielleicht kaum der vertrauteste Freund, ja der Künstler selbst nicht immer enträthseln kann. Es haben uns solche Indiscretionen stets widerwärtig berührt, und wir begreifen sehr wohl, wie der Künstler trachten mag, sich so unzeitigen Urtheilen zu entziehen und vor dem Auge des Unberufenen zu verschließen. Wir selbst haben seine Bekanntschaft nur flüchtig gemacht; haben übrigens von vielen Seiten her seine Liebenswürdigkeit rühmen gehört. So selbständig Kaulbach in seiner Kunst ist und gerade, weil er es ist, gehorcht er, um mit Schiller zu reden, der gebietenden Stunde, und wenn es dann in ihm gährt und sich gestalten will, dann soll Niemand an ihn Ansprüche alltäglicher Geselligkeit machen. Möchte seinem der Kunst theuern Leben eine stets heitere Sonne leuchten; möchten alle seine Verhältnisse sich so gestalten, daß er ungehemmt und ungebeugt seine großen Entwürfe ins Leben rufen könne. Raczinsky, der kunstsinnige Graf, der sich eines häufigen Umgangs mit Kaulbach rühmt, sagt von ihm, er bediene sich gerne des Goethe'schen Kernausspruches:

„Wenn Ihr's nicht fühlt, Ihr werdet's nicht erjagen;
Wenn es nicht aus der Seele dringt,
Und mit urkräftigem Behagen
Die Herzen aller Hörer zwingt.
Sitzt Ihr nur immer! Leimt zusammen!
Braut ein Ragout von Andrer Schmaus,
Und blast die kümmerlichen Flammen
Aus Eurem Aschenhäufchen 'raus!
Bewunderung von Kindern und Affen,
Wenn Euch darnach der Gaumen steht;
Doch werdet Ihr nie Herz zum Herzen schaffen,
Wenn es Euch nicht von Herzen geht."

Den Spruch darf er mit vollem Rechte im Munde führen und ihn der Legion unberufener Jünger zuwerfen. Denn bei ihm kommt Alles aus tiefster Seele und seinen Gestalten merkt man leicht dieses urkräftige Behagen an, das sie ans Licht gerufen; daher zwingen sie auch den Beschauer, in ihrem Schöpfer den hohen Genius verehrend und bewundernd anzuerkennen.

Um Kaulbach noch in seinen einzelnen Werken kennen zu lernen, dürfen wir gleich mit seiner Münchner Periode beginnen; denn was er in Düsseldorf gemalt hat, wo er noch Vieles, z. B. Unterrichten, des nothdürftigen Unterhalts wegen thun mußte, verschwindet vor dem großartigen Aufschwunge, den er in München genommen, wo seinem Genius rasch die Flügel wuchsen. Jedoch ließen auch schon die einzelnen Kirchenbilder, die ihm in Düsseldorf aufgetragen wurden, das Bild des jungen Mannes auf dem die Theologie darstellenden Freskogemälde in der Aula zu Bonn, so wie ein Carton, einen Israeliten zeigend, wie er das himmlische Manna sammelt, gediegene Zeichnung und ganz eigenthümliche Auffassung erkennen. Zugleich verdanken wir dem Umstande, daß er dort die Kapelle des Irrenhauses für magere Kost mit Engelgestalten und Blumengewinden auszuschmücken hatte, die Idee zu dem für Künstler und Psychologen höchst merkwürdigen Blatte: „das Narrenhaus.“ Er hatte während seiner Arbeit volle Muse, die Geisteskranken in den mannigfaltigen Richtungen und Gestaltungen des Irrwahnes, von dem still für sich hinbrütenden Tiefsinne bis zur höchsten Wuth satanischen Wahnsinnes zu beobachten; Jahrelang verfolgten ihn diese Unglücksgestalten; sein Geist beschäftigte sich unablässig mit diesen Räthseln des psychischen Lebens, und es ging ihm, wie Goethe von sich erzählt, er konnte der peinlichen Herrschaft dieser Erscheinungen über seine Phantasie nicht eher los werden, bis er sich ihrer im Bilde entäußert hatte.

Dieſes Blatt ſteht nun als ein tief durchlebtes, kühn componirtes und meiſterhaft ausgeführtes Werk der unübertrefflichen Tieck'ſchen Schilderung eines Narrenhauſes in ſeiner Novelle: „die Reiſenden" würdig zur Seite. Es iſt von Merz geſtochen und mit geiſtreichen Erläuterungen von dem jüngeren Görres begleitet.

Wollten wir nun das, was Kaulbach in München ſeit zwanzig Jahren geſchaffen, auch nur berühren, ſo würde der Raum nicht hinreichen und es würde auch höchſtens eine Vorſtellung von der außerordentlichen Erfindungskraft des Künſtlers geben. Wir heben daher nur einzelnes Größere hervor. Da durch Cornelius die Freskomalerei, die er als die den Geiſt am wenigſten beſchränkende Art der Malerei betrachtete, erweckt und in Schwung geſetzt und durch des reichbegabten Königs Anregung und großartige äußere Unterſtützung ſchnell zu hoher Vollendung gefördert wurde, ſo führte auch Kaulbach ein ganzes Jahrzehend ſeine Compoſitionen al fresco aus; erſt ſpäter, beſonders in Rom, malte er auch in Oel und bewies, wie das Genie überall Ausgezeichnetes leiſten kann. Zunächſt beſchäftigte ihn das große Fresko: „Apollo unter den Muſen," das er als Deckengemälde in dem großen Saale des Odeons ausführte. Dann malte er geſchichtliche Fresken in den Arkaden des königlichen Hofgartens und entwarf ſymboliſche Figuren, die von andern Künſtlern ausgeführt wurden. So „das Sinnbild der Weisheit," gegenüber dem hiſtoriſchen Bilde: „Wie Herzog Albrecht IV. das Erſtgeburtsrecht bei der bayeriſchen Erbfolge einführt;" der Rheinländer Foltz übernahm die Ausführung; in ähnlicher Weiſe das „Sinnbild des Reichthums" gegenüber „der Schlacht bei Giengen, wo Ludwig von Bayern den Vorfechter der kaiſerlichen und päpſt-

lichen Partei beſiegte, den Markgrafen Albrecht Achilles, der an ihm die Acht vollziehen ſollte.“ Endlich die vier Flußgötter: „den Rhein, die Donau, den Main und die Iſar“ und „eine Bavaria,“ koloſſale Geſtalten, die den Phantaſiereichthum und das Talent des Künſtlers für großartige Erfindung und feinſte Charakteriſtik bekunden. Die Bavaria insbeſondere wird für die ſchönſte der allegoriſchen Figuren in den Arkaden gehalten. Die Donaunymphe hat Raczinsky in einem Holzſchnitte wiedergegeben, der zwar nicht ſonderlich ausgeführt iſt, aber doch die reizende Formſchönheit des Originals ahnen läßt. Wir möchten hier überhaupt die Bemerkung einfließen laſſen, daß die vielfältig mißlungenen Verſuche der Nachbildung, namentlich auch in dem erwähnten Werke des kunſtſinnigen Grafen, gerade den Kaulbach'ſchen Compoſitionen viel weniger, als andern, ſchaden, weil ſie ſo überwiegend geiſtig ſind, daß ſie auch nothdürftig ſkizzirt ihren Reiz nicht verfehlen und die Idee leicht hervortreten laſſen. Doch wäre es allerdings zu wünſchen und der fortgeſchrittenen Kunſtbildung würdig, wenn Nachbildungen, beſonders, wo ſie den Zweck haben, als Belege zum Fortſchreiten der Kunſt und zur Charakteriſirung des Künſtlers zu dienen, den beſten Händen anvertraut und, wo möglich, nicht ohne Gutheißen des Künſtlers dem Publikum übergeben würden. Gewöhnliche Illuſtrationenfertiger oder Vignettenzeichner ſind hier nicht an ihrem Platze.

Nach Vollendung dieſer Compoſitionen war Kaulbach beſchäftigt in dem Palaſte des Herzogs Max; beſonders gerühmt werden in dem Tanzſaale die Entwürfe zu ſechszehn Bildern aus der ſinnvollen, an zarten Momenten reichen Mythe: „Amor und Pſyche.“ Hier konnte er ſeinen Sinn für die zarteſten Regungen des Herzens ſtrömen laſſen. An Anmuth übertreffen

dieſe weichen Geſtalten wohl Alles, was Neuere dort geſchaffen haben. Darauf rief ihn der König wieder zu einer umfaſſenden Arbeit für den Königsbau. Er wollte in demſelben die zwei großen Nationen, die griechiſche und deutſche, in den ſchönſten Blüthen ihrer Poeſie dargeſtellt ſehen. Schwanthaler ſollte die Compoſitionen aus griechiſchen Dichtern im ſtrengſten Style ausführen; von den deutſchen Dichtern waren Klopſtock, Goethe und Wieland für Kaulbach beſtimmt. Der ganze Bilderkreis gehört zu dem glänzendſten und reichſten, was unſere Zeit hervorgerufen hat; man muß den König bewundern, auf deſſen Wink ſolcher Zauber ſich entfaltete, und zugleich das deutſche Element anerkennen, von dem er bei aller Kenntniß und Verehrung des Antiken ganz und gar durchdrungen iſt.

Zu gleicher Zeit iſt dieſe Bilderreihe in den königlichen Gemächern ein dauernder Ehrentempel für ſo manche bedeutende Künſtler, wie Schnorr, Folz, Neureuther, Hermann u. ſ. w., und wird noch in ſpäter Zeit Zeugniß geben von dem großartigen, gemeinſamen Kunſtſtreben. Im Thronſaale der Königin malte Kaulbach in Wachsfarben zwölf Scenen aus Klopſtock's Barditen: der „Hermannsſchlacht“ und „Hermann's Tod,“ ſowie vier aus deſſen Oden. Für den anſtoßenden Saal entwarf er die Cartone zu achtzehn größeren und kleineren Darſtellungen aus Wieland's Werken, von denen wir die drei zu Muſarion bei unſerer Nachbildung näher beſprechen werden.

Den Schlafſaal der Königin endlich ſchmückte er mit zwei und vierzig Gemälden aus Goethe's Dichtungen. Die acht größten, oberen Gemälde ſind Darſtellungen der Balladen: „der Fiſcher,“ „der Wanderer,“ „die Braut von Corinth,“ „der Gott und die Bajadere,“ „der Müllerin Verrath,“ „der Müllerin Reue,“ „die Spinnerin und der

getreue Eckart." Die acht unteren Gemälde geben drei Scenen aus Faust, drei aus Egmont und zwei aus Iphigenie. Diese alle sind in Wachsfarben gemalt, während die kleineren an der Decke Fresken sind. Ein Wegweiser von Dr. Förster gibt über die Ausführung und Anordnung des Ganzen schätzenswerthe Aufschlüsse. Hatte sich der Künstler bei dieser Aufgabe im lyrisch-dramatischen Elemente bewegt; war er in die Tiefe des Gemüthes hinabgestiegen und hatte die feinsten Empfindungen in mannigfachem Wechsel mit bewundernswerther Sicherheit vor das Auge gezaubert, ohne je die Grenze des Schönen durch zu viel oder zu wenig zu überschreiten; war es ihm gelungen, das Romantische zum Deutschklassischen zu steigern, so drängte ihn auch schon damals das Verlangen nach einem Gegengewicht gegen dieses Gefühlsleben, an großen epischen Entwürfen seine Kraft wieder zu erstarken, und er skizzirte Scenen aus Karl's des Großen Sachsenkriegen, von denen „der Schäfer mit seinen beiden Hunden" bei Raczinsky wiedergegeben ist, und stellte Schiller's „Verbrecher aus verlorener Ehre" in einer Reihe von Zeichnungen dar, die das Studium Hogarth's nicht verkennen lassen. Auch sein Talent zu porträtiren übte er zur Erholung, und zeichnete einige Künstlergruppen, die auf höchst ergötzliche Weise einen ganzen Kreis der mannigfaltigsten Individualitäten in lebendigster Wahrheit wiedergeben. Die Porträte seiner Eltern, wie das seines Lehrers Cornelius, das wir im Almanach von 1844 gegeben haben, zeigen, wie er die Form mit dem Geiste zu durchdringen weiß. Der Baurath Klenze, den er zu seinen Vertrauten zählte und auch porträtirte, gab ihm den Stoff zu einer seiner großartigsten Compositionen, die seinen Ruhm weit hinaus trug durch das Vaterland, und ihm allgemein die Anerkennung verschaffte, die bis dahin, wie sich erklären läßt,

mehr auf München und die Künstlerwelt sich beschränkt hatte. Er stand nun auf einmal über allen denen, die seine Genossen waren, bei den wenigen ersten Meistern, in durchaus selbstständiger, eigenthümlicher Wirksamkeit neben seinem Meister Cornelius. Es war die „Hunnenschlacht," die ihn so hoch erhob, ein Werk, das allein schon die Raczinsky'sche Gallerie sehenswerth macht. Den Stoff gab ihm Klenze, der die Composition für sich wünschte, aus einer Erzählung des Neuplatonikers Damascius entnommen, der zur Zeit des griechischen Kaisers Justinian lebte. Die Scythen, d. i. Hunnen, erzählt er, drangen bis vor Rom. Im Angesichte der ewigen Stadt erhob sich der furchtbare Kampf gegen sie, und mit solcher Wuth wurde gekämpft, daß keiner der Kämpfenden von beiden Seiten lebendig blieb außer den Führern und wenigen Begleitern derselben. Als sie aber kämpfend gefallen waren, erneuten sie, körperlich zwar darniedergeworfen, aber im Geiste noch aufgerichtet, die Schlacht, und kämpften drei ganze Tage und Nächte hindurch, nicht schwächer als im Leben an Körperkraft und Muth. Wie geistvoll und mit welcher Freiheit Kaulbach die Fabel benutzt hat, wird die Beschreibung zeigen, die freilich bei der weiten Verbreitung des Stiches fast überflüssig erscheint. Das Bild hat die Form eines Regenbogens. Alle, auch die Führer, sind gefallen. In dem Vordergrunde, der den Durchmesser des Halbkreises bildet, liegen in herrlichen Gruppen die Erschlagenen, Römer und Hunnen, Greise, Männer, Jünglinge, Frauen, unter denen eine mit dem todten Kinde an der Brust; aus dem Hintergrunde tauchen die Kuppeln der ewigen Roma hervor. Während der Tod vornen noch mit eiserner Schwere und kaltem Schweigen herrscht, regt sich's an den Seiten. Von unauslöschlichem Hasse aufgerüttelt, erheben sich noch schlaftrunken, aber Wuth und Kampflust in den

Mienen, die Leiber der Erſchlagenen, greifen zu den Waffen und ringen ſich, rechts die Hunnen, links die Römer, empor, wo's immer lebendiger wird, in unüberſehbaren Schaaren, eine Gruppe in die andere geſchlungen und faſt ſich erdrückend. Hoch oben Attila mit der Geißel, todesmuthig voranſtürmend über den Schild, den Andere emporhalten, entgegen dem Kreuze, das, von Jünglingen getragen, hoch in den Lüften leuchtet, während der Chriſtenführer ſicher zum Siege ſchreitet. Nicht die Geißel ſchwingt er, das Kreuz iſt ſein Panier; er ſchwebt wie ein Racheengel, von Jünglingen emporgehoben, ruhig dem wuthverblendeten Heiden entgegen. Die furchtbare Wahrheit des Kampfes läßt uns ganz vergeſſen, daß die Geſtalten alle in der Luft ſchweben; es gibt in der That nicht Worte, um dieſe Scene zu ſchildern, wie ſie uns in ſchauriger Wahrheit entgegentritt, und doch, wie wird das Gräßliche gemildert durch die unendliche Schönheit, die über das Ganze ausgegoſſen iſt. Thäter hat das Bild vortrefflich geſtochen, aber man muß den Carton ſehen, zwanzig Schuh lang und ſiebenzehn Schuh hoch, braun in braun gemalt. Wahrlich es genügt, dieß eine Bild geſehen zu haben, um das Genie ſeines Schöpfers zu erkennen; man muß ſich beugen vor der Macht und Herrlichkeit des Menſchengeiſtes.

Zu Anfang 1835 erſchien, von Merz geſtochen, „das Narrenhaus." Erfüllt die Art der Darſtellung mit Bewunderung vor dem Künſtler, ſo erregt der Gegenſtand ſelbſt Grauſen und inniges Mitleid. Da wir das Blatt jetzt nicht vor Augen haben und uns nicht getrauen, die reiche Compoſition aus dem Gedächtniß zu ſchildern, ſo entnehmen wir ſie dem Werke des Herrn Profeſſor Söltl. „In einem geräumigen Hofe, über deſſen Mauer man in eine kahle Gegend ſieht, ſind die Unglücklichen, um freie Luft zu ſchöpfen, verſammelt; der phlegmatiſche Aufſeher bewacht

ſie, der die Peitſche, die jetzt in ſeiner Rocktaſche ruht, zu handhaben verſteht und, ungerührt von den mannigfaltigen Aeußerungen des Wahnſinns, ſeine Pfeife raucht. Hier ſitzt rechts im Bilde mit verſteinertem Antlitz, in dem ſich Liebe und Verzweiflung ſpiegeln, die Kindesmörderin, und herzt einen in Windeln gewickelten Holzklotz; weiterhin der hagere, über einem Buche tiefſinnig brütende Gelehrte; der verrückte Held mit dem hölzernen Schwert und offener Bruſt ſcheint ſeine Ruhmesthaten zu erzählen; dort will ſich der Weiberhaſſer den Umarmungen einer üppigen Buhlerin und einer liebkoſenden Alten entziehen und ſtrebt zu entfliehen; der Ehrgeizige, welchen Hochmuth zum Wahnſinn führte; ein neuer fanatiſcher Glaubensprediger mit dem hölzernen Kreuz in der Hand, daneben eine Jungfrau, deren Antlitz wir nur im Profile ſehen, im ſtillen Schmerz die Hände gefaltet, das lange Haar vom Nacken heraufgeſtrichen und loſe mit einem Kamm auf dem Scheitel zuſammengehalten, über das Geſicht herabſinkend. So ſtellen ſich alle die Leidenſchaften, hier ſchreckend, dort innig rührend, dar, die, über die Grenze geſchritten, den Menſchen zum Wahnſinn führen, und wir haben hier eine ganze Welt in ihrer furchtbarſten Zerſtörung.“

Im Jahre 1836 erſchien als Kunſtvereinsblatt, von Merz geſtochen, eines von den Gemälden der königlichen Reſidenz, „Egmont und Klärchen;“ auch die übrigen Darſtellungen ſollen geſtochen werden.

Während Kaulbach nach Vollendung der größeren Arbeiten ſich mit mancherlei kleineren Compoſitionen beſchäftigte, reifte in ihm der Plan zu ſeinem größten Werke, deſſen Ausführung ihn bis in die letzte Zeit in vollen Anſpruch nahm. Es iſt „die Zerſtörung Jeruſalems.“ Wie das Ereigniß ſelbſt ein hochtragiſches, welterſchütterndes iſt, ſo weht auch durch das Ganze

ein gewaltiger Geiſt, als ob der ſtrafende Gott uns ſelbſt erſchiene und das lange vorherverkündigte Gericht vollzöge. Jeruſalem iſt erobert und wir ſehen uns mitten in der Stadt in dem furchtbarſten Momente der Handlung. Oben auf Wolken erſcheinen in einer Glorie die vier großen Propheten: Jeſaias, Jeremias, Ezechiel und Daniel, die den Urtheilsſpruch verkündigen über das halsſtarrige Volk, deſſen Herz verſtockt blieb bei allen ihren warnenden Vorherverkündigungen. Die ſieben Engel (die ſieben in der Offenbarung bezeichneten Engelſchaaren) ſchweben mit flammenden Schwertern nieder, um das göttliche Strafgericht zu vollziehen, und ſchon zeigt ſich die Wirkung des Gerichtes. Denn unten zur Linken hat Hungersqual und Verzweiflung den höchſten Grad erreicht, eine Matrone mordet den eigenen Säugling. Die Anführer der Juden, Johannes von Giſchala und Simon, des Giora Sohn, erſcheinen noch hohnſprechend in der Kälte und Gleichgültigkeit eines im Verbrechen erſtarrten Gemüthes. Sie, die die menſchlichen und göttlichen Geſetze mit Füßen traten, die das Heilige höhnten und dem Gotte fluchten, der ſie verlaſſen, ſie hatten die furchtbare Erfüllung noch beſchleunigt. Trotz der hartnäckigſten Vertheidigung mußte die Stadt unterliegen, und das alte, herrliche Heiligthum, das Titus ſo gerne gerettet hätte, fiel in Schutt zuſammen. Der Tempel ſteht in Flammen und Veſpaſian's Sohn zieht von der Rechten über die zerbrochenen Mauern triumphirend ein. Mit Poſaunenſchall feiern die Römer ihren Sieg, und an heiliger Stätte iſt bereits der Legionenadler erhöht. Der Hoheprieſter, feſtlich geſchmückt, iſt durch den Fall des Volkes und ſeines Heiligthums zum Geſpötte geworden; er gibt ſich ſelbſt den Tod in Mitten ſeiner Familie, ſeiner Söhne und Gattin, die ermordet oder in Verzweiflung umherliegen. Auch die Leviten liegen oder ſitzen zu ſeinen Füßen mit ihren Harfen und anderen

Geräthen. Verſtummt ſind ihre Lieder und nur die Jammerthräne iſt geblieben. Die Töchter Jeruſalems werden von den Siegern hinweggeriſſen. Rechts im Vordergrunde zieht eine Chriſtenfamilie aus der Stadt. Von dem Gefäße der Gnade, dem heiligen Gral, den Engel tragen, ſtrahlt ihnen das Geheimniß ihres Glaubens und himmliſcher Friede iſt mit ihnen. Ihnen gegenüber wird Ahasverus, der ewige Jude, von drei Dämonen aus der Stadt getrieben, eine Allegorie des Schickſals, das von dieſem Tage an das Volk Iſraels raſtlos von Land zu Land peitſchte und ſeinen Ausgang noch nicht erreicht hat. Leider ſind wir nur im Stande, aus einzelnen Gruppen die Erhabenheit dieſes Werkes ahnen zu können; von Allen aber, die es geſehen haben, iſt nur eine Stimme darüber, daß ihm kaum ein anderes Werk an die Seite zu ſetzen wäre. Das große Oelgemälde, das für die Gräfin Raczivill beſtimmt war, aber von König Ludwig für 37,000 fl. angekauft wurde und achtzehn Fuß hoch und zwanzig Fuß breit iſt, ſteht jetzt vollendet zur Bewunderung der vielen Fremden, die leicht Zutritt erhalten können in des Künſtlers Atelier, wo auch die lebensgroßen Bildniſſe von König Ludwig und Lola Montez zu ſehen ſind. Letztere ſoll zu den 48 Schönheiten Münchens kommen, deren Porträte, von verſchiedenen Künſtlern gemalt, einen eigenen Saal im königlichen Palaſte ſchmücken. Um ſich zur Ausführung vorzubereiten, brachte Kaulbach beinahe ein Jahr (1838—1839) in Italien zu. Dort führte er als Studien mehrere Oelbilder aus; Bildniſſe nach dem Leben, auch die halblebensgroße Figur eines Hirtenknaben, die viel bewundert wurde und den Freskomaler nun auch als vollendeten Oelmaler zeigte.

Von den Oelbildern heben wir noch „Anakreon mit ſeiner Geliebten," oder, wie es ſpäter genannt wurde: „Poeſie und Liebe," hervor wegen der eigenthümlich gewählten

Aufgabe. Es galt hier, die wärmſte Sinnlichkeit darzuſtellen, ohne ans Gemeine zu ſtreifen; die Liebe geiſtig und materiell, ohne daß die phyſiſche Gewalt dominirte, oder nach der andern Seite die ſchöne Realität ganz erſtorben erſchiene. Es mußte die Liebe edelkräftig, nicht lüſtern; frei genießend, nicht gewaltſam drängend; begeiſtert, nicht genußſüchtig; maßvoll, nicht ſchwelgeriſch dargeſtellt werden, und ſo hat er es aufgefaßt, geiſtvoll, fern von koketter Lüſternheit oder derber Wirklichkeit. Der Dichter, eine ſchöne, kräftig-jugendliche, lorbeerbekränzte Geſtalt, ſitzt auf dem Ruhebette, das Gewand, ganz über die Bruſt herabgeſunken, enthüllt den edeln Wuchs; ſinnend hält er in der Linken ein Buch, aus dem er vorgeleſen, während er mit der Rechten die roſenbekränzte, glühende Freundin umſchlungen hat, die ſich zu ihm emporſchmiegt; mit ihrer linken Hand berührt ſie ſein Kinn, die Rechte ruht in ihrem Schooße. Ueber dem Paare ſchweben von beiden Seiten zwei blonde liebliche Amorgeſtalten herzu; der eine hält und nährt eine brennende Lampe, die ein magiſches Licht ausſtrömt; der andere trägt eine Schale mit Früchten in der Rechten und unter dem linken Arm eine reife, ſchwere Melone. Eine ſinnvolle Compoſition, deren Deutung bis ins Kleinſte leicht in die Augen ſpringt und einen beſondern Reiz gewährt. Vor mehreren Jahren, zur Zeit, als ihn die Ausführung ſeiner „Zerſtörung Jeruſalems“ vorzugsweiſe in Anſpruch nahm, entwarf er andere verwandte Darſtellungen: „Chriſtus als Erlöſer in der Vorhölle,“ „die Befreiung des heiligen Grabes.“ Wie weit ſie gediehen ſind und ob er ſie auszuführen gedenkt, wiſſen wir nicht; wohl aber, daß er den Carton zu einem „babyloniſchen Thurmbau“ vollendet hat, der an Reichthum der Compoſition und Kühnheit der Auffaſſung Alles übertreffen ſoll, was er bis jetzt ſo Großes und Herrliches hervor-

gerufen hat. Dieses Bild wird nach Berlin kommen, wohin der Künstler selbst gerufen ist, um auch diese Residenz neben Cornelius mit seinen unsterblichen Werken zu schmücken.

Leider besitzen wir im Stich nur erst wenige der Kaulbachschen Compositionen: „die Hunnenschlacht," „den Sachsenkampf," „das Narrenhaus," „Egmont und Klärchen," „Poesie und Liebe," einzelne Gruppen aus der „Zerstörung Jerusalems." Dagegen hat das letzte Jahr uns die „Illustrationen zu Reineke Fuchs" gebracht; mit diesen wollen wir unsere Darstellung beschließen. Kaulbach hatte schon früher die Direction der Illustrationen zu Goethe's Werken übernommen; unter denen, die er selbst entwarf, zeichneten sich besonders die satyrischen zum Reineke Fuchs aus. Wie das satyrische Element ihm überhaupt nicht fremd war, so mochte ihn diese Beschäftigung reizen, das ganze, unübertreffliche Epos in seinen wesentlichsten Momenten durchzucomponiren. Wie man sagt, waren die 36 Blätter schon vollendet, als König Ludwig sie sah und ihn vermochte, sie Cotta zu übergeben. Schon nach der ersten Lieferung konnte man erkennen, daß noch nichts Aehnliches weder in Composition, noch in meisterhafter Ausführung erschienen sei. Eine solche ungezwungene Vermenschlichung der Thiergestalt ist staunenswerth. Man vergißt vollkommen, daß man Thiere sieht, und die Satyre schwingt ihre schärfste Geißel. Man betrachte Reineke, wie er behaglich Siesta hält, umgeben von reicher Beute; oder, wie die Leiche der Kratzefuß vor Nobel gebracht wird. — Das ist Vollendung. Nicht ganz möchten wir uns mit den Anspielungen in den Kornähren ꝛc. zufrieden erklären; die Scene im neunten Hefte aber, die der Dichter viel delicater behandelt, hätten wir lieber ganz weggewünscht.

Berlin kommen, wohin der
ese Residenz neben Corne-
zu schmücken.
ast wenige der Kaulbach-
schlacht," „den Sach-
„Egmont und Klär-
nzelne Gruppen aus der
egen hat das letzte Jahr
ineke Fuchs" gebracht;
g beschließen. Kaulbach
ustrationen zu Goethe's
r selbst entwarf, zeichneten
eke Fuchs aus. Wie das
fremd war, so mochte ihn
unübertreffliche Epos in
componiren. Wie man
det, als König Ludwig
übergeben. Schon nach
daß noch nichts Aehn-
eisterhafter Ausführung
Vermenschlichung der
rgißt vollkommen, daß
gt ihre schärfste Geißel.
h Siesta hält, umgeben
der Kratzefuß vor Nobel
Nicht ganz möchten wir
en ꝛc. zufrieden erklären;
Dichter viel delicater
nscht.

MUSARION.

Wilhelm v. Kaulbach del. J. D. Sauerländers Verlag. Adrian Schl...

Digitized by Google

Digitized by Google

Musarion.

Gemalt von Wilhelm von Kaulbach.

Es ist schon lange her, daß diese „Musarion" in unserer literarischen Welt die Köpfe verrückt machte; Wieland's Schöpfung ist jetzt so ziemlich vergessen, oder wenn man zu ihr zurückkehrt und ihr aus historischem Interesse Aufmerksamkeit widmet, trennt man sich leicht wieder von ihr; begreifen kann man wohl, wie Lessing sie bei ihrem Erscheinen beachtenswerth hielt und Goethe sogar meinte, in Musarion sei erst Griechenland wieder lebendig geworden, begreifen kann man auch, daß Schubart einen Studenten in seinem Neujahrsseufzer „Wieland's Musarion zum Weib" sich erflehen läßt; aber fühlen wird es Niemand mehr. Es ist hier nicht der Ort, dieses Produkt seiner Muse ausführlich zu besprechen; doch dürfte es zur Beurtheilung unserer Composition wesentlich sein, über Zweck und Inhalt Einiges zu sagen. Wie Wieland in seinem Agathon am lebendigen Beispiel darzuthun suchte, daß man nur durch öftere Veränderungen in der Art zu denken weise werden könne und er dieß in seinem eigenen Leben, das er ja in seinen Werken abspiegeln will, praktisch zeigte, so tritt er mit Musarion und Idris und ähnlichen Produkten entschieden in den Gegensatz zu seiner früheren platonischen Denkweise und schmeichelt der thierischen Natur im Menschen, selbst wenn er in Worten es vermeidet, durch die ganze Combination seiner Fabel. Der Theorie nach ist seine Liebe des Herzens, welche die Mitte halten soll zwischen der Seelen- und Körperliebe, vortrefflich; aber es gehört ein feiner Takt dazu, diese Mitte zwischen den Extremen zu halten, und in der Art, wie

er die Theorie ausgeführt hat, neigt er ſich nur zu ſehr zum ſinnlichen Extrem und ſeine Züchtigkeit hat doch gar zu ſehr das Anſehen des Gegentheils. Muſarion, die Heldin und Geliebte des Philoſophen Phanias, verdroſſen über den Entſchluß des Philoſophen, ſich zurückzuziehen von der Welt und den ſinnlichen Genüſſen, beſchließt, ihn von ſeiner Sentimentalität zu heilen. Sie ſucht ihn in ſeiner Abgeſchiedenheit auf, wo er mit zwei andern Philoſophen lebt, die geckenhaft nur mit Worten der Stoa und dem Pythagoras huldigen. Er entflieht, ſie folgt; endlich kann er nicht weiter und muß mit ihr zur Hütte zurückkehren. Er thut noch kalt und gleichgültig. Im Hauſe findet man die beiden Philoſophen in heftigem Wortwechſel und handgreiflicher Beweisführung. Sie ſind verlegen, als die reizende Nymphe erſcheint; bald aber glätten ſich die Falten, als auf der Herrin Wink ein Mädchen mit einem leckeren Mahl, mit Wein und Früchten, zum Vorſchein kommt. Trefflich mundet's den Enthaltſamen und die neckiſche Nymphe weidet ſich an den lüſternen Augen, die an den Reizen der Dienerin und am goldenen Weine hangen, während die Lippen philoſophiſche Phraſen lallen. Der Stoiker ſinkt, bewältigt vom ſtarken Gotte, zu Boden, während der Pythagoräer dem Mädchen folgt. Phanias ſelbſt iſt längſt geheilt von ſeinem Entſchluſſe; nun aber ſpielt Muſarion die Spröde und führt ihn, der zum andern Extrem geſchwankt, ins Gleichgewicht zurück; es gelingt ihr, und die Verſöhnung wird durch Gewähr gefeiert.

Gleichfern von Dürftigkeit und ſtolzem Ueberfluß,
Glückſelig, weil er's war, nicht weil die Welt es wähnte,
Bringt Phanias in neidenswerther Ruh
Ein unbeneidet Leben zu;

In Freuden, die der unverfälschte Stempel
Der Unschuld und Natur zu ächten Freuden prägt.
Der bürgerliche Sturm, der stets Athen bewegt,
Trifft seine Hütte nicht, den Tempel
Der Grazien, seitdem Musarion sie ziert ꝛc.

Und so leitet Wieland mit seiner Musarion die Philosophie der Grazien ein, die er später, aber nur in ihrer künstlichen, nicht natürlichen Gestalt schildert.

Sehen wir nun auf unsere Darstellung, so finden wir hier das mittlere der drei Bilder, die Kaulbach aus Wieland's Musarion in den königlichen Gemächern ausführte. Im ersten sitzt der menschenfeindliche Philosoph mit über den Kopf geschlagenem Mantel, gestützt auf einen Stock, finster brütend da; ein Amor zur Rechten zerbricht den Bogen, ein anderer zur Linken schüttet die Pfeile aus seinem Köcher; Beide zeigen Unwillen darüber, daß sie hier die Herrschaft verloren. In unserm Bilde flieht der Philosoph vor der Geliebten, die unerwartet erschienen. Er will sie nicht anschauen; aber ein Amor hält ihn mit Rosenketten fest, ein anderer drängt ihn bittend zurück. Man sieht, er wird ihr nicht entfliehen; sein Blick verräth schon die Rückkehr der alten Neigung. Musarion fleht so innig; die Hand auf dem Herzen sagt beredt, was sie spricht. Im dritten Bilde hält der Geprüfte die versöhnte Geliebte umschlungen; zärtlich schmiegt sie sich an den Liebenden; zwei Amoren umschweben sie; der eine facht die erlöschende Lampe wieder an, der andere bringt Rosen und Früchte. In drei Gruppen hat der Künstler mit sicherer Empfindung Alles vereinigt, was den Kern des Gedichtes bildet.

Madonna mit dem Erlöser.

Gemalt von Eduard Steinle.

(Eigenthum der Frau Deborde in Frankfurt am Main.)

Talis mater speciosa	Schön, o Mutter auserlesen,
Pulchra est cum filio:	Bist du mit dem Sohne mir:
Qualis est cum molli rosa	Wie der Rose zartes Wesen
Viola cum lilio.	Glänzt mit Lilj' und Veilchenzier.

„Madonna mit dem Kinde!" Wie unendlich oft schon dargestellt von allen großen Meistern, ebenso unendlich, wie die göttliche Liebe, die sich in diesem Geheimniß am mächtigsten, wie in einem Brennpunkte, offenbart hat. Immer wieder reizt diese erhabene Aufgabe den wahren Meister zu neuer Lösung, und trotz des festen Typus, dem die strengere Schule gerne folgt, zeigt jede Lösung wieder eine neue eigenthümliche Individualisirung in dem Maaße, als der Künstler innere Selbständigkeit zu bewahren weiß. Unter den vielen Madonnen, die Steinle schon gezeichnet oder gemalt hat, schweben uns besonders drei vor Augen, die, von derselben religiösen Wärme und Innigkeit zeugend, mit derselben Grazie entworfen und mit derselben Meisterschaft ausgeführt, doch auf verschiedene Weise die Aufgabe fassen. Es ist die unsrige, eine ihr nahe kommende, die für Lord Edgerton bestimmt ist, und die des Palmetum. Auf unserem Bilde trägt Madonna den Erlöser der Welt, er ist wohl als Knabe dargestellt; aber der Ernst des edeln Gesichtes, die aufgehobenen zwei Finger der Rechten (den Schwur der Erlösung andeutend), die Weltkugel und das Kreuz in der Linken, zeigen nicht das Menschenkind Christus, sondern den Gott-Erlöser. Daher ist in diesem Bilde Madonna

em Erlöser.

Steinle.

in Frankfurt am Main.)

chön, o Mutter auserlesen,
ſt du mit dem Sohne mir:
e der Rose zartes Wesen
ingt mit Lilj' und Veilchenzier.

" Wie unendlich oft schon
ebenso unendlich, wie die
nniß am mächtigsten, wie
Immer wieder reizt diese
neuer Lösung, und trotz
le gerne folgt, zeigt jede
ndividualiſirung in dem
igkeit zu bewahren weiß.
e schon gezeichnet oder
or Augen, die, von der-
eugend, mit derselben
ſchaft ausgeführt, doch
Es ist die unsrige,
gerton bestimmt ist,
Bilde trägt Madonna
e dargestellt; aber der
vei Finger der Rechten
Weltkugel und das
enschenkind Christus,
esem Bilde Madonna

F. Steinle del. F. Burkenberg sc.

Digitized by Google

Digitized by Google

ganz das bescheidene, demüthige, dienende Werkzeug göttlicher Gnade; die mütterliche Innigkeit tritt zurück vor der sinnenden Betrachtung, wie sie gewürdigt sei, die Mutter des Heilandes zu sein und ihm so nahe zu stehen. Dieß scheint auch die ernste Verhüllung anzudeuten, die gerade nur das in frommer Anbetung zu dem Kinde geneigte Antlitz schauen läßt. Und so ist auch die Färbung des Bildes durchaus harmonirend mit dieser Auffassung, ernst, aber warm, freudig. Die Rose zur Rechten, das Symbol heiliger Liebesglut. Die andere Madonna, ein größeres Bild, ist die hehre Mutter des Göttlichen, die das Erlöserkind den heiligen Männern zeigt. Der heilige Augustinus, der die Lehre des Heilands zuerst nach England brachte und erster Bischof von Canterbury ward, steht anbetend ihr zur Rechten; der heilige Bonifacius ihr zur Linken, er, der das göttliche Licht von England in das Herz Deutschlands trug, der große Apostel der Deutschen. Madonna erscheint hier freier, das blonde Haar nur halb bedeckt, das freudige Bewußtsein des wachsenden Sieges der Lehre verklärt ihr edles Antlitz. In der Zeichnung zum Palmetum endlich erscheint sie ganz in heiliger Mutterfreude. Sie nimmt die Hülle von dem Kindlein, das süß schläft in ihrem Schooße, und die kindlichfrohen Engel um sie, ihr liebliches Singen und Spielen entzückt sie, und sie wird selbst voll göttlichen Kindersinnes. Welches Gefühl, welche Wonne muß einen Künstler beseelen, der mit so beredtem Pinsel die Tiefen religiöser Empfindung sich und Andern erschließen kann!

Zu den vielen Madonnen ist nun wieder eine neue gekommen, in kleinerem Maßstabe ausgeführt. Madonna erscheint hier, wie im Palmetum, nur noch ausschließlicher in eigener Mutterfreude und Mutterbetrachtung. Sie hebt die Hülle und beugt sich in verklärter Freude über das göttliche Kind, das vor ihr lächelnd

liegt. Himmlischer Glanz ist um sie verbreitet, die Glorie, aus der anbetende Engelköpfe hervorschimmern, als stille Zeugen des Glückes. Wir können uns hier nicht versagen, noch einiger wunderbar schönen Zeichnungen zu gedenken, die Steinle erst vor Kurzem entworfen hat. Die eine, „der Zinsgroschen," ernst gehalten, wie es der Gegenstand verlangt; die beiden andern heiter und innig. Die eine hat er betitelt: „das Blickeschießen." In der Mitte sitzt eine würdige Matrone. Auf ihrem Schooße liegt ein geöffnetes Buch; sie schaut aber nicht darauf, sondern ihre Blicke richten sich verstohlen nach der Seite. Da sitzt die liebliche Tochter; ihre Hände ruhen in dem Schooße, das schöne Haupt gesenkt, richtet sie den Blick mit Innigkeit auf den schönen, kräftigen Jüngling ihr gegenüber, der ganz in ihrem Anschauen versunken ist. So klar und frei ist sein Blick, so warm und rein, und sie so innig, so von wahrer Grazie übergossen, daß man in der That nichts Reineres sehen kann. Es weht aus den Gestalten ein Zauber herüber, wie das Gefühl erster Liebe. Zwei Amoren im Hintergrund auf erhöhetem Platze, die ihre Pfeile herüber und hinüber senden; deuten an, was auch die Blicke schon sagen würden. Eines der lieblichsten Gedichte mit wenigen Strichen.

Die letzte Zeichnung ist umfangreicher; sie soll Clemens Brentano's wunderbares „Rheinmärchen" darstellen, und bedarf daher natürlich des Commentars, wenn sie gleich schon als ein vollendetes, sinnvolles Kunstwerk in hohem Grade fesselt. Steinle war ein inniger, vertrauter Freund des verschwenderisch begabten Dichters; es scheint, als habe er ihm in dieser Zeichnung ein Denkmal setzen wollen. Denn über dem Bilde ist sein mit wenigen Strichen in seiner ganzen Herzfülle und Geistestiefe aufgefaßtes Bildniß. Er sitzt über einem Buche und hält den Ring Salomonis, den aus seinem „Gockel" bekannten Zauber-

ring, vor ſich hin, von dem der Glanz ſeiner Poeſie ausſtrömt, die ſich unten in dem Rheinmärchen entfaltet. Zu den Seiten ſtehen Verſe, die zu ſchön ſind, als daß wir ſie nicht wiedergeben dürften, zumal, da wir uns nicht erinnern, ſie geleſen zu haben. Sie lauten:

„Salomon, du weiſer König,
Dem die Geiſter unterthänig,
Setz' uns von dem ſtolzen Pferde
Ohne Fallen ſanft zur Erde
Führ' uns von dem hohen Stuhle
Bei der Nachtigall zur Schule,
Die mit ihrem ſüßen Schallen
Gott und Menſchen mag gefallen.
Laß das hohe Lied uns ſingen,
Uns aufs Kinderſtüblchen ſchwingen.
Führ' uns nicht in die Verſuchung
Unfruchtbarer Unterſuchung;
Nicht der Kelter ew'ge Schrauben,
Nein, die Rebe bringt die Trauben.
Mach' einfältig uns gleich Tauben,
Segne uns mit Kinderglauben.
Laſſe uns um jede Gnade
Kindlich bitten, kindlich danken,
Und durch Dorn und Blumenpfade
Treu gepflegt ſie ſonder Wanken
Freudig, doch mit frommem Zagen
Hin zum lieben Vater tragen.
Laß die Engel bei uns wachen,
Daß wir, wie die Kinder, lachen,
Daß wir, wie die Kinder, weinen.
Laß uns Alles ſein, nicht ſcheinen."

Unter dieſen Verſen und des Dichters Bildniß iſt das Rheinmärchen in einem Halbkreiſe, der über dem Rheine ruht, dargeſtellt, als wüchſe es aus dem Strome hervor. Um dieſe Darſtel-

lung zu verſtehen, muß wenigſtens der Gang des Märchens angedeutet werden. Der Dichter trug ſich lange mit dem Gedanken, den Schatz von köſtlichen Märchen, der in ſeinem Gedächtniſſe ruhte, zu einem Ganzen zu verknüpfen. Der Plan war, wie er ſelbſt ſchreibt, folgender: „Durch ein märchenhaftes Geſchick gerathen alle Kinder der Stadt Mainz und auch die Kronprinzeſſin Ameleya in die Gewalt und Gewahrſam des Flußgottes Rhein und wohnen bei ihm in einem gläſernen Hauſe. Ein Müller von feenhafter Abkunft wird der Bräutigam der Prinzeſſin und König von Mainz. Nun ſitzt er auf ſeinem Throne, von den Bürgern umgeben, eines Morgens am Fluß, und da werden Märchen erzählt; denn der alte Flußgott hat ſich erboten, jedes einzelne Kind gegen ein an ſeinem Ufer erzähltes Märchen herauszugeben.“ Nun nennt er die einzelnen Märchen, die er ſchon vollendet hat; dann fährt er fort: „Es folgen dann abwechſelnd chriſtliche, jüdiſche und aller Stände Märchen, kürzer und größer wie es die Muſe gibt. Viele Kinder können durch kleine Lieder und Sprüche, oder auch kleine rührende, hiſtoriſche Ereigniſſe ausgelöſt werden; kurz, der Plan bietet einen Faden für alle Gattung kindlicher Dichtung und kann eine ganze poetiſche Kinderwelt umfaſſen.“ Es ging ihm aber, wie Görres ſagt, mit ſeinem großen Cyclus, wie unſeren alten deutſchen Baumeiſtern mit ihren Domen, die ſie auch nicht bis zur Krone hinanführten. Aber auch ſchon das, was wir haben, zeugt von der Pracht und Herrlichkeit der Phantaſie dieſes gebornen Märchen-Dichters.

Wir kommen nun zur weiteren Beſchreibung unſeres Bildes. In der Mitte des Halbkreiſes iſt das Hauptbild. Petrus, der brave Fiſcher von Mainz, und ſeine Frau, die fromme Marzebille, ſitzen am Tiſche vor dem Glas, in dem Goldfiſchchen ſchwimmt. Es iſt von der Reiſe zum alten Rhein zurückgekehrt und bringt

Grüße von ihrem Kinde, Ameleychen, das auch mit den anderen Mainzer Kindern der alte Flußgott in seinem gläsernen Palaste gefangen hält. Goldfischchen erzählt seine Reise und wie es Ameleychen gefunden. Auch Weißmäuschen, der andere Gespiele des Kindes, hört zu. Wie es aber dem lieben Töchterchen geht, das zeigt sich unter dem Hauptbilde. Der alte Rhein ist eingeschlafen, unter ihm in goldener Wiege schlummert süß Ameleychen; neben der Wiege stehen die rothen Pantöffelchen und heran schwimmt Goldfischchen. Die Stelle im Märchen lautet: „Nun könnt ihr euch gar nicht denken, welche Herrlichkeiten da zu sehen waren. Wir waren unter einem gläsernen Gewölbe und über uns sahen wir das Gewässer mit Millionen bunter Fische, die sich mit ihren glänzenden Schuppen an das Glas anlegten und mit ihren Goldaugen hereinsahen, so daß die ganze Decke wie tausend Regenbogen durch einander schimmerte; wo sich die Fische wegbewegten, sah man wieder zwischen wunderbaren Felsen die Sterne und den Mond durch die dunkle Flut leuchten, es war nicht zu beschreiben wie schön. Ja, wenn aller blauer Himmel eine Wiese wäre, und alle Sterne bunte Blumen, und alle Wölkchen Lämmer, und der Mond ein Schäfer, und die Sonne ein goldener Brunnen, und die Morgenröthe eine erwachende Hirtin, und die Abendröthe ein ermüdeter Jäger, und die Liebe zöge wie ein Lüftchen durch die Blumen und bewegte sie, und die bunten-Bänder der Hirtin spielten in ihr, und die Locken des Jägers wehten in ihr, und der goldene Brunnen spränge und ergösse sich durch die Wiesen, und der Schäfer stellte einen bunten Stab in den Brunnen vor die Augen der Lämmer, und Alles wäre selig, und ihr läget unschuldig wie euer Ameleychen in der Wiege, so wäre es doch noch nicht halb so schön, als was ich da sah. — — So sah es aus, wenn man über sich sah, ein solcher Himmel lag über Ameleychen

und den übrigen Kindern. Aber als ich hinabsah, da ging mir das Herz erst auf und wäre ich schier vor Freuden aus dem rothen Schuh (in dem es sich verborgen, um hineinzukommen) gesprungen! Rund herum ging eine breite Stufe nach der andern hinab, und auf allen standen im Kreise herum eine Wiege, ein Bettchen am andern, und wir sahen in einen Himmel von tausend schlummernden Kindergesichtern; auf der einen Seite des Kreises schlummerten alle Mägdlein, auf der andern alle Knaben. Tief unten aber stand auf der einen Seite ein schönes Bett von lauter Korallen, darauf schlummerte die Prinzessin Ameley; auf der andern Seite stand ein Bett von Felsenstein mit Goldsand gefüllt, darauf schlief der alte Vater Rhein, ein gar ehrwürdiger, großer und starker Greis, sein langer grüner Schilfbart hing von seinem Lager herab über eine artige gläserne Wiege, und ach, Frau Marzebille! wer schlummerte in dieser Wiege? Ach, mein blondes Ameleychen, schrie die Fischerin und weinte vor Freude. Ja, Ameleychen schlummerte da, sagte Goldfischchen, und lächelte im Traume und hatte rothe Bäckchen, wie hier, und hatte seine Händchen gefalten, wie hier, und seine Kleiderchen lagen ordentlich und reinlich zusammengelegt auf dem kleinen Schemel, der bei seinem Bette stand, wie hier. — — Nun aber muß ich euch noch sagen, woher das Licht kam, welches das ganze Gewölbe erleuchtete: rechts von dem Bette des Vaters Rhein, und gerade in der Mitte des Bodens, war eine große runde Oeffnung, mit einem goldenen Gitter umgeben; es führten Stufen hinab, und unten sah man rings eine Menge Bogengänge nach allen Seiten hinlaufen, aus deren jedem ein anderer Glanz herausschimmerte: grün, roth, blau, gelb, violett, kurz alle mögliche Farben, und als die Nymphen den alten Wassermann fragten, woher dieser wunderbare Schimmer komme, sagte er:

„An dieſem wunderbaren Ort,
Da ruht der Nibelungenhort;
Um ihn geſchah wohl mancher Mord.
Hier liegen Schilde, Helme, Ringe,
Manch goldnes Heft, manch gute Klinge,
Kleinode und viel andre Dinge,
Der Frauen Zier, der Helden Wehr
Ruht da viel tauſend Centner ſchwer,
Und ſtreut das bunte Licht umher.“

Wer könnte lieblicher und brillanter malen, als unſer Dichter? Doch wir müſſen hier abbrechen. Im Kreiſe um dieſe Scenen ſind nun in einfachen ſich kreuzenden Ranken Hauptperſonen des Märchens angebracht. Unten zur Rechten ſitzt der Müller Radlauf als König auf dem Thron mit Scepter und Krone; über ihm kommen die Fürſten von Slaarenberg aus dem Schwarzwald, von denen er ſtammt; zunächſt erſcheint Müllerchriſtel mit der Waſſernixe; dann Kohlenjockel mit dem Hahn; zur Linken oben Kautzenveitel, dem der Vogel aus dem Munde pickt; unter ihm Grubenhanſel ernſt zwiſchen Felſen mit Hammer und Grubenlicht; unten Damon der Mondſchäfer, und zwiſchen allen in den Kreuzen der Gewinde Adler, Reiher, der Affe Trismegiſtus u. ſ. w., wie ſie im Märchen erſcheinen.

Dieſe herrliche Zeichnung athmet ganz Brentano's Phantaſie und wunderbare Dichterglut.

Der Sonntagmorgen auf dem Lande.

Gemalt von J. Becker.

Feierlich, festlich geschmückt ist der Sonntagmorgen in Dorf und Flur eingezogen; geschmückt, wie eine Braut, lacht die erblühete Erde dem klaren blauen Himmel entgegen. Im Dorfe und auf den Feldern ruht die Werktagsgeschäftigkeit; die Glocke hat ja getönt zur ernst-innigen Feier, und Keines mag da wohl zurückbleiben, wo das Herz, berührt vom segnenden Hauche des ewigen Vaters, sich freudig erhebt über alle Mühen der Tage. Und doppelt schön, Alles umfassend, ist diese Feier; auch die Natur, die liebende, hält ihren stillen süßduftenden Gottesdienst; die Frühlingserde breitet opfernd Blüthen und Halme aus; das Chor der gefiederten Sänger jauchzt Freudenpsalmen hoch in der reinen Luft oder im gründunkelnden Waldesdom oder am rieselnden Quell, und die feurige Sonne schaut mit ihrem Glanzauge herab und durchleuchtet die große, lebendige, unübersehbare Kirche. Den Menschen aber zieht es zur Kirche; das Haus, von Menschenhand erbaut, ist es auch klein und schmucklos, ein unscheinbares Werk gegen die nie ganz zu erfassende, unaussinnbare Pracht des großen Tempels der Natur, es trägt doch leichter und sichrer seine Gedanken empor zum Vater; denn hier schlägt die lebendige Rede an vieler Menschen Ohr; hier wecken und rühren die lauten Feierklänge Vieler Herz, und das Gefühl der Gemeinsamkeit, das Bewußtsein gleicher Wanderung zieht geheimnißvoll das Band fester, das die Menschen umschlingt und die geistige Freude und Erhebung nährt sich an dem Blick, der begeistert emporschaut zu Dem, der Alles gemacht hat und mit allmächtiger Hand lenkt

uf dem Lande.

cker.

Sonntagmorgen in Dorf
Braut, lacht die erblühete
gen. Im Dorfe und auf
keit; die Glocke hat ja
es mag da wohl zurück-
nden Hauche des ewigen
Rühen der Tage. Und
Feier; auch die Natur,
nden Gottesdienst; die
und Halme aus; das
enpsalmen hoch in der
dom oder am rieseln-
mit ihrem Glanzauge
unübersehbare Kirche.
Haus, von Menschen-
os, ein unscheinbares
nausstaunbare Pracht
ch leichter und sichrer
schlägt die lebendige
nd rühren die lauten
Gemeinsamkeit, das
imnißvoll das Band
geistige Freude und
stert emporschaut zu
ächtiger Hand lenkt

SONNTAGMORGEN.

Verlag v. J.D. Sauerländer

Digitized by Google

fort und fort. Die Menſchen ziehen aus dem großen Tempel zum Hauſe des Herrn. Auch ſie, die Blume der Mädchen, eilt hin zur gemeinſamen Erhebung. Die friſche jugendliche Geſtalt, wetteifernd mit dem kräftigen Morgen um ſie, tritt, ſelbſt eine reizend blühende Roſe, hervor aus den duftenden Roſenbüſchen ihres Gartens, ſie iſt geſchmückt, wie es der Schönheit der Jugend ziemt; aber über allen Kleiderſchmuck prangt ihr Bild, die friſcheſte Roſe, auf ihrem Liederbuche, die göttliche Natur vereint mit dem göttlichen Worte. Es iſt ſo klar und durchſichtig um ſie, als hätte ihr warmer freier Blick das Herz der Natur erſchloſſen, um mit ihr, der jungfräulich Reinen, ſüße Zwieſprache zu halten über die Liebe des Ewigen zu ſeiner Erde. Das iſt die rechte Sonntagsſtimmung, wo die Glocke der Andacht im Herzen geläutet wird und im äußeren Ton ſeinen Wiederklang findet. Die gemeinſame Kirchenfeier iſt nur das lautere Zuſammenklingen der ſtillen Feier in den Herzen.

Wo wäre der Menſch, der nicht die Schönheit dieſer reizenden Idylle zu fühlen vermöchte? Die Natur müßte ihr reiches, blühendes Antlitz ſchon längſt von ihm abgewendet haben; denn hier webt ſie ja vor unſern Blicken kräftig und warm in voller Schöne; ihre einfache Größe nimmt ſiegreich Herz und Sinn gefangen.

Das iſt wieder eines von den Bildern, oder eine von den Poeſieen, möchte man ſagen, die aus der Kraft eines wahren Künſtlergemüthes hervorgegangen ſind. Es iſt des Künſtlers eigener Sabbath, den er ſich herbeigezaubert hat, um auszuruhen von der leidenſchaftlichen Spannung, in die das letzte große Bild „der erſchlagene Schäfer," ſein Gemüth verſetzen mußte. Und wie es ihm für ſich ſelbſt gelungen ſein muß, ſo verbreitet ſein Bild auch über uns den ſonnigen Frieden und die warme

Freude des ächten Feiertags. Das wird auch wohl das beste Lob sein, das man dem Künstler spenden kann, und ihn wird es am meisten erfreuen. Wenn Becker ein Bild zur Ausstellung bringt, dann ist es in der Ausführung gewiß vollendet; denn er selbst ist sein strengster Richter, und sein eiserner Fleiß ruht nicht, bis er sein Ziel erreicht hat. Er will nicht machen und bloß verdienen, sondern vor Allem sein Kunstideal verwirklichen und dem Richter in sich genügen. Nichts vermag ihn von seiner Bahn abzubringen; er verläßt den wenn auch engen Kreis nicht, in dem er sich gewachsen fühlt, und ist daher auch groß und vollendet in demselben.

Dieser Kreis, in dem sich Becker's Compositionen bewegen, ist das Bauernleben, und er faßt es besonders gern von seiner idyllischen Seite auf, wie unser Bild und ein früheres „der Liebesantrag" beweisen. „Des Rekruten Abschied" und seine „Heimkehr" sind ähnlichen Charakters und noch manche andere gelungene Scene. Seltener erfaßt er seine tragische Seite, dann aber auch mit Energie und erschütternder Wahrheit. Schon seine „betende Bauernfamilie" streift in dieses Gebiet; zum ersten Male hat er sie im großen dargestellt in seinem „Landleute auf dem Felde vom Gewitter überfallen," einem herrlichen Bilde, das schon früher in diesen Blättern besprochen worden ist. Diesem zur Seite stellt sich nach Stoff und Darstellung das große Bild „der erschlagene Schäfer," das die Galerie des Städel'schen Kunstinstituts in Frankfurt am Main besitzt. Der Stoff ist ein ähnlicher: ein großes Unglück bricht in den stillen Frieden der Landleute herein; auch die Darstellung erinnert an jenes Meisterwerk: alle Grade des Schreckens und der Verzweiflung sind in Mienen und Haltung der herbeigeeilten Landleute ausgeprägt. Aber hier

tritt uns das entſetzliche Unheil dicht vor die Augen und wir erkennnen es gleich in ſeiner ganzen Größe. Da liegt der Schäfer, der eben noch in ſeiner Kraft da ſtand, umdrängt von ſeiner Heerde: der tödtende Schlag hat ihn getroffen. Die Schafe ſind zerſtreut; der furchtbare Schlag und die blendende Lohe, die aus der zerſchmetterten Eiche hervorbricht, hat ſie verſcheucht; auf den blauen Lippen des Erſchlagenen hat ſich der Tod gebettet und wir ſchauen ihm ins ſtarre Antlitz. Mäher und Mäherinnen ſind von der nahen Wieſe herbeigeeilt und umſtehen, ſchaurig beleuchtet von dem qualmenden Brande, das hingeſtreckte Opfer. Entſetzen hat ſie bei dem Anblick ergriffen, das der innigen Theilnahme noch nicht Raum gönnen will; aber das unglückliche Weib ſtürzt an der Leiche des Mannes zuſammen; wir hören den Schrei der Verzweiflung, der dem Herzen der plötzlich Vereinſamten ausgepreßt wird; in namenloſer Angſt ſuchen wir ſelbſt Troſt, und hülfsbedürftig weilt unſer Auge gerne auf dem gottvertrauenden Alten, der zum Himmel empor weiſt, wo allein Hülfe zu finden iſt bei allem Jammer der Erde. Die Scene macht uns ſtumm. Der Herr fährt im Wetter einher; wir hören ſeine Stimme, vor der der Menſch verſtummen muß; wir fühlen ſeine gewaltige Hand, der ſich kein Staubgeborner zu entziehen vermag, und beugen uns ſeinem Willen. In beiden Bildern nimmt die Landſchaft einen bedeutenden Platz ein; ſie ſtellt ſich als weſentliche Bedingung neben die Gruppe, um mit ihr zuſammen zu wirken. Beſonders in dem letzteren Bilde tritt uns die vernichtende Gewalt des Elementes in der Natur, wie ſie meiſterhaft dargeſtellt iſt, faſt eben ſo grauſenhaft entgegen, wie in dem Menſchen. In einem dritten, noch größeren Bilde, „die heimkehrenden Schnitter,“ das im vorigen Jahre vollendet wurde, hat der Künſtler eine neue Stufe betreten. Die Landſchaft tritt ganz zurück und die Luft wirkt als Medium

an ihrer Stelle. Sie ist zu brillanten Effecten benutzt; aber ihre Wirkung ist ungesucht und man wird sich dessen kaum bewußt, wie dieser warme, heitre, sonnendurchglühte Abendhimmel die Freude der Scene verklärt. Es ist wie in einem Melodrama; während Wort und Handlung uns ganz gefesselt hält, trifft die Musik unser Ohr wie das Echo unserer laut gewordenen Empfindung. So ruht hier auf der Scene selbst unser ganzes Interesse, und diese Scene spricht so laut und natürlich, so durchaus wahr und zusammenhängend, daß die Erklärung eben auch nur wieder ein leises, bescheidenes Echo des Bildes werden kann. Das heiße Tagewerk ist geendet; hoch aufgethürmt stehen Schwaden auf den leeren Feldern; Schnitter und Schnitterinnen ziehen heim zum Dorfe; was zusammen gehört, hat sich zusammen gefunden; das wonnige Gefühl des Feierabends verklärt Alles, was sie thun, und ist gleichsam der durchklingende cantus firmus, das, was Einheit in die Mannigfaltigkeit bringt. Den Zug eröffnet ein kräftiges Paar, das in Sonnenschein und Sturm schon eine große Strecke des Lebens durchwandelt hat; Last und Lust haben sie mit einander getheilt; die Mühe war leicht vergessen; denn die süße Frucht derselben, die wohlerworbene, erfüllte sie mit dauernder Freude. In den frisch und fröhlich heranwachsenden Kindern fließt ein Quell der Freude, unerschöpflich wie die Liebe in ihrem Herzen. Jetzt ist der süße Abend gekommen, wo sie sich nach dem heißen Tage wieder erfrischen können an diesem klaren Quell. Die älteren Kinder sind schon mit auf's Feld gezogen und haben nach Kräften geholfen. Aber das Kleinste, das mit der großen Schwester zurückgeblieben ist im Dorfe, es muß auch dabei sein. In der Schaar der Kleinen, die den Eltern entgegen kommen, wird es von der Schwester vorausgetragen. Jetzt ist's wieder bei der lieben Mutter; Sichel und Tuch wegwerfend, hebt diese den

kleinen Liebling hoch in die Luft; es iſt uns, als ob wir ein aufjauchzendes Herz ſähen. Zappelnd ſtreckt das Kleine die Händchen dem Vater entgegen, der, mit den Fingern ſchnalzend, ſeine Freude laut werden läßt, und die Wärterin des Kindes, die ältere Schweſter, ſchmiegt ſich, zufrieden in dem Gefühl, das Kleine treu gepflegt zu haben, an die Mutter und ſchaut mit Innigkeit hinauf zu ihrem freudeſtrahlenden Antlitz und zum zappelnden Pflegling. Wie komiſch ernſt und gravitätiſch glotzt der dicke Burſche in dem bürgermeiſterlichen Rocke in die Scene herein und vergißt darüber faſt ſich ſelbſt und warum er gekommen. Hinter den glücklichen Eltern ziehen ſingend zwei ſchmucke Dirnen. Ihnen iſt der Geſang Erholung und Genuß nach der Mühe; die blonde, hochgewachſene, mit dem feinen Geſichte, die den Kopf emporhebt, faſt zurückwirft, ſingt die Melodie; Haltung und Mienen zeigen klar, wie ihr Herz emporjubelt mit der Stimme; die ältere, dunklere, derbere Nachbarin begleitet die Melodie und lauſcht deßhalb mit ſanft geneigtem Haupte den Gängen derſelben, damit ſich ihre Stimme ja recht rein und ſchmiegſam mit der der Freundin vermähle. Der ſtattliche Burſche aber neben ihr, der, ein wenig zurückbleibend, zur Seite ſchaut, hat nur Auge für die ſchöne Blonde und labt ſich, unbemerkt von ihr, an ihrem blühenden Reize. Hinter ihnen und ihrer lauten Freude zieht ein ſeliges Paar. Ganz verſenkt in das Glück, geliebt zu ſein, wandelt das Mädchen, umſchlungen vom Arme des Geliebten, in ſich ſinnend dahin, während den Burſchen ſein Glück zu kecker Luſtigkeit hintreibt und er jauchzend den Hut ſchwenkt. Eine Gruppe anderer Art hat ſich dem Paare zur Seite gebildet. Die Großmutter, die rüſtige ehrwürdige Alte, hat auch tüchtig mitgeſchafft; ihr gebräuntes, glänzendes Geſicht gibt ihr das Zeugniß, daß ſie nie Sonne und Wetter geſcheut hat. Und ſie iſt

auch jetzt noch in den Feierabend hinein thätig; ihr Genuß iſt die Arbeit; ſie läßt ſich's nicht nehmen, den prächtigen Klee ſelbſt heimzufahren, und als ſpotte ſie der Laſt, hat ſie den Enkel noch dazu aufgeladen. Drollig ernſt ſitzt der von Geſundheit ſtrotzende, flachshaarige Burſche auf dem blumigen Klee und dünkt ſich, trotz der unſanften Bewegung des ſchütternden, ſtoßweiſe mit jedem Schritt fortrückenden Schubkarrens ſo glücklich, wie Einer in der Welt. Sein älterer Bruder leiſtet, vor den Karren geſpannt, der Großmutter Beiſtand, und vergißt auch nicht, die Sichel und das Tuch aufzuheben, welche die Mutter hingeworfen hat, um den jüngſten Liebling zu herzen. Ueberall muß die geſchäftige Alte ſein; die Enkelin zur Seite hält ihr ja ſo lieb die gepflückten Mohnroſen hin, die muß ſie doch freundlich anſprechen, und die liebliche arme Ruth, die Aehrenleſerin, die ihr freudig die geſammelte Garbe zeigt, auch ſie muß mit herzlichem Zuſpruch erquickt werden. So iſt Leben und Heiterkeit überall, und hinten aus der Hohle ziehen noch in Schaaren die Paare herbei; ſie dehnen, wie der kleine Bürgermeiſter auf der andern Seite, die Scene weit über den Rahmen aus und laſſen der Phantaſie den reichſten Spielraum.

Ja, das iſt Erndtezeit, das iſt Schnitterfreude, wie ſie aus Overbeck's Liedern jauchzt und hier rein und edel uns entgegen tritt; vielleicht in einzelnen Geſtalten und ſelbſt in dem Beiwerke zu glänzend und ideal dargeſtellt. Wir wollen zugeben, daß die beiden andern Bilder intereſſanter in ihrer Compoſition ſind, wie denn Leidenſchaft, ſei es im Natur- oder Menſchenleben, immer mehr Abſtufungen hat und in geiſtreicher Darſtellung auch mehr feſſelt. „Das vom Blitz entzündete Dorf," wie wir kurz jenes erſte herrliche Bild nennen wollen, dem wir allerdings hinſichtlich der Compoſition den Preis zuerkennen, und „der erſchlagene

n thätig; ihr Genuß ist
en prächtigen Klee selbst
hat sie den Enkel noch
on Gesundheit strotzende,
Klee und dünkt sich,
nden, stoßweise mit jedem
klich, wie Einer in der
den Karren gespannt,
h nicht, die Sichel und
hingeworfen hat, um
l muß die geschäftige
so lieb die gepflückten
ansprechen, und die
hr freudig die gesam-
em Zuspruch erquickt
und hinten aus der
herbei; sie dehnen,
n Seite, die Scene
Phantasie den reich-

rfreude, wie sie aus
nd edel uns entgegen
t in dem Beiwerke zu
geben, daß die beiden
tion sind, wie denn
leben, immer mehr
g auch mehr fesselt.
wie wir kurz jenes
lerdings hinsichtlich
er erschlagene

J. C. Müller sc.

SABINE ERWIN.

J. D. Sauerländers Verlag in Frankfurt a/Main.

Digitized by Google

Schäfer," das, wenn auch in Composition sich sehr an jenes anlehnend, doch durch den überraschenden Lichteffect merkwürdig wirkt, sind ergreifende tragische Scenen, die mit immer erhöhtem Interesse angeschaut werden. „Die heimkehrenden Schnitter" sind ein Bild voll sonniger Freude, das in seinen Motiven nicht die Mannigfaltigkeit hat, wie jene, und nicht in jeder Stimmung gleich wirkt, sondern mit sonnigem Gemüthe angesehen sein will, um in seiner ganzen edeln Schönheit erkannt und genossen zu werden.

Ueber die Technik des Bildes brauchen wir nichts hinzuzufügen. Jeder fühlt, wie die Wahrheit erreicht ist, wie die Gestalten rund und lebendig hervortreten, wie Zeichnung und Farben vollkommen das aussprechen, was der Künstler gewollt hat. Es ist in den Farbentönen das kühnste Bild, das Becker gemalt hat; wir erinnern uns keines Bildes, in dem die Glut der Abendsonne ohne grelle Effecte so Alles durchdrungen und durchröthet hat. Jedes Bild würde daneben kalt erscheinen. Doch vom künstlerischen Standpunkte das Bild zu besprechen, ist nicht unsere Sache. Wir wünschen dem wackern Künstler Glück, daß er der gewagten Aufgabe in so glänzender Weise Meister geworden ist.

Sabine Erwin von Steinbach.

Gemalt von Moritz v. Schwind.

Um die Bedeutung dieses Bildes eines unserer erfindungsreichsten lebenden Künstler anzugeben, müssen wir der Schilderung des Künstlers selbst und seiner Werke vorgreifen und eine seiner großartigen Compositionen beschreiben, die er in seiner Carlsruher

Periode ausgeführt hat. Denn unſer Bild iſt nur eine Gruppe jenes großen Bildes, die er ſpäter, als er in Frankfurt lebte, in Oel gemalt hat. Jene Compoſition, die Schwind in dem Treppengebäude der neuen Carlsruher Akademie al fresco ausgeführt hat, nimmt die ganze breite Wand dem Eingange gegenüber ein und ſtellt „die Einweihung des Freiburger Münſters" dar. Die Aufgabe war ihm vom Großherzog geſtellt worden, und er entwarf den Carton ſchon in München. Es liegt viel Ceremonielles in der Aufgabe, und ihre Ausführung erfordert ein ungewöhnliches Talent der Erfindung und lebendigen Gruppirung, wenn die Darſtellung nicht ſteif und ermüdend, oder verwirrt werden ſoll. Wer ihre Ausführung geſehen hat, wird geſtehen, daß er ſie mit reicher Phantaſie, weiſer Beſonnenheit und kühner Hand gelöſt, und daß dieſes Werk eines der intereſſanteſten, würdigſten iſt, die unſere Zeit geboren hat. Nicht nur das Hauptbild, das die eigentliche Wand bedeckt, ſondern namentlich auch die in den Lünetten darüber und den beiden Seitenflächen über den Treppen angebrachten Gemälde ſind höchſt geiſtvolle Compoſitionen, die mit der feinſten Berechnung und doch ganz ungeſucht ſich dem Hauptbilde anſchließen. Betrachten wir zuerſt das Hauptbild, ſo erhebt ſich in der Mitte des Hintergrundes das von den Zähringern geſtiftete Münſter, bis über das reich mit Blumen geſchmückte große Portal hinauf vollendet, aus einer waldigen Gegend. Der feierliche Augenblick der Einweihung iſt gekommen, und es ſtrömen von beiden Seiten her feſtliche Schaaren zum Portal, um der heiligen Handlung beizuwohnen und zum erſten Male in dem noch unvollendeten Tempel zu beten. Unter dem Portale ſtehen zum Empfang der erlauchten Gäſte der Magiſtrat von Freiburg und der Bauhüttenmeiſter mit dem Plan, Zimmermeiſter und Bildhauer. Unter ihnen auch der Architekt Hübſch,

der das Akademiegebäude errichtet hat. Von der einen Seite kommt Conrad I. von Zähringen, der Stifter, und ihm folgt sein Sohn Hermann. Letzterer trägt Züge und Gestalt des jetzt regierenden Großherzogs, der gerade durch den Bau der Akademie als Beförderer der Kunst in seinem Lande erscheint und folglich wohl Anspruch darauf machen kann, seinem erlauchten Ahnherrn, dem Stifter des Münsterbaues, als Sohn beigegeben zu werden. Ihnen trägt ein Knabe das Modell der Kirche voraus, wie sie sich mit ihrem durchbrochenen Thurme künftig erheben soll, und der Baumeister geht ihm zur Seite, in dem der Künstler mit bewußtem Anachronismus Erwin von Steinbach darstellen wollte. An sie schließen sich die Hofleute an. Hinter diesen folgen in malerischem, bewegtem Zuge Jäger, Fischer und Bergleute in ihren charakteristischen Trachten, und die ersten Einwohner Freiburgs schließen von dieser Seite den Zug. Auf der andern Seite erscheint in entsprechender Anordnung die Geistlichkeit mit dem Kreuze, voraus die Chorknaben singend. Unter den Geistlichen ist Berthold Schwarz, der Breisgauer Mönch und angenommene Erfinder des Schießpulvers. Man sieht, mit welchem Geschick der Künstler in diesem Bilde das geistige Leben in jener Gegend, wie die Geschichte es in den wichtigsten Personen aufgezeichnet hat, zur Totalerscheinung zu bringen bemüht war. Hochzeit, Taufe, Kirchweihe folgen in originellen Gruppen der Geistlichkeit und füllen die ganze Seite links von dem Beschauer. Im Hintergrunde, oben am Walde, erscheint der heilige Bernhard von Clairvaux, der kurz nach der Erbauung (1187) in dem Münster eine Kreuzespredigt hielt. Auf der andern Seite schaut ein Teufel verwundert und höhnisch durch die Bäume nach dem Festzuge. Denke man sich alle diese eine ganze Welt umfassenden Motive, ausgedrückt in kräftigen Gestalten, alle Abstufungen der Gemüths-

ſtimmung, Freude, inniges Glück, kräftige Lebensluſt, ritterlichen Sinn, fromme Erhebung, in den Mienen ausgeprägt, alle Lebensalter, alle Geiſtesſtufen repräſentirt. Dazu die mannigfaltige Kleidung, und dieß Alles gewandt und lebendig gemalt: ſo wird man wohl ahnen können, welche Wirkung ein ſolches Gemälde in der ruhigen Umgebung einer würdevollen Architektur hervorzurufen im Stande iſt. Iſt nun dieſes Hauptgemälde ein Ehrenſinnbild der Architektur, ſo erhalten in den kleineren Seitengemälden über den beiden Stiegen, die durch Säulen von dem inneren Raum getrennt ſind und in zwei Abſätzen aufſteigen, die Schweſterkünſte auch ihren Antheil an dem Ehrendenkmale. Zur Linken wird durch das Bild, das unſer Stich, freilich leider ſehr unvollkommen, wiedergibt, die Sculptur dargeſtellt. Sabine Erwin von Steinbach, die Tochter des großen Baumeiſters des Münſters zu Straßburg, die mit Erfolg ſich der Bildhauerkunſt widmete, arbeitet in ihrer Werkſtätte. Die Statue, an der ſie meißelt, ſtellt das Judenthum dar. Die Augen hat ſie verbunden, in der einen Hand hält ſie geſenkt die Geſetzestafel, während die andere mit dem gebrochenen Stab noch mehr den Verfall andeutet. Dieſe Statue ſteht wirklich am ſüdlichen Eingang des Münſters und als Gegenſatz daneben die Figur des Chriſtenthums mit Kreuz und Kelch. Im Hintergrunde ſieht man das Straßburger Münſter ſelbſt; vor ihm ſteht, im Profil zu ſchauen, Erwin, der Erbauer des Thurmes, und erklärt dem Biſchof Conrad von Straßburg den Plan des Werkes, an dem noch gearbeitet wird. Der heitere Steinmetz mag wohl die ſchönen Blumen geſtiftet haben, welche in der Werkſtätte der Tochter vor der Statue ſtehen. Ihres Vaters Bruſtbild ſteht auf einem Brette neben einer Skizze der am Thurme befindlichen Statue ihres Bruders Johannes. So iſt in der talentvollen Sabine die Sculptur

vertreten, und zum Ueberfluſſe bildet noch der Dom im Hintergrunde außer dem, daß er mit den Figuren davor das Bild belebt, eine unmittelbare Anknüpfung an die Hauptdarſtellung und bietet einen angenehmen Gegenſatz zu der im rechten Seitenbilde vertretenen Malerei. Hier malt Baldung Grün das Porträt des Markgrafen Chriſtoph des Reichen von Baden-Hochberg. Sein Porträt wird in der Carlsruher Sammlung aufbewahrt. Ueber dieſen drei Gemälden befinden ſich fünf Lünetten. In der mittleren, die größer iſt, als die zu den Seiten und gerade über dem Münſter, wird der Sinn des Hauptbildes noch einmal zuſammengefaßt vor Augen geführt: die Architektur, von Staat und Kirche beſchützt. Zu beiden Seiten erſcheinen in zwei Lünetten Mathematik und Phantaſie, die dem Architekten nothwendigen Geiſteskräfte; die Mathematik zirkelnd und ſtudirend, mit dem Plan des Akademiegebäudes und der vom Architekten Hübſch erfundenen Gewölbskette; ein Knabe gießt Oel in die Lampe; die Phantaſie als Pſyche dargeſtellt, den Adler Jupiter's mit Blumen kränzend und muthwillig nach dem Blitz greifend. In den zwei äußerſten Lünetten ſtellen zwei liebliche Geſtalten den Frieden und den Reichthum vor. Der Friede, eine weibliche Geſtalt, pflanzt den Oelbaum und hilft einem Kinde, der Induſtrie, aus der Wiege. Dem Reichthum bringen Erde und Meer ihre Schätze dar. An der Decke ſchweben geflügelte Knaben. Dieſe letzteren ſind von Reich und Geck gemalt; alles Andere hat der Künſtler ſelbſt ausgeführt, und man muß freudig geſtehen, daß ſein Werk ein herrliches Denkmal der wieder männlich gewordenen Kunſt iſt und als eine Zierde unſerer Zeit betrachtet werden darf. Die genaue Betrachtung dieſes Werkes führt uns von ſelbſt auf den richtigen Standpunkt, von dem dieſer Künſtler gewürdigt werden muß. —

Moritz von Schwind, geboren 1804 in Wien, begann seine Künstlerstudien in seiner Vaterstadt unter Ludwig Schnorr von Carolsfeld und besuchte die dortige Akademie bis 1828, wo er nach München ging und, den Aufenthalt in Italien während der Jahre 1834 und 1835 abgerechnet, bis 1839 blieb. In diesem Jahre siedelte er nach Carlsruhe über, um dort seine Fresken zu malen, und kam von da im Jahre 1843 nach Frankfurt, das er im vorigen Jahre verließ, dem Rufe des Königs von Bayern folgend, der ihn als Professor an der Akademie in München anstellte.

Die Akademie kann sich glücklich schätzen, einen solchen Künstler gewonnen zu haben. Sie wird in ihm nicht nur einen tüchtigen, durchaus selbständigen Meister finden, sondern auch einen vortrefflichen Lehrer, der belebt, indem er lehrt, und lehrt, indem er belebt, d. h. im geselligen Umgang, und einen Mann von größter Gefälligkeit und Biederkeit und einem unverwüstlichen Humor, mit dem er die angeborene Schärfe des Verstandes und den daraus sprudelnden scharf treffenden Spott zu mildern versteht. Noch selten haben wir einen Künstler getroffen, der so ganz ist, wie er sich gibt, der neben der immer schlagfertigen Kritik einen solchen Schatz von harmloser Gutmüthigkeit, das beste Herz neben der schärfsten Zunge in sich vereinigt. Aber dieser Contrast darf uns nicht wundern, wenn wir wissen, daß die Geißel der Kritik nur der Sache gilt, die Personen dagegen nicht berühren soll.

Wollten wir nun auch nur einen Theil der Werke dieses Künstlers beschreibend anführen, so würden wir mit Recht Ermüdung der Leser zu befürchten haben; denn bei der reichbegabten Phantasie desselben, bei der Elasticität, mit der er jeder Richtung (die der heiligen Kunst etwa ausgenommen) seine künstlerischen Kräfte zu widmen versteht und bei der damit zusammenhängenden und durch seine ungemeine Energie gesteigerten Leichtigkeit des

Schaffens iſt die Zahl ſeiner Zeichnungen und Gemälde eine kaum zu überſehende geworden. Es bedarf aber auch, um ſein Talent und ſeine Tüchtigkeit zu erkennen, nach den verſchiedenen Seiten hin nur einzelner wichtigerer Erſcheinungen für unſere Darſtellung, nicht vieler Beſchreibungen, die, je mehr ihrer ſind, deſto auffallender und ſchmerzlicher das Ungenügende der Worte ohne eine wenn auch nur ſkizzirte Nachbildung fühlen laſſen. Wir geben daher zunächſt ſeine Richtungen und die verſchiedenen Arten ſeiner materiellen Darſtellung an. Gern und viel hat er ſich der Zeichnung allein zugewendet und in ihr beſonders ſeine leichteren Erfindungen und Einfälle, ernſter oder humoriſtiſcher Art, ausgedrückt; gerne auch die gefällige Erſcheinung des Aquarells gewählt. Häufig hat er dieſe Zeichnungen ſelbſt radirt; denn auch hierin verſucht er ſich mit Glück und praktiſchem Geſchick; z. B. in einem Almanach von Feuchtersleben auf 1834; ſo wie viele ſeiner Zeichnungen, auch einzelne Gemälde geſtochen worden ſind, z. B. ſein „Gefangener," „Freund Hein," „der Pfalzgraf," „im Walde," „Habermus" ꝛc. in den Düſſeldorfer deutſchen Dichtungen mit Randbildern, und andere in andern Galerien, Almanachen ꝛc. Aus der Wiener Periode haben ſeine höchſt lebendigen „Darſtellungen zu Tauſend und eine Nacht" ſelbſt Goethe's anerkennende Beſprechung hervorgerufen und zuerſt ihn in weiteren Kreiſen bekannt gemacht. Eine geiſtvolle Zeichnung ſtellt in einer Reihe von Randbildern, die ſich um das Haupt- und Schlußbild ſchlingen, „das Leben zweier Brüder" dar, die auf ganz verſchiedenen Wegen zuletzt ſich als Einſiedler wiederfinden. Unten erſcheinen ſie in der Wiege; dann trennen ſie ſich nach beiden Seiten. Der eine, ein Bruder Lüderlich, jagt den Genüſſen nach, er hat ſein Sach auf Nichts geſtellt; der andere geht ſinnend einen ernſteren Weg. Beide

verlieben sich, ihre Werbung wird bei Beiden abgelehnt; höchst ergötzlich sind diese Bewerbungen dargestellt. Endlich finden sie sich krank wieder. Im mittleren Hauptbilde sitzen Beide bei einander, behaglich schmauchend, und so bekommt das Ganze den heitern Schluß, der dem Sinne des Künstlers zusteht.

Seine Uebersiedelung nach München führte ihn besonders zur Freskomalerei, und es scheint ihm diese Art der Farbengebung nicht nur die geläufigste, sondern auch die zusagendste, seinem Künstlergeiste entsprechendste zu sein. Doch hat er auch der Oelmalerei schon in Wien und zuletzt noch ausschließlich in Frankfurt anhaltend sich zugewendet und die großen Schwierigkeiten, die dem an die Fresken gewöhnten Pinsel unvermeidlich entgegen treten, in seiner Weise und soweit es ihm zweckmäßig erschien, überwunden. In seinen Richtungen ist er zwar sehr wenig beschränkt; jedoch ist das Epische, besonders wenn es nicht zu eng an die Historie gebunden, der Phantasie Spielraum läßt, seiner drängenden Kraft am verwandtesten; daher finden wir die griechischen Mythen und großen epischen Dichtungen, allegorische Darstellungen ꝛc. besonders reich bei ihm vertreten, und dahin lassen sich wohl auch seine „Einweihung des Freiburger Münsters," so wie sein „Sängerkrieg auf der Wartburg" rechnen. Dabei bietet ihm das Leben mit allen seinen Genüssen und Kämpfen, in dem er als ein vollkräftiger, Nahrung suchender und Nahrung gebender Stamm steht, unendlichen Stoff für Musestunden, und seine größeren Werke sind umflochten mit den schönsten Kränzen solcher Blüthen des Augenblicks, die in sprudelnder Laune empfangen mühelos zur Erscheinung gebracht sind. Verweilen wir nun noch bei den einzelnen Werken. In München begann er, so viel wir wissen, al fresco zu malen. Auch ihm wurde ein Theil der Aufgabe, das königliche Schloß zu schmücken. Im

Bibliothekzimmer der Königin malte er den „Cyklus Tieck'scher Dichtungen," gegen dreißig Compoſitionen; an der Decke al fresco „den Fortunat mit dem Seckel und Wunſchhütlein;" nach dem Fenſter fünf Bilder aus „Genovefa;" in der Tiefe des Zimmers enkauſtiſch fünf Bilder aus „Kaiſer Octavianus;" ferner kleinere Compoſitionen aus „dem Blaubart," „dem Rothkäppchen," „Däumchen," „dem getreuen Eckart," blonden Eckbert," „Prinz Zerbino;" endlich verſchiedene allegoriſche Dichtergeſtalten. Im Saalbau, und zwar im Habsburgſaal, componirte und malte er al fresco „einen Fries" von 170 Fuß; das Gedeihen des Landes durch den Frieden und den dadurch hervorgerufenen Triumph der Wiſſenſchaften und Künſte verſinnlichte er auf demſelben in herrlichen Kindergruppen, die in den reizendſten Stellungen und Handlungen und begabt mit den mannigfaltigſten Attributen und Geräthſchaften der Phantaſie ein weites Feld der Unterhaltung öffnen. Dieſe Compoſition gehört in Erfindung und Ausführung zu den Meiſterwerken unſerer Zeit; man findet darin den edeln Styl Veit's und Steinle's. Die Cartone dazu ſind eine Zierde der Carlsruher Akademie. In Hohenſchwangau, wo auch über fünfzig Aquarelle von ihm in ſechs Zimmern angebracht ſind, componirte er für den Karlsſaal „die Scenen aus Karl's des Großen Leben," die von Gliek ausgeführt wurden. Nach Leipzig rief ihn dann Dr. von Cruſius, und er malte auf deſſen Schloß Röbingsdorf, wo auch ſein Landsmann Schulz beſchäftigt war, vier Fresken aus der Mythe von „Amor und Pſyche;" ſo wie dann in Wien im Landhauſe des Herrn von Arthaber drei allegoriſche Figuren: „Friede, Kunſt und Natur." Nach München zurückgekehrt, arbeitete er den Carton zu ſeinem oben beſchriebenen Fresko für das Akademiegebäude in Carls-

ruhe, zu deſſen Ausführung er dann in Carlsruhe verweilte. Außerdem hatte er den Auftrag, die Antikenſäle der Akademie auszuſchmücken. Er faßte die großartige Idee, die „neapolitaniſche Gemäldegallerie," wie ſie die beiden Philoſtrate im zweiten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung beſchrieben haben, zu verwirklichen. Wie Goethe bei den Zeichnungen, welche die Brüder Riepenhauſen nach des Pauſanias Beſchreibung von Polygnot's Gemälden in der Lesche zu Athen entworfen haben, der Anregende geweſen war (ſ. Goethe's Werke 44. S. 95 ff.), ſo gab ſein Aufſatz über Philoſtrat's Gemälde (ſ. Goethe's Werke 39. S. 1 ff.) auch unſerm Künſtler den Gedanken, und er hielt ſich an des Dichters Gruppirung und Ordnung, wie dieſer ſie mit vielem Geſchick aus jener etwas verwirrten Beſchreibung herauszufinden wußte. Nur mußte der Künſtler, da er auf acht Lünetten und ſechs flache Kuppelgewölbe beſchränkt war, während Goethe neun Abtheilungen annimmt, eine Auswahl des Charakteriſtiſchſten treffen. Er malte in den Sälen des Erdgeſchoſſes, roth auf ſchwarzem Grund, acht und dreißig Compoſitionen und neun, grau in grau, in dem Saale der römiſchen Alterthümer. Die Bilder in den Lünetten, 10 Fuß lang und 3 Fuß hoch, bezeichnen die Hauptabtheilungen; an der Decke dagegen wird die Idee weiter ausgeführt. In der erſten Abtheilung, den Gegenſtänden heroiſch-tragiſchen Inhaltes, meiſt auf Tod und Verderben heldenmüthiger Männer und Frauen zielend, ſtellte er über dem Eingang des einen Antikenſaales den Achill dar, „trauernd über der Leiche des in der Vertheidigung ſeines Vaters Neſtor erſchlagenen Antilochus." Zur zweiten Abtheilung: Liebesannäherung und Bewerbung, wählte er als Hauptbild für die zweite Wand „die Geburt der Venus," zu den Deckengemälden „Bacchus und Ariadne," „die Vereinigung des Flußgottes

Meles und der Quellnymphe Critheis, aus welcher Homer entſprang," „Perſeus und Andromeda," „Jaſon und Medea," und für das Medaillon in der Mitte „Venus und Amor." Die dritte Abtheilung iſt der Geburt und Erziehung gewidmet. Hier zeigt ſich im Hauptbilde „der Minerva Geburt und ihr Empfang bei Göttern und Menſchen;" an der Decke werden Scenen der Erziehung zuſammengeſtellt: „Achill von Chiron, Bacchus von Faunen und Nymphen erzogen," „Mercur, kaum geboren, ſchon als Rinderdieb, und wie er den Bogen Apollo's entwendet;" im Medaillon erſcheint „Iris." Es folgt in der vierten Abtheilung der herrliche Mythus des Herkules; im Hauptbild erſcheint „der Heros in ſeiner Stärke und Fülle bei den Freuden des Mahles," während er ſich an der Decke als „Schlangenwürger," als „Vater mit den Kindern ſcherzend," „im Kampfe mit dem Rieſen Antäus" zeigt und „wie er den Atlas mit dem Himmelsgewölbe überliſtet;" das Medaillon gibt ihn in ſeiner „Apotheoſe mit Hebe." Die Kämpfe der fünften Abtheilung noch bei Seite laſſend, führt er zur Bezeichnung der ſechsten Abtheilung Jagdſcenen vor und zwar auf der fünften Wand „den unglücklichen Jäger Aktäon," an der Decke „Cephalus und Prokris," Meleager und Atalanta" und „Narciß, als den in ſich ſelbſt verirrten Jäger;" im Medaillon „Diana mit zwei Hunden." Auf die ſechste Wand kommen, als Gegenſtände der achten Goethe'ſchen Abtheilung, See-, Waſſer- und Landſtücke; im Hauptbilde: „Bacchus, wie er die Tyrrhener in Delphine verwandelt." An der Decke ſtellt ſich „die Inſel Andros" dar „mit ihrem Quellgotte und den ſie umſpielenden Tritonen,

Amoretten, Nereiden und dem sie schützenden Bacchus;" ferner „der Hain von Dodona" „die Erde, auf der Löwin reitend, mit der Garbe," „das Meer als Nereide auf dem Delphin;" und im Medaillon „der schlafende Pan." Die Darstellungen der siebenten Wand stimmen mit der siebenten Goethe'schen Abtheilung überein, die der Poesie, dem Gesang und Tanz gewidmet ist. Im Hauptbilde „führen Feld- und Waldgötter mit Nymphen einen Festtanz aus;" an der Decke finden wir „das Urtheil des Midas," „einen von den Nymphen übel behandelten Satyr," „Pindar, von Bienen umschwärmt und von Rhea geschützt," „Orpheus als Besänftiger der Thiere;" im Medaillon „Apollo, den Gott der Dichtkunst und des Gesanges." Der achten Wand ist, da die neunte Abtheilung Goethe's gar unbestimmten Inhalts ist, eine Scene der fünften Abtheilung übergeben: „der Kämpfer Arrhichio, wie er beim dritten Siege verscheidet."

Wie selbständig der Künstler arbeiten mußte, besonders da Goethe nur die vier ersten Abtheilungen ausgeführt hat, davon wird man sich leicht überzeugen.

Auch im cinquecento-Saal stellte er acht Kunststädte als sitzende Figuren al fresco dar. Somit verdankt also das Carlsruher Akademiegebäude hauptsächlich ihm seine innere Ausschmückung, wie er denn überhaupt in jenen vier oder fünf Jahren seines Aufenthaltes überall thätig war, wo es galt, anzuordnen und auszuführen. Auch der Ständesaal bewahrt glänzende Zeugnisse seines Geistes und seiner Ausdauer. Er führte dort enkaustisch acht Medaillons aus: Weisheit, Gerechtigkeit, Stärke und Klugheit — Friede, Frömmigkeit, Reichthum und Treue; dann vier Figuren, die vier Stände: Adel, Gelehrte, Bürger und Bauern,

vorstellend, die sich um das von zwei Knaben getragene Porträt des Großherzogs gruppiren, dies alles auf Goldgrund. Auch ein ausgezeichnetes Oelbild besitzt die Carlsruher Galerie: „Ritter Kurt's Brautfahrt" nach der Goethe'schen Ballade. Die Composition ist meisterhaft. Im Hintergrunde erscheint das entfernte Schloß des Helden; im Vordergrunde zeigt sich die Braut mit den Verwandten, der Hochzeit harrend, und dazwischen der Ritter, umringt und umdrängt von ungestümen Gläubigern auf offenem, gefülltem Marktplatze. Es wird jetzt von Thäter gestochen. Vortrefflich in Erfindung und Ausführung ist auch: „Kuno von Falkenstein." Der Herr von Falkenstein, so berichtet die Sage, versprach seine Tochter, die schöne Irmgard, dem tapfern Kuno von Sain, wenn er in einer Nacht einen Weg durch die Felsen herauf zur Burg breche und mit dem Rosse vor der Burg erscheine. Da bietet sich dem verzweifelnden Ritter der König der Berggnomen als Helfer an, wenn er den Silberschacht im Thal verschütten wolle. Und siehe, da hämmerts und drängt sich hinauf und hinab durch die Nacht und beim frühen Morgen sprengt der Ritter hoch zu Roß empor, wo die Liebste lauscht und der Vater entsetzt des Kommenden harrt. Diese reiche Erzählung, wie sie A. von Stolterfoth schön versificirt hat, stellt sich in dem Bilde vollkommen und höchst originell dar. Dem Schloß schon nahe reitet der stolze Ritter auf weißem Rosse zur Burg empor, die im Morgenscheine schimmert; sein Auge glänzt der harrenden Braut entgegen, während der alte Herr von Falkenstein sich abwendet. Unter dem Ritter sind Zwerge noch beschäftigt, den Weg zu vollenden, andere aber schlüpfen zurück in den Berg. Ihre Gestalten sind höchst originell in verkrakten Stellungen und possirlicher Geschäftigkeit und durch das Ganze weht ein geisterhafter Zug, der die rechte Stimmung gibt. In ähnlicher phantastischer Weise sind seine:

„Elfen, die den Reigen führen," ein kleineres Bild, das in der Frankfurter Gallerie hängt. Es sind wunderbar liebliche, duftige Gestalten, die Königin zaubrisch schön, das kleine Elfchen, das noch der Anleitung zum ungewohnten Reigen bedarf, rührend herzig, und so ätherisch schwebt die holde Schaar über die bethauten Gräser um die Büsche! und es ist eine so fühlbare Kreisbewegung, daß man verwundert lauscht, ob man nicht auch süße Töne vernehme. Auch das Colorit ist vortrefflich, wie gehaucht ätherisch, man fühlt den glänzenden Nebel. Eine eben so anmuthige Scene bietet sein: „Gefangner." Im Gefängnisse ruht der Kummervolle auf dem Strohlager; wundersame Zwerge steigen einer über den andern zum Gitterfenster empor und bilden so eine Leiter, um ihn zu befreien. Noch eines herzigen Bildes erinnern wir uns, das ein Privatmann in Frankfurt besitzt: „ein Einsiedler kehrt in seine Siedelei zurück;" wie er durch den Wald tritt, vernimmt er Töne einer heitren Melodie; er nähert sich, da bleibt er froh verwundert stehen; er sieht in seiner Hütte einen Wanderer, der da Feuer angezündet und sich's bequem gemacht hat.

Ehe wir nun zu Schwind's letztem, großem Bilde kommen, sei noch eines Cartons erwähnt, den er für ein Fresko in der neuen Trinkhalle in Baden-Baden componirt hat. Eine freie heiter-ernste Phantasie hat hier den Rhein mit seinen Nebenflüssen und Städten geschaffen. Der Rhein, im kräftigsten Mannesalter (als Mittelrhein) spielt auf der Violine, eine sinnige Allegorie seines Rauschens, den Städten und Gestaden die Weise zu ihren Sagen. Flüsse und Städte, sinnreich mit Attributen versehen, bringen aus fast allen deutschen Gauen dem Vater Rhein ihre Grüße dar. Leider ist diese geistvolle, einer Brentanoschen Muse würdige Composition, aus welchem Grunde, ist uns

unbekannt, nicht ausgeführt, ſondern die Halle mit Fresken von dem Mannheimer Götzenberger geſchmückt worden; und gerade dieſe Compoſition hätte als Freskogemälde wunderbar wirken müſſen. Der Künſtler iſt jetzt beſchäftigt, ſie als Oelgemälde zu vollenden.

Wir verweilen zum Schluſſe noch bei Schwind's größtem Oelgemälde, das er für die Frankfurter Galerie während ſeines dreijährigen Aufenthaltes daſelbſt gemalt hat: „Der Sängerkrieg auf der Wartburg.“ Es iſt dieß ein Werk tiefen Studiums und unendlichen Fleißes, das dem Künſtler, der von den koloſſalen Freskendarſtellungen kam, größere Anſtrengung koſtete, als wohl alle ſeine früheren Bilder. Die Schwierigkeiten lagen wohl zum Theil in dem dem Künſtler fremder gewordenen Material, an deſſen Behandlung er mit einer Freskohand ging; mehr aber noch in dem Gegenſtande ſelbſt, den er darzuſtellen verſuchte. Es iſt gewiß in hohem Grade anzuerkennen, daß er zu unſrer mittelalterlichen nationalen Literatur ſich hingewendet hat; aber wie fern liegt dieſe noch bis auf die Nibelungen und einzelnes andere, dem Verſtändniß oder gar dem Geiſtesleben ſelbſt der Gebildeten. Und nun gar der Wartburgkrieg! eine Sage, über die unendlich viel Geſchrei gemacht worden iſt, die aber bis auf dieſe Stunde nur den Ueberſchwänglichen, Hineinphiloſophirenden, Bewunderung oder tiefſinnige Vermuthungen eingeflößt hat, allen Uebrigen aber durchaus dunkel geblieben iſt und wohl auch bleiben wird, wenn nicht beſondere Funde ſie erſt in ein günſtiges Licht ſetzen.

Wir wollen hier nicht auf literäriſche Abwege gerathen; aber die Bedeutſamkeit des Bildes verlangt doch einiges Eingehen in den Gegenſtand. Unter dem Namen des Krieges auf der Wartburg iſt ein mit Proſa-Erzählung gemiſchtes Gedicht auf uns

gekommen, deſſen Verfaſſer und Abfaſſungszeit bis jetzt unermittelt geblieben iſt. Es berichtet von einem Wettgeſange, der in den Jahren 1206 und 1207 auf der Wartburg unter dem Vorſitze des Landgrafen Hermann von Thüringen und ſeiner Gemahlin Sophie abgehalten wurde. Heinrich von Ofterdingen, Walther von der Vogelweide, Biterolf, der rheiniſche Sänger Reimar von Zweter, der tugendhafte Schreiber Heinrich von Risbach, Wolfram von Eſchenbach und Klinſor von Ungerland ſind die wettſingenden Perſonen. Es handelt ſich zunächſt darum, weſſen Sang zum Lob eines Fürſten am herrlichſten töne. Ofterdingen und Walther treten zuerſt als Hauptkämpfer auf, jener für Herzog Leopold VII. von Oeſtreich, den Vater der Landgräfin, dieſer für den Landgrafen Hermann. Der Unterliegende ſolle mit dem Strange büßen, und der Meiſter Stempfel von Eiſenach iſt gewärtig, ſein tödtendes Amt an dem Beſiegten zu vollziehen. Nach langem Singen, als Ofterdingen ſchon ſich Sieger glaubt, fragt ihn Walther: Sag an, wer iſt es, der vor allen Fürſten der Sonne gleicht? Der Herr von Oeſtreich, ruft Ofterdingen. Nun denn, fährt Walther fort, mehr Preiſes hat der Tag, als die Sonne, das müſſen Pfaffen und Laien ſagen. Der Thüringer iſt unſer Tag. Mit dieſer Spitzfindigkeit iſt Ofterdingen geſchlagen, oder, wie die andere Erzählung lautet, er ſieht plötzlich die Landgräfin und verſtummt vor ihrer Schönheit. Er ſoll gerichtet werden, da flüchtet er zu den Füßen der Landgräfin und ſie gibt ihm einen neuen Verſuch zu. Dieß iſt der erſte Theil des Gedichtes. Im zweiten, der in Versmaß und Inhalt ganz verſchieden iſt von dem erſten, bringt Ofterdingen den Zauberer Klinſor aus Ungerland mit. Dieſer und Wolfram geben ſich um die Wette Räthſel auf, durchaus myſtiſchen Inhaltes von beiden Seiten, in der apokalyptiſchen Manier; Wolfram iſt durch ſeinen Glauben, Klinſor

durch ſeine magiſche Wiſſenſchaft mächtig, zugleich iſt letzterer mit dem Teufel im Bunde und ein Teufel Naſian wird von ihm gebraucht, um in der Nacht Wolfram zu verwirren. Endlich ſcheint Klinſor für Oſterdingen zu ſiegen, wiewohl der Ausgang nicht ganz klar iſt. Von einer Strafe iſt nicht mehr die Rede. Hat dieſer Kampf Statt gefunden, worauf allerdings die Berühmtheit der Sage in den nachfolgenden Zeiten deutet, und haben die genannten Dichter gekämpft, ſo iſt gewiß die Darſtellung, wie wir ſie haben, nicht der wirkliche Hergang geweſen. Der erſte Theil ließe ſich wohl noch in jene beſſere Zeit des Anfangs des dreizehnten Jahrhunderts ziehen; aber der zweite Theil mit ſeinen myſtiſchen Räthſeln erinnert doch zu ſehr an das Ende des Jahrhunderts und ſeinen Hang zu ſolchen Myſtifikationen und ſpitzfindigen Grübeleien.

Es iſt auch nicht eine Spur von der friſchen, reichen Dichterzeit des beginnenden dreizehnten Jahrhunderts, dagegen zeigt Vieles die gelehrten Künſteleien eines Frauenlob und ſeiner Genoſſen, die Zeit, wo man ſich mit Vorliebe apokalyptiſchen Verhüllungen hingab. Klinſor liegt ganz im Reich der Mythe. Wollten wir aber auch den Werth oder Unwerth der Dichtung dahingeſtellt ſein laſſen, ſo müſſen wir doch zur Beurtheilung des Bildes klar werden, welche Gegenſätze ſich denn da bekämpften. Von Oſterdingen, der ſelbſt halb mythiſch iſt, wiſſen wir ſo gut wie nichts; an ſeine Stelle tritt auch Klinſor, und dieſer zeigt in der That ſo viel Aehnlichkeit mit Wolfram ſelbſt, wie dieſer hier erſcheint, daß man ſchwerlich einen Gegenſatz ſich klar zu machen vermag. Beide ſind dunkel in ihren Räthſelſprüchen, der erſte vielleicht mehr nekromantiſch-myſtiſch, der andere mehr ritterlich-gläubig, doch tritt das im Gedichte ſelbſt nicht hervor. Wie ſollte nun da der Künſtler verfahren? Er ſuchte ſich, wie es

ſcheint, einen Gegenſatz zu ſchaffen, indem er den Oſterdingen, den man ſonſt wohl als den Verfaſſer oder Zuſammenſteller der Nibelungen fabelte, wie es Grabbe in ſeinem Friedrich I. gethan, als den wirklichen Dichter dieſes Volksepos darſtellte und ſo die Volksdichtung der ritterlichen Myſtik gegenüber ſetzte und jener den Sieg zutheilte. Aber da tritt immer der diaboliſche Klinſor dazwiſchen, der der klaren Volksdichtung den Sieg verſchafft durch ſeine dunkeln Ausſprüche. Sollte der Künſtler damit den höhniſch neckenden Teufel bezeichnen wollen, der den Menſchen immer wieder von ſeinem Fluge herabbringt auf ebene Erde zur Wirklichkeit, und die Realität repräſentirt zum Trotze der idealen Beſtrebungen? Schwer wird es jedenfalls, dieſe Anſicht in Fleiſch und Blut übergehen zu laſſen, und das iſt, glauben wir, der Grund, warum dieſe meiſterhafte Compoſition weniger anerkannt worden iſt, als ſie verdient. Wir wollen verſuchen, ſie mit wenigen Worten zu ſchildern. In der Mitte des Vordergrundes ſitzen die Sänger an einem Tiſche, rechts Wolfram, das ſchöne, bleiche, ſchwärmeriſche Antlitz ſenkend und mit der erhobenen Hand andeutend, daß er vom Kampfe abſtehe, voll Schmerz und innerer Verzweiflung; er hat ja voll Unmuth ausgerufen: „Du haſt mir all mein Singen genommen!“ Hinter ihm der tugendhafte Schreiber, beſorgt die Lippen geſchloſſen, mit Schmerz in den Mienen; zur Seite Walther von der Vogelweide, ſtolz abgehend; Reimar der Zweter, höhniſch lächelnd. Gegenüber zur Linken iſt Klinſor aufgeſtanden und beweiſt, ſataniſche Freude im Blick, die Hand über den Tiſch vorſtreckend, daß er Recht habe; der weiße, getheilte, ſtarr vorſtehende Bart, der mephiſtopheliſche Fuß gibt ihm ein erſtarrendes Anſehen. Zu ſeinen Füßen glühen die ſataniſchen Feueraugen des Hundes Naſton, in welchen das ſpätere Volksbuch, nach dem der Künſtler gearbeitet, den Teufel Naſtan verwandelt hat. Zur Seite ſitzt

Biterolf, den Beſiegten, wie es ſcheint, verhöhnend, hinter ihnen ſteht Oſterdingen, eine heroiſche Geſtalt, ſtolz triumphirend. Im Hintergrunde thronen auf einer Art Emporbühne oder erhöhten Halle, zu der man auf den Seitentreppen kommt, der Landgraf und ſein Gemahl, ein Kind ſitzt zwiſchen ihnen. Der Landgraf iſt im Begriffe, den Sieg zu verkünden. Zu den Seiten drängen ſich reiche Gruppen vom Vordergrund bis hinauf an die Hallen. Unten rechts ganz im Vordergrund ſitzt gekauert die herkuliſche Geſtalt des Meiſter Stempfel von Eiſenach mit dem Strick, ärgerlich, daß ihm das Opfer entgangen, verhöhnt von den Anderen, die hinter ihm und auf den Stufen ſtehen, die Fauſt ballen oder in den Mienen ihre Schadenfreude kundgeben; gegenüber links bringen ein Knabe und ein pausbackiger Schatzmeiſter die reichen Geſchenke; über ihnen auf den Stufen lauſchen zwei jugendliche Geſtalten, es ſind Schiller und Goethe. Die ganze obere Galerie zu beiden Seiten füllen Frauen und Kinder, verſchieden in Geſtalt und dem Grade der Theilnahme. Die ganze Compoſition zeigt den Meiſter; es liegt in den Figuren etwas Impoſantes, und die Gegenſätze könnten nicht ſchöner hervortreten, als in dem idealen Schwärmer Wolfram und dem frei und mühelos herrſchenden Oſterdingen, obgleich Letzterer durch Klinſor's Dazwiſchenkunft aus dem dramatiſchen Mittelpunkte gedrängt wird, was freilich in der Anlage des wahrſcheinlich aus zwei Theilen zuſammengeſetzten Gedichtes liegt. Auch die Malerei iſt voll Leben; zwar ungewöhnlich, aber mit klarem Bewußtſein und völliger Herrſchaft als das Material dem Geiſte untergeordnet. Um ſo mehr iſt zu bedauern, daß der Gegenſtand einer ſolchen wahrhaft genialen Compoſition dem Bewußtſein der Meiſten zu ferne liegt und eine Vermittlung kaum möglich ſein wird.

Zwei der neueſten Compoſitionen wollen wir noch hinzufügen,

in denen besonders der musikalische Humor, der diesem Künstler ganz eigenthümlich ist, glänzend hervortritt. Man könnte sie geistreiche Novellen nennen, voll Humors, wie er ihn so überschwänglich besitzt. Die eine ist: „Musikanten, zur Hochzeit ziehend.“ Im Mittelgrunde sieht man das Schloß, die Braut harrt mit ihren Freundinnen des Bräutigams. Schon erscheint er auf stattlichem Rosse mit seinem muntern Gefolge; links vom Walde her im Hintergrunde kommt der Zug. Vorn aber keuchen die Musikanten den Weg hinan, eine Bande, rührend-lächerlich anzusehen, so charakteristisch bis ins Einzelste, als sähe man die ganze Misere der Kirchweihfidlerzunft vor sich entfaltet. Jede Gestalt ist so ganz eigenthümlich, daß es kaum der Instrumente bedürfte, um sie Alle zu erkennen. Köstlich ist eine hagere Gestalt, die in gänzlicher Resignation dem Zuge nachkeucht, halb schon der Erde entrückt. Mit dieser einen Gestalt tritt auf einmal das verkommene Genie vor uns, das unter einem glücklichen Himmel vielleicht die Welt entzückt hätte, nun aber in den Eisen der jämmerlichen Verhältnisse ein Lump geworden ist. Das gefurchte Antlitz, das tiefliegende Auge klagt die Welt an, die sein besseres Ich gemordet hat. Eine duftende Rose von der Hand der schönsten Braut ist vor ihm niedergefallen. Er schaut zweifelnd freudig auf, als sei der grausame Zufall Absicht und ihm gelte die Rose, man glaubt einen Schimmer wiederkehrender Hoffnung im erloschenen Auge zu sehen. Aber der Feuergeist der Jugend, der begeistert gerungen hätte um den Besitz der Schönsten, er ist gebrochen, und wehmüthig schaut er die zu Füßen liegende Rose. Diese vortreffliche, ergreifende Composition, die so ganz das „Lächeln in Thränen“ ausdrückt, ist in großem Maßstabe in Oel meisterhaft gemalt. Möchte doch dieses Blatt recht bald gestochen oder radirt werden; es dürfte kühn mit jedem andern um

Humor, der diesem
hervortritt. Man könnte
ors, wie er ihn so über-
sikanten, zur Hoch-
t man das Schloß, die
s Bräutigams. Schon
einem muntern Gefolge;
kommt der Zug. Vorn
n, eine Bande, rühren-
ins Einzelste, als sähe
gunst vor sich entfaltet.
ß es kaum der Instru-
Köstlich ist eine hagere
Zuge nachleucht, halb
Gestalt tritt auf einmal
nter einem glücklichen
nun aber in den Eisen
geworden ist. Das
gt die Welt an, die
de Rose von der Hand
ken. Er schaut zwei-
ufall Absicht und ihm
wiederkehrender Hoff-
er der Feuergeist der
n Besitz der Schönsten,
die zu Füßen liegende
position, die so ganz
großem Maßstabe in
ses Blatt recht bald
mit jedem andern um

DER KLEINE PFEIFENSCHNEIDER.

J. D. Sauerländer's Verlag in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Digitized by Google

den Preis ringen. Die zweite Composition ist noch im Werden, sie hat aber den durch und durch musikalischen Künstler schon lange beschäftigt, und die Aufgabe ist allerdings so merkwürdig, daß sie nur einer so unendlich begabten Natur gelingen kann. Eine Beethoven'sche Symphonie soll in mehreren Blättern dargestellt werden. Ein Blatt ist in der Anlage vollendet: das „*Allegro Maestoso.*" Wir fürchten ein Unrecht gegen den Künstler zu begehen, wollten wir aus Gehörtem vorgreifend berichten. Wir würden uns aber sehr freuen, wenn der uns befreundete Mann, in dem wir, abgesehen von dem Künstler, auch den muntern biedern Menschen hoch achten, in diesen Zeilen wenigstens das redliche Bemühen herausläse, eine so vielgewandte, reiche Eigenthümlichkeit würdig aufzufassen.

Der Pfeifenschneider.

Gemalt von A. von der Embde.

Dieses Bild bedarf keiner Erläuterung. Es ist eine niedliche Scene aus dem Stillleben des Dorfes. Die Genügsamkeit einer seligen Kinderzeit spiegelt sich in der harmlosen Beschäftigung ab; es ist der Mensch, wie er überall Freuden findet, wenn er, sich selbst überlassen, sein Leben in den Armen der mütterlichen Natur genießt. Das Bild hat des lieblichen Gegenstandes wegen gefallen, wiewohl die Ausführung weit hinter früheren Scenen zurückbleibt. Die Köpfe sind nicht frische Natur, sondern von städtischem Firniß geglättet. Und die Landschaft ist doch gar zu reizlos, zu sehr vernachlässigt. Es sei hier bemerkt, daß im vorigen Jahrgange des Taschenbuches „das Mädchen am Brunnen" fälschlich den

Namen von Begas trägt; es gehört auch von der Embde an und ist wohl eines seiner gelungensten Bilder, vortrefflich ausgeführt, in höherem Style. Es wurde uns als ein Bild von Begas übergeben.

Lady Elisabeth's Abschied von Sir Walter Raleigh.

Gemalt von Emanuel Leutze.

Der Name des Seehelden Sir Walter Raleigh's führt uns in die glänzenden Zeiten der großen Königin Elisabeth, von der Johann von Müller sagt: „Alles vermochte sie, was sie wollte, weil sie nichts wollte, als was dem Geiste der Zeit und der Nation gemäß war." Es tauchen im Gedächtniß alle die mächtigen Gestalten auf, die, getragen und befeuert von dem weitblickenden kühnen Geiste der gewaltigen Frau, den Namen Englands in Achtung setzten auf den Meeren wie in den Continenten. Raleigh, Drake und Cavendish waren die berühmten Seehelden, die zur Zeit der spanischen unüberwindlichen Armada die englische Flagge zum Nachtheil und Schrecken der geldgierigen Spanier in alle Meere trugen. Raleigh, ein kühner Ritter von schöner Gestalt und einnehmenden Sitten, gehörte zu den Zierden des Hofes der jungfräulichen Königin, und als ein ächter Ritter war er der Schrecken der Feinde. Schon als Jüngling kämpfte er in Frankreich und den Niederlanden für die Sache der Protestanten mit unerschrockenem Muthe und stieg hoch in der Gunst der Königin. Gleich nach Elisabeth's Tode verwickelte er sich in ein puritanisch-katholisches Complott gegen Jakob I.; es wurde entdeckt und er

von der Embde
lder, vortrefflich aus-
als ein Bild von

Sir Walter

ße.

aleigh's führt uns
Elisabeth, von der
e sie, was sie wollte,
Zeit und der Nation
die mächtigen Ge-
dem weitblickenden
amen Englands in
ntinenten. Raleigh,
Seehelden, die zur
die englische Flagge
en Spanier in alle
von schöner Gestalt
erden des Hofes der
Ritter war er der
ämpfte er in Frank-
er Protestanten mit
Gunst der Königin,
in ein puritanisch-
de entdeckt und er

ELISABETH'S ABSCHIED VON SIR WALTER RALEIGH.

J D Sauerländers Verlag

Digitized by Google

mußte in den Kerker wandern und ſchon war der Tag ſeiner Hinrichtung feſtgeſetzt; aber der liſtige König zog vor, nachdem er mehreren Verurtheilten im Angeſichte des Todes auf dem Schaffote Geſtändniſſe der Schuld herausgelockt hatte, durch Begnadigung den Ruhm der Milde zu erlangen. Dreizehn Jahre lang blieb Raleigh demungeachtet im Tower gefangen, wo er aber in aller Gemächlichkeit den Muſen leben und ſich auch ſchriftſtelleriſchen Ruhm erwerben und ſogar eine Weltgeſchichte ausarbeiten konnte. Man fing an, ihn auch hierin zu bewundern, und durch Beſtechung des Günſtlings erlangte er endlich die Freiheit, aber nicht die Verzeihung des unverſöhnlichen Königs. Nicht lange ſollte er die Freiheit genießen; er verwickelte ſich in eine andere Unternehmung, die ihm den Tod brachte. Schon unter der Königin Eliſabeth hatte er 1584 ein Privilegium erhalten, ſich heidniſche Länder zu unterwerfen und ſie von der Krone als Lehen zu tragen. Mehrere Expeditionen nach Nord-Amerika gereichten nicht ihm, nur England zum Vortheil. Im Jahre 1596 wollte er das ſogenannte Eldorado aufſuchen, drang auch ziemlich weit den Orinoco aufwärts, mußte aber ohne eigentliches Reſultat zurückkehren. Jedoch hatte er genug geſehen, um bei ſeiner Ruhm- und Gewinnſucht den Gedanken einer ſpäteren Ausführung nicht aufzugeben. Auch reizte er durch übertriebene Schilderungen die Gewinnſucht Anderer. Als er nun wieder frei war, wußte er durch Vorſpiegelungen und das Verſprechen, Goldbergwerke zu finden, von dem Könige die ſchriftliche Erlaubniß ſich auszuwirken zu einer neuen Expedition. Jedoch verbot der König auf des ſpaniſchen Geſandten Betrieb, jede Feindſeligkeit gegen andere, beſonders ſpaniſche Unterthanen. Raleigh ſegelte ab, hatte aber überall Unglück und wurde daher, als er zurückkehrte, beſonders, weil er eine ſpaniſche Stadt verbrannt hatte, verhaftet und von

Neuem in den Tower gesteckt. Es wurde sodann der frühere Urtheilsspruch, den der König noch nicht aufgehoben hatte, bestätigt und der große Seeheld am 29. October 1618 im Tower enthauptet. Hatte er sich bei seiner Verhaftung und während der Gefangenschaft nicht sehr stark gezeigt, so bewies er von dem Momente der Verurtheilung an eine wahrhaft heroische Geistesstärke. Heiter bestieg er das Schaffot, widerlegte noch die Anschuldigungen, die man gemacht, ließ sich dann das Beil geben und seine Schärfe befühlend, sagte er: „Das ist eine scharfe Arznei, aber auch ein Mittel gegen alle Krankheiten.“ Dann legte er ruhig das Haupt auf den Block und gab das Zeichen. Als aber der Henker zögerte, rief er ungeduldig: „Warum haust Du nicht zu? Hau zu!“ und der zweite Hieb trennte das Haupt vom Rumpfe. Auf unsrem Bilde sehen wir den Seehelden, wie er, im Begriff zum Schaffot zu wandern, von seiner Freundin Abschied nimmt. Nach dem Stiche läßt sich schwer über den Effect des Bildes urtheilen. Wir müssen uns daher begnügen, die Bemerkungen hier anzuführen, die die Betrachtung des Bildes selbst in Düsseldorf hervorgerufen hat. „Es zeichnet sich,“ sagt der Beurtheiler, „durch seine Einfachheit und durch den ernsten Charakter aus, der in der ganzen Composition herrscht. Dabei liegt in der Haltung Raleigh's so viel Würde und Vergebung, daß Lady Elisabeth bis zum tiefsten Schmerze davon hingerissen wird. Dem früheren Günstling der Königin scheint der Abschied von der Welt nur darum schwer zu werden, weil er seine Geliebte verlassen muß. Wenn nun schon der Gegenstand tragisch ist, so wird durch die düstre Stimmung dieser Effect noch erhöht; man fühlt mit den Personen des Bildes, man versetzt sich unter sie, und das ist gewiß das größeste Verdienst des Malers. Dabei ist Zeichnung und Farbe eben so eigenthümlich, wie die

Behandlung; man erkennt den Meiſter, der ſich ſelbſt gebildet hat und keinen Eindrücken einer Schule ausgeſetzt geweſen."

Der Künſtler, Emanuel Leutze, an der Düſſeldorfer Akademie, iſt ein Amerikaner, aber von Geburt ein Deutſcher, aus Schwaben; noch im Knabenalter zog er mit ſeinen Eltern nach Amerika und kam ſpäter zur Ausübung ſeiner Kunſt nach Deutſchland zurück. Beſonders gerühmt werden ſeine Scenen aus dem Leben des Columbus. „Er entfaltet darin großen Ideenreichthum; ſeine Compoſitionen ſind tief durchdacht; die Zeichnungen bekunden das feinſte Gefühl und die treueſte Naturwahrheit. So iſt Leutze im wahren Sinne des Wortes ein Maler. Dieſen Schmelz der Farben, die Friſche des ganzen Colorits findet man in neueren Bildern nur ſehr ſelten; dabei erſcheint die Behandlung neu und kühn, und es liegt gerade darin ein großer Zauber, daß man ſieht, es hat dem Maler keine Schwierigkeit verurſacht, dieſe Lebensfülle auf die Leinwand auszugießen."

Die Großmutter und ihre Enkel.

Gemalt von Jacob Dielmann.

Um die liebe Großmutter sind die muntern Enkel versammelt; sie hat das große Bilderbuch eröffnet, den kostbaren Schatz, den sie bewahrt und den sie nur den begierigen Kleinen aufschließt, wenn sie ihre Gunst erworben haben. Streng wacht sie über Allem, was die Kleinen thun und diesen gilt ihr Wort als wahr und unabänderlich. So ist sie den Enkeln Schutzgeist, ernst, aber liebevoll, und voll Glauben und Kindereinfalt lauschen sie der Worte, mit denen sie ihnen den Sinn jedes Bildes erschließt. Und währenddem gehen die Eltern den Sorgen des Tages nach; die Kleinen stehen in der sichern Hut der ehrwürdigen Mutter. Es ist um eine solche Großmutter etwas Erhabenes und dabei Rührendes. Die Zeit beugt ihr Haupt zur Erde; die Kräfte vermögen kaum noch dem äußeren Leben zu dienen und die Welt schließt ihr ein Fenster nach dem andern zu; aber im Innern da webt's noch lebendig, da wacht noch die Welt mit allen ihren Schönheiten und Gefahren; da erhebt sich der Sinn vom vergänglichen Schein zu dem unvergänglichen Kern des Lebens und er kehrt mit Bewußtsein zurück zu dem Glauben der Kindheit und zu der Einfalt der Kleinen. Darum wendet sich alle ihre Sorgfalt zu den Kleinen; Alter und Jugend, die beiden Enden des Lebens, schließen einen innigen Bund mit einander; dem Alter wird neu die längstvergangene Zeit, und die seligen Stunden, die längst schon dahin, umspielen die schon halb erstorbene Brust und schmücken den letzten wankenden Gang zum Grabe mit unvergänglichen Freuden. Die Jugend aber empfängt aus dem Munde

Enkel.

nn.

ntern Enkel versam-
kostbaren Schatz, den
en aufschließt, wenn
cht sie über Allem,
Wort als wahr und
ßgeist, ernst, aber
lt lauschen sie der
Bildes erschließt.
n des Tages nach;
würdigen Mutter.
abenes und dabei
Erde; die Kräfte
nen und die Welt
ber im Innern da
lt mit allen ihren
r Sinn vom ver-
rn des Lebens und
n der Kindheit und
sich alle ihre Sorg-
beiden Enden des
nander; dem Alter
ligen Stunden, die
storbene Brust und
Grabe mit unver-
t aus dem Munde

DIE GROSSMUTTER MIT IHREN ENKELN.

J. D. Sauerländers Verlag.

des verehrten Alters, das ihr so reiche Freuden überall bereitet, die ernsten Lehren und warnenden Worte mit mehr Glauben und nachhaltigerer Wirkung, als Katechismus und Sprüche sie geben können, wenn sie von außen ohne Anwendung und ohne die lebendige Vermittlung der naheſtehenden Perſon an ſie gebracht werden. Ueberall in Stadt und Land iſt wohl Großmutter ein verehrter Name; aber während im Stadtleben oft nur ſinnliche Genußſucht mit ihrem kleinlichen Egoismus das Band bilden, ruht in den Dörfern oft auf dem Haupte einer Großmutter der Glanz patriarchaliſcher Hoheit, und ſie erſcheint in der Kinderwelt wie ein Fürſt, lenkend, gebietend, wehrend; aber auch erfreuend und zur Luſt vereinend. Und zudem hat ſie das wichtige Amt des Dorfhiſtorikers; in ihrem Gedächtniß ruhen die Erlebniſſe des Jahrhunderts und nach ihrer Erzählung pflanzt ſich das Andenken an des Dorfes Segen und Unheil auf die kommenden Geſchlechter fort. Und das iſt der Reiz, der ihr innewohnt und der die Kleinen unwiderſtehlich zu ihr hinzieht.

In unſerm Bilde erſcheint Würde und rührende Innigkeit der Großmutter in vollem Glanze, mit aller Feinheit und Grazie, wie ſie ſich dem Künſtler nur darbieten, wenn ihm das Leben in ſeinen innerſten Beziehungen aufgegangen iſt. So einfach und anſpruchslos dieſes Aquarellbild iſt, ſo möchte es doch vielen, unendlich vielen, glänzend gemalten und groß ausgeführten ſogenannten Landlebenſcenen den Preis abgewinnen durch ſeine unübertreffliche Charakteriſtik, durch die Wahrheit bis ins Kleinſte, die nicht die Wirklichkeit verläugnet und dennoch ſie künſtleriſch wiedergibt. Dielmann iſt, wie Keiner, ein Darſteller des ächten Volkslebens. Er geht ſicher und geraden Weges ſeine Bahn, ohne in Abwege zu gerathen, auf denen wir heut zu Tage ſo Viele ſehen. Die Einen malen die Bauern für den Salon, und

ihre Bilder erſcheinen gar häufig, wie wenn in eleganten Cirkeln der Städte Tableaux arrangirt werden, bei denen natürlich die Kleidung und Stellung die Scene wiedergibt, aber die Köpfe und Leiber doch immer der Stadt verbleiben. Andere meinen, wenn ſie daguerreotypiſch das Dorf aufnähmen mit allem ſeinem Miſt, dann ſtellten ſie das Landleben dar. Es heißt aber noch etwas ganz Anderes, das Dorf künſtleriſch darſtellen. Da muß der Geiſt des Dorflebens ſich mit dem des Künſtlers vermählt haben, um würdige, ächte Kinder des Dorfes zu erzeugen. Und das thut Dielmann, er malt Dorfgeſchichten, wie ſie Auerbach geſchrieben hat, und damit glauben wir genug geſagt zu haben, um dieſen Künſtler zu würdigen.

Jägerzauber.

Eine Waldgeschichte

von

Ludwig Bechstein.

Digitized by Google

Die Wälder rund um das Großherzoglich Sachsen-Weimarische Jagdschloß Zillbach, eigentlich „in der Zillbach," grünten in voller entfalteter Frühlingspracht. — Die Zillbach ist eine seit uralten Zeiten vom Zauber der Jagdromantik umflossene Weimarische Parcelle im Meininger Lande; ein eben so sehr von hochpoetischen Sagen durchklungenes, wie durch höchst unpoetische Processe der beiderseitigen Regierungen über Mein und Dein, über Grenzmarken und Gerechtsame, über Wild und Wald und Wald und Wild den An- und Umwohnern merkwürdig gewordenes Stückchen Erde. Schon die Grafen von Henneberg schätzten und liebten diese wildreichen Wälder, diese so abgelegenen eigenthümlichen Buchenhöhen und grünen Thalgründe, und schon in ihrer Zeit stand dort ein stattliches Herrenhaus und Jagdschloß. Etwas älter, als dieses, war das Dorf, dem man freilich in seiner jetzigen Gestaltung sein Alter nicht anmerkt, das achtbarste Alter; denn schon im Jahre unseres Herrn achthundert und acht und achtzig trat, wie wir zu sagen pflegen, der Ort Cilbaha urkundlich in die Geschichte, welche übrigens, jene Processe abgerechnet, niemals viel Notiz von ihm genommen hat.

Die glänzendste, oder vielmehr die Blüthezeit der Zillbach war jene, während welcher der berühmte Forstmann Cotta dort eine Forst- und Jagdlehranstalt leitete, eine der ersten Deutsch-

lands neben dem unvergeßlichen Dreißigacker, das die Staatsklugheit nicht halten konnte, weil sie es nicht halten wollte — Cotta, Johann Mathäus Bechstein's würdigster Rival. Auch jene Zeit gehört schon der Vergangenheit an. Es ist lange her, daß die Fanfaren der Jagden des unsterblichen Carl August durch Zillbach's Wälder schmetterten, und eine Schaar lustiger, jugendfroher Waidgenossen in diesen Wäldern bald birschte, bald botanisirte, und ersteres jedenfalls viel lieber noch als letzteres that. Aber die Kunden von manchem ernsten und manchem lustigen Abenteuer leben noch im Volksmunde der Bewohner jener Dörfer, welche um das kleine eigenthümliche Binnengebirge gereiht sind, das der Bergstock des Bleß mit seiner fabelhaften Stophelskuppe bildet, und in dessen Schooß, in einer ausgedehnten muldenförmigen Eintiefung Zillbach an einem Wässerlein desselben Namens liegt.

Jene noch unverklungenen Geschichten, Dorf- und noch viel besser Waldgeschichten sollen künftig noch ein Buch füllen; für diesesmal aber begnügen wir uns mit der Erzählung einer höchst einfachen und doch höchst seltsamen Begebenheit, die sich auf jenem für den Waidmann klassischen Boden zutrug, und zwar nicht in grauer Grafenzeit, und eben so wenig in der Zeit der Parforce-Jagden, ja nicht einmal in den Tagen des wohlseligen Herrn Forstmeisters Cotta und des weitgenannten Nimrod-Nestors, Oberforstmeisters von Seebach, denkwürdigen Andenkens, — sondern ganz nahe liegend, im Frühling des Jahres achtzehnhundert und fünf und vierzig.

Die Wälder ſtanden alſo im Prachtmantel ihrer Frühlingsherrlichkeit, und an einem ſchönen Gottesmorgen in Mitten des Wonnemonats verließen zu ziemlich früher Tagesſtunde ein alter und ein junger Mann, von einem Jagdhund begleitet, die Oberförſterei zu Zillbach und nahmen ihren Weg thalwärts, dem Bächlein nach, das gar friedſam und doch heiter plätſchernd durch den Grund rollte, und die Blumen ſeiner Ufer netzte. Beide Männer waren mit Büchſen bewehrt, und was ſonſt zur Jagdbewaffnung gehört, nur mit dem Unterſchiede, daß bei dem Jungen, der ein recht lebensfriſches, rothwangiges Geſicht, durch ein blondes Bärtchen verſchönt, zeigte, alles Geräth, wie das Geſchoß, äußerſt elegant, hingegen bei dem Alten, deſſen Geſicht runzelvoll, wetterbraun, und deſſen Bart verwirrt, ſchier ſtachlich und ergraut ſich darſtellte, altväteriſch, abgetragen und vielgebraucht war.

Der junge Mann war der Forſtgehülfe, Herr Leopold Hoelein, gebürtig aus Wenigenlupnitz im Amte Eiſenach, und erſt vor wenigen Wochen bei dem Herrn Oberförſter Artmann in Zillbach angetreten. Er trug einen leichten, grünen, breitkrämpigen Hut, deſſen Schmuck eine Birkhahnfeder war, einen graubraunen kurzen Jagdrock mit grünem Kragen und grünen Aermelaufſchlägen, auch grünem Futter. Seine Jagdtaſche von weißem Bindfadengeflechte war gerade groß genug, um einige Feldhühner, oder höchſtens einen nicht übermäßig ausgewachſenen Haſen aufzunehmen. Sein Pulverhorn war eine gepreßte Kupferflaſche mit angepaßtem Ladmaß; in einer Gürteltaſche befanden ſich die bereits zugerichteten Jagd-Patronen in pappenen Hülſen, die mit Silberpapier überzogen waren; der Lauf des Prachtgewehrs zeigte den

feinſten Roſendamaſt, und war aus Namur gebürtig, doch hatte die Beſcheidenheit eines in ziemlicher Nähe ſeßhaften Büchſenmachers, nach glücklicher Zuſammenſetzung der von verſchiedenen auswärtigen Fabriken bezogenen Einzelſtücke dieſes Jagdgewehrs zu einem überaus ſchönen Ganzen, es nicht verſchmäht, den Namen ſothanen Büchſenmachers mit feinen Goldbuchſtaben auf den Lauf zu ſetzen.

Der alte Mann war der Kreiſer und Forſtwart Konrad Hörſchelmann, gebürtig aus dem der Zillbach nahen Dorfe Helmers, ein Inventarſtuck der Förſterei; allgekannt und theils geliebt, theils gefurchtet von Jung und Alt im ganzen Zillbacher Revier und weit darüber hinaus, ein alter Ueberall und Nirgends, ein Schrecken der Holz- und Wilddiebe, in jungen Jahren ein ſchlimmer Zeiſig und jetzt in alten Jahren noch gern der jungen und der vergangenen Tage als goldner, unwiederbringlich verlorener Zeiten gedenkend. Er trug eine alte Tuchmütze von zweifelhafter Farbe mit ſehr wandelbarem Schild, eine grüngraue Jacke mit Metallknöpfen verſchiedenen Fabrikats, wie ſie ſo nach und nach ſich nachbarlich zu einander gefunden hatten, und aus der Taſche ſah eine kurze Tabakspfeife mit einem großen Kopf von Ulmer Maſer heraus. Die Jagdtaſche des alten Hörſchelmann war einer jener geräumigen Ranzen-Veteranen, zu denen ein armer Dachs ſein ganzes Fell hat hergeben muſſen, ſo daß ſogar das Schwänzl — halt! der Spiegel — noch an demſelben baumelte. Dieſer Ranzen vermochte drei Haſen und viele Feldhühner in ſeine weite Höhlung aufzunehmen, nächſtdem noch eine kleine Nebentaſche angebracht war, über welche die vordere Kopfhaut des weiland Dachſes als

Klappe und Deckel wehmüthig und ernſt hing. In dieſer kleinen Nebentaſche bewahrte Hörſchelmann ſeine Waidgangrequiſiten, beſtehend aus einer gefüllten Schnappsbulle, einem Stück Speck, in ein altes Kalenderblatt gewickelt, einen Runken Brod, ein höchſt einfaches Pulverhorn alter Form und einen vielgebrauchten ledernen Schrotbeutel. Ladmaß brauchte der alte Kreiſer nicht, dazu kannte er ſein Gewehr zu genau. Dieſes Gewehr war noch eine Reliquie mit Feuerſchloß, nicht damascirt, ohne Patentſchraube und Goldbuchſtaben, ohne alle Zier, aber gut, — es waren vielleicht ſchon mehr glückhafte Schüſſe daraus gethan, als der junge Begleiter des Alten Lebenstage zählen mochte.

Während des Gehens ſchlug ſich der Kreiſer Feuer, und legte den glimmenden Schwamm auf den Tabak des bereits vorräthig geſtopften Ulmer Kopfs.

Der Morgen war prächtig. Das tauſendſtimmige Leben im Walde ſchmetterte dem jungen Tag ſeinen Jubel entgegen. Amſeln und Droſſeln ließen ihre glockenhellen Rufe erklingen, und zwiſchen dieſen jauchzte ihr goldgefiederter Verwandter, der Pyrol, von Zeit zu Zeit ſeine Liebeswonne in melodiſchen Lauten aus. Kaum hörte man aus der Tiefe ferner Forſte den einförmigen Ruf der Kukuke, zumal jetzt auch die Finken hitzig und ſtreitſüchtig ihre Wettgeſänge in rollenden Tönen anhoben, die ſie fort und fort zu wiederholen nicht müde wurden.

„Ein ſchöner Morgen der heutige, Konrad!“ begann der Forſtgehülfe ein Geſpräch mit dem grauköpfigen Begleiter, indem er ſich zu dieſem wandte, und an der brennenden Tabakspfeife des Alten eine Cigarre in Gluth ſetzte.

„Hm! Ja!“ antwortete der Alte halb brummend. „'S iſt luſtbarlich ſchön da haußen herum, und gar ein ſtattlich Revier das hieſige, — aber, Herr Hoelein, wenn man alt wird, wird einem zuletzt doch Alles egal. Es iſt halt doch nichts auf der Welt, als Plackerei, Verdrießlichkeit und Aergerniß. Kaum kommt die jagdgerechte Zeit, ſo hat auch der Teufel die Wildſchützen bei der Hand, und unſer Einer iſt ſeines Lebens nicht ſicher.“

„So?“ fragte der junge Jäger gedehnt: „Gibt es hier auch ſolches Ungeziefer?“ Doch mit keckem Jugendmuthe ſchlug er plötzlich ein Gelächter auf und ſagte: „Mir ſoll Keiner kommen, oder mir ſoll nur Einer kommen! Ich fürchte mich nicht! Ihr wollt mir bange machen, Kreiſer! Kennt Ihr nicht das Sprüchwort: Bange machen gilt nicht?“

„Kenne keine neumodiſchen Sprüchlein, mein junger Herr!“ verſetzte Hörſchelmann. „Zu meiner Zeit ward Manchem bange genug gemacht, und mich deucht, es wär' darin jetzt um kein Haar beſſer, wohl aber viel, viel ſchlimmer. Die Herren verſtehen's ſchon, einem armen Kerl bange zu machen, daß er Oel ſchwitzen möchte. Sehen Sie ſich nur vor, daß Ihnen niemals ſo ein Wildſchütz bange macht; denn das ſind Kerls, ſage ich Ihnen, die mit dem leibhaften Satan im Bunde ſtehen.“

„Alte Haut, Du machſt mich lachen!“ erwiederte Leopold. „Wer ſpricht heutzutage noch vom Satan und Bund mit ihm? Ihr kamet wohl nie aus dieſen Bergen und Wäldern hinaus in die große Welt?“

„Hatte Selbiges nicht von Nöthen!“ verſetzte der Kreiſer trocken. „Die große Welt kam zu uns. Das war ein Leben,

wenn der alte Großherzog kam und mit ihm alle die Herren vom Hofe, junge und alte, wer nur einen Schießprügel tragen konnte und ſich zutraute, einen leidlichen Bock zu ſchießen. Tagelang und Nächtelang könnt' ich davon erzählen — jetzt iſt's ſtill, und mir auch recht, die alten Knochen ſind mürb, und wollen nimmer ſo recht fort wie ehedem."

„Habt aber doch ein helles Auge und eine Hand, die nicht zittert, Kreiſer!" ſchmeichelte Leopold gutmüthig dem Alten. „Ich meine, Euch jagt wohl auch kein Wildſchütz Furcht ein, und käm' Euch Einer in den Wurf und Schuß, ſo riefet Ihr gewiß: „Halt, oder ich ſchieße!""

„Werd's wohl bleiben laſſen, lieber Herr! Das wär' ein Kommang, der mir gleich das Lebenslicht ausputzen thun könnte, und längſt ausgeputzt hätte, wenn ich jemals ſo albern — verzeiht mir's gütigſt — geweſen wäre."

„So?" fragte Leopold verwundert. „Ihr laßt alſo dieſe Hallunken laufen, fürchtet Euch vor ihnen? Iſt das auch mit der Dienſtpflicht vereinbarlich?"

Der Kreiſer antwortete eine gute Weile nichts auf dieſe Frage. Er dampfte heftig und blies die Rauchwolken ſtärker aus ſeiner Pfeife in die reine Morgenluft. Leopold legte dieſes Schweigen als das der Beſchämung aus über eine verdiente Rüge, doch wollte er den alten Mann, der ihm als äußerſt treu und wacker vom Oberförſter, ſeinem Prinzipal, gerühmt worden war, und zugleich als ein Mann, der das ganze Revier ſo genau kenne, daß er daſſelbe im Nothfalle mit verbundenen Augen begehen könne, — nicht kränken und nicht verſtimmen, und ſuchte eben nach Worten,

um das Gespräch nicht stocken zu lassen, es aber anders zu lenken, als Hörschelmann von freien Stücken die Rede wieder aufnahm.

„Man fürchtet sich nicht, und man läßt sie nicht laufen, absonderlich, wenn man sie erst hat! Aber meinen Sie, daß uns die Wilddiebe über die Wege laufen, wie dort die Finken? Meinen Sie, daß eine Wildschützenbüchse, in die noch dazu fast immer besprochene Kugeln geladen werden, nicht so gut treffe, wie Ihr Luttichер Rohr, oder wo es sonst her ist? Glauben Sie nicht, daß Ihnen so ein Wildschütz mir nichts, dir nichts einen Waidmann setzen und eine Verblendung machen kann? Da gehört mehr dazu, diesen Gesellen die Spitze zu bieten, als ein Bischen Courage und der Zuruf: „Halt, oder ich schieße!" denn der Wilddieb wird kein Narr sein, und still halten; ft! — ist er fort, und Sie dürfen zehnmal schießen, Sie treffen ihn doch nicht — schon darum nicht, weil Ihr Gewehr versagt, oder nicht losgeht, da es der Wilddieb versprochen hat."

„O mein braver alter Hörschelmann!" antwortete herzlich lachend Leopold: „Euer Glaube scheint Berge zu versetzen. Ihr denkt, weil ich, als die Forstakademie in Dreißigacker leider Gottes aufgehoben wurde, der letzte Akademist war, hernach eine Weile brach liegen mußte, und den praktischen Forstdienst jetzt erst hier unter Herrn Oberförster Artmann lernen soll, versteht sich mit unter Eurer guten Anleitung, ich ließe mir Mährlein und Fabeln von Euch aufbinden — und wollt mich so recht als einen Neuling zum Hänschen haben?! Als wenn nicht Alles, was Ihr da von Waidmann setzen, Kugeln und Gewehre besprechen sagt, lauter

Schnurrpfeifereien aus dem Freiſchütz wären! — Wißt Ihr, was der Freiſchütz iſt? Habt Ihr ihn einmal gehört, geſehen?“

„Was der iſt — der Freiſchütz? Das wird er wohl ſelbſt am beſten wiſſen,“ verſetzte Hörſchelmann, indem er den Frager gänzlich mißverſtand. — „Gehört? — o ja! Geſehen? Vielleicht auch ſchon — mag nichts mit Selbigem zu thun haben.“

„Was ſchwatzt Ihr denn? Von wem redet Ihr denn?“ fragte Leopold: „Ich meine die Oper.“

„Die Oper? Wer iſt die?“ fragte Hörſchelmann ganz verwundert, ſo daß ihm die Pfeife ausging. „Iſt das etwa der Name ſeiner Großmutter? Gott ſei bei uns!“

„Mann Gottes!“ rief Hoelein, und wollte ſich vor Lachen ausſchutten: „ſeid Ihr denn ganz vernagelt, ſeid Ihr denn niemals im Theater, in der Komödie geweſen?“

„O ja, aber es iſt ſchon merklich lange her, Anno Eins, als ich nach Weimar einen Botengang that, das ſchnack'ſche Ding hieß, glaube ich, die Zauberflöte,“ berichtete der Kreiſer.

„Nun ja, das war auch eine Oper, und ſo eine iſt auch der Freiſchütz!“ erklärte dem Verwunderten jetzt Leopold. „Da kommen Jäger darin vor, und auch der ſchwarze Jäger, Herr Urian, der Teufel, oder Samiel geheißen, und Freikugeln und allerlei Satansſpuk.“

Der Kreiſer verzog bei der großen Luſtigkeit, mit welcher Leopold dieſes Alles vorbrachte, keine Miene, und lachte ganz und gar nicht. Er ſagte: „Herr Hoelein, aus ſolchen Dingen ſollte man keine Komödie machen, da könnt' aus luſtigem Spaß ein trüber Ernſt werden. Da wüßt' ich Geſchichten —“

„Die Ihr mir alle erzählen sollt, guter Alter!“ rief Leopold. „Mir macht das Spaß, und hab' auch einen Freund, der schreibt Bücher und sammelt solche alten Witze und Narrenspossen, dem schreib' ich sie auf, und Ihr bekommt für jede gute Geschichte eine Pfeife Knaster, alten, ächten.“

„Keinen Wasunger!“ fügte Hörschelmann ironisch hinzu. „Topp, ich geh's ein. Ihr werdet wohl eher müde werden, meine Geschichten aufzuschreiben, als ich, meine Pfeife aus Eurem Beutel zu füllen. Da fällt mir gleich ein wahrhaftig Stückchen ein, das sich hier, hier in der Zillbach zugetragen, wie sich überhaupt hier — droben im Orte mein' ich — viel, viel zugetragen hat, davon draußen kein Mensch was weiß.“

„Glaub's wohl!“ sagte der junge Jäger: „Der Ort liegt ja aber auch so einsam im Walde, wie verwunschen, und gehen so prächtige Wege hin, daß Jeder, der sie zu Wagen passiren muß, wohl thäte, sich zuvor ins Kirchengebet einschließen zu lassen!“ —

„Da war einmal droben in der Zillbach ein Jägerbursche,“ begann der alte Hörschelmann seine Erzählung: „der verstand gute Waidmannsstücklein, diente aber seinem Herrn, dem damaligen Förster Veit Meixner, treu und fleißig, — damals nannte man nämlich, mit Verlaub, dasjenige noch dienen, was heutzutage die Herren conditioniren nennen, und was heut ein Herr Gehülfe ist, war damals ein Bursch — kurzum, es geschah, daß sich eine Zwiespältigkeit erhob zwischen dem Herrn Förster Meixner und dem Burschen, so daß letzterer aus dem Dienst ging. Aber was that er? Er pfiff absonderlich auf einer Pfeife von Todtenbein eines Gerichteten — beiläufig, es thut's auch der Pfiff auf

einer hohlen halben Haſelnuß, die am Hubertustag in der zwölften Stunde aus dem Neſt eines ſchwarzen Eichhörnchens genommen wird — und da lief alles Wild vom ganzen Zillbacher Revier zuſammen.

„Mein Burſche nahm ſein weniges Gepäck, und lud es dem ſtattlichſten Hirſch, einem Sechszehnender, auf, und richtete es ſo ein, daß mein Förſter dieſen Hirſch anſichtig wurde. Verwundert, was derſelbige Hirſch wohl auf ſeinem Rücken trage, ſchoß der Förſter, und das war es eben, was mein Burſch gewollt. Alles Wild ſtob aus einander, der Hirſch ſtob mit davon, und alsbald war das ganze Revier wie ausgekehrt, was nämlich edles Wildpret betraf. — Nun können Sie denken, lieber Herr Hoelein, wie das den Förſter crepirte, daß ihm nichts mehr vor den Schuß kam, als hie und da ein lumpiger Lampe, ein magrer Fuchs, oder eine Wildkatz.

„Mein Burſch aber ging auf die Förſterei in Helmers, nicht weit von der Zillbach, machte dort ſein Glück, heirathete eine von des Förſters Töchtern, wurde Forſtwart, und da er mit ſeinem Poſſen den Zillbacher Förſter genug geſtraft, und der kleine Span, den ſie mit einander gehabt, bald vergeſſen war, ſo bat er ihn ſogar bei ſeinem erſten Kinde zu Gevatter.

„Mein Förſter hob das Kind, und auf dem Heimweg begleitete der Forſtwart ſeinen Herrn Gevatter bis herüber auf deſſen Revier. Da kam's denn gar bald auf den lieben Wildſtand, und der Förſter klagte ſeinem Gevatter ſein Herzeleid, und daß er gar kein Wild mehr auf dem Revier habe.

„Der Forſtwart lachte, daß es laut im Walde wiederhallte.

„Kein Wild?“ rief er mit verstellter Verwunderung. „Wild dickfatt! Ihr sehd's nur nicht, Gevatter Meixner! Doch seid getrost, mein Herr Gevatter, Ihr sollt nunmehr auch wieder Wild schießen.“ Und da nahm der Forstwart einen Büschel Stroh von einem Warnungswisch am jungen Schlag, drehte daraus ein Kränzel, und sprach zum Förster: „Lugt einmal dadurch, mein guter Herr Gevatter!“ Wie dieser das that, wurden ihm die Augen aufgethan, und er sah ganze Rudel Rothwild und auch etwelche Sauen. Selbiger Forstwart ist mein Großvater gewesen —“

„Bravo, Hörschelmann!“ rief der Forstgehülfe. „Das Stücklein ist schon eine Pfeife Tabak werth, die habt Ihr gut an mich, und ich bekomme Respect vor Euch, da Ihr der Enkel solchen Tausendkunstlers seid, — gewiß könnt auch Ihr mehr als Brot essen!“

„Hm, hm,“ brummte der Kreiser, „Sie werden ja wohl vom Herrn Geheimerath von Goethe gehört haben, der immer um den höchstseligen Großherzog Carl August war. Selbiger Herr Geheimerath ließ einmal, da er mit dem Großherzog hier war, ein Wort fallen, das hob ich auf, da ich hinter beiden Herren drein ging, und schrieb mir's hinters Ohr. Ein Jeder lernt, so viel er kann! Und ich that so, hab's aber doch zu Nichts gebracht, wahrscheinlich, weil ich nicht die Gaben hatte, viel zu lernen.“

„Gut geantwortet, sehr gut!“ lobte Leopold.

Der Pfad führte die beiden Jäger jetzt aus dem Walde, dessen Wipfel die Strahlen der Morgensonne hell vergoldeten; ein lieblicher Wiesengrund mit seinen Milliarden Blumensternen lag theils

hell beſonnt, theils noch in Waldesſchatten, und bläulicher Duft ſtieg empor, der in den Lichtungen magiſche Streifen bildete. Ein kleiner Teich und eine Mühle zeigten ſich als Staffage dieſes Bildes. Ein Rudel Rehe flüchtete in raſchen Sätzen, als es die Tritte der Männer hörte, nach dem nahen Dickicht.

„Das iſt die Eſelsmühle!“ nahm der Kreiſer in ſeiner Eigenſchaft als belehrender Geleitsmann wieder das Wort. „Ob Eſel hier gemahlen werden oder ſelbſt mahlen, weiß ich nicht zu ſagen; der Müller ſtammt von Waſungen; und man ſagt ihm oder ſeinen Vorfahren nach, wenn im hohen Sommer ihm das Mühlwaſſer ausbleibe, hänge er ein Tretrad an die Welle, ſtatt des Waſſerrades, und treibe mit Hülfe ſeines Grauſchimmels das Werk im Schweiße ſeines Angeſichts.“

Jetzt that ſich vor den beiden Wanderern ſchön und reizend der Blick in das Thal der Werra auf, indem ſich der kleine Wieſengrund, den ſie durchſchritten, mehr und mehr erweiterte. Sie gingen bereits eine gute Strecke lang nicht mehr im Zillbacher Revier, ſondern auf Meiningiſchem Boden. Herr Hoelein mußte nicht nur ſein Territorium, ſondern auch die Angrenzungen desſelben, die Nachbarwälder, in die zu großem Leidweſen des Großherzoglichen Forſtperſonals das Wild gar oft herüberwechſelte, kennen lernen, und der Kreiſer ſchlug jetzt einen Waldpfad ein, der zu einem Punkte geleitete, von dem aus die Landſchaft in voller maleriſcher Pracht vor Augen lag.

Thalaufwärts und thalabwärts herrlicher Wieſengrund mit einigen großen Teichen, durch den in weiten mächtigen Bogen die Werra ſanft hinfluthet; ſtattliche, wohlgebaute Orte im Thalgrund

verſtreut, darüberhin theils bebaute, theils bewaldete Berghöhen, in größerer Ferne der Thalkeſſel mit der alten Stadt Schmalkalden, und darüber, den Horizont abgrenzend, die langgedehnte Bergkette des Thüringerwaldes in herrlicher Morgenſonnenbeleuchtung mit ihren reizenden, vielgefeierten Hochgipfeln, dem Inſelberg, dem Stahlberg, dem Donnershaub, den Hermannsbergen, dem Ruppberg, Beerberg, Schneekopf, Finſterberg und anderen.

Dicht am Fuße des Berges, auf dem die Wanderer ſtanden und raſteten und einen kleinen Imbis zu ſich nahmen, lag ein kleines Gehöft ganz im idylliſchen Frieden an die Waldbucht hingebettet.

„Hier iſt ein wahrhaft ſchöner Punkt, wo Einem das Herz aufgeht!“ rief Leopold vergnügt aus, und ſeine Blicke ruhten vornehmlich auf dem gegenüberliegenden Dorfe Schwallungen, das von Weitem ſich ausnimmt wie ein kleines Städtchen.

„Ach ja!“ beſtätigte der Kreiſer: „wenn nur auf ſo verdammten Heckenhöfen nicht immer verdächtiges Geſindel ſeinen Unterſchlauf hätte! Das da unten iſt zwar nachgerade kein ſolches Nachteulenneſt, auf dem Windenhof wohnen redliche Leute, aber da drüben in Schwallungen ſitzt eine Sorte, der ich nicht über den Weg traue. Verteufelte Schnapphähne!“

„Meint Ihr Wilddiebe?“ fragte Hoelein, und ließ den Blick gar nicht von Schwallungen weggleiten, als ziehe der Ort ihn magnetiſch an.

„Was Anderes ſonſt?“ verſetzte Hörſchelmann. „Da kommen ſie her, da haben ſie ihren Stand, da lauern ſie auf die Zillbacher Hirſche, und in ein paar Minuten ſind ſie mit dem Raube auf

Meininger Grund und Boden, oder bleiben gleich drauf. Die Winde merken Sie sich, hier ist's am hellen Tage nicht geheuer. Hab' ich doch schon mehr als einmal den Mönch hier sitzen sehen."

„Was für einen Mönch? Ist hier herum ein Kloster?" fragte Hoelein.

„I wird wohl! Wie kämen wir dazu?" erwiederte Hörschelmann, „aber vor Alters, da gab's Klöster im Werragrunde ab und auf, in Menge. In Meinungen, Wasungen, Herrenbreitungen, Frauenbreitungen, Allendorf, drüben in Schmalkalden, und was weiß ich, wo sonst noch? Nun seh'n Sie doch da drunten die großen Teiche — sind die Kralacher Teiche geheißen und delicate Karpfen darin, die hat ein Mönch gegraben, und wie sie gegraben waren, so kam kein Wasser hinein. Da ging der Mönch hierher auf die Winde, man nennt's auch das Hartambergsthal, und hatte ein dickes Zauberbuch; daraus citirte er den Bösen und verschrieb ihm seine Seele, wenn er ihm Wasser verschaffe in die Teiche. Nachher hat der Mönch auf des Bösen Rath das Wasser oberhalb des Dorfes aus dem Mühlgraben geleitet und es durch ein Gewölbe unterhalb dem Forsthause, das dort so nett und hellgelb angestrichen herüberglänzt, in die Teiche geführt, und seitdem haben die immer Wasser. Aber der Mönch muß hier oben sitzen bis an den jüngsten Tag, dieweil er sich dem Bösen verschrieben."

„Das ist ja wieder eine prächtige Geschichte!" sprach mit leisem Spotte Hoelein zum alten Konrad: „aber nun muß ich doch nach etwas Anderm fragen, was mich mehr interessirt. Kennt Ihr nicht den Namen Rockebach drüben in Schwallungen?"

„Rockebach? — O ja!" rief Konrad: „Was werd' ich nicht?

Die Wittwe Rockebach war meine Frau Wahs (Base); ihre Tochter ist auch schon Wittib — meinen Sie die?"

„Es war ein Mädchen dieses Namens auf dem Pachtgute zu Dreißigacker, eine Verwandte des Pächters — ein bildschönes Mädchen" — versetzte mit einigem Zögern und erröthend Leopold.

„Ah so, eine jüngere Bekanntschaft! Sie meinen das Lieschen!" rief Hörschelmann: „Ein braves, unbescholtenes Mädel; sie ist jetzt wieder daheim bei der Mutter, weil ihre Schwester Lene bald Hochzeit machen wird. Gefällt mir gar nicht, deren ihr Schümpfer — hab' ihn auf dem Strich — ist auch so ein Galgenvogel, und sein Bruder desgleichen, ja noch schlimmer, — und der hat's noch dazu auf das Lieschen abgesehen — ob sie ihn leiden mag, weiß ich nicht — ich möcht' ihn nicht; denn er nutzt nichts, der Musje Heinz Fuld."

Den Jüngling überlief es wie Flugfeuer, als der Alte diese Worte sprach. Das Lieschen war sein Idol. Er hatte sich sterblich in das Mädchen verliebt, hatte öfters mit ihr getanzt, hatte wahrgenommen, daß auch ihr Herz ihm geneigt, doch hatten seine Verhältnisse ihm noch nicht gestattet, ihr ein ernstliches Versprechen zu geben. Er hatte sie, als sie wieder in ihre Heimath zurückkehrte, den größten Theil des Weges zu Fuß begleitet, und jener Tag stand als der sonnigste unter allen seinen Lebenstagen in seiner Erinnerung. Im Mai des Lebens, voll Jugendglück und Jugendfrohmuth mit einem blühenden, schönen, unschuldvollen Mädchen, das wir lieben, heiter und harmlos eine kleine Fußreise machen, ist ein seliges Glück. Ein Glanz der Verklärung gießt sich für unser entzücktes Auge über Himmel und Gefilde, Wälder

und Wogen rauschen uns Freudenhymnen, und wenn auch ein gegenseitiges Bekenntniß noch gar nicht ausgesprochen ist, ja wenn an ein solches nicht einmal gedacht werden kann, dennoch durchströmt ein heiliges Frohgefühl das Herz, es schwelgt und schwärmt in Wonneträumen, und segnet noch lange nachher die Stunden, in denen der Genuß des so reinen und schuldlosen Glückes freundlichtraulichen Zwiesprachs und vielleicht einiger keuschen Küsse vergönnt war. — Solche Erinnerung erfaßte mit aller Macht eines starken und feurigen Gefühls den Jüngling, er dachte an jene Wanderung mit Lieschen, er dachte an die herzigen Scheideküsse, und wie er mehr von Wonne getragen worden als gegangen, wie der Abendhimmel im rosigen Flammengold gebrannt, wie später die Sterne ihm so heilig erglänzt, wie er still geweint und laut gebetet hatte.

Als Leopold mit dem Kreiser seinen Weg verfolgte, und im Walde über der Winde verschwand, warf er noch, ohne daß Hörschelmann es merkte, einen langen Blick nach Schwallungen hinüber, wo der Gegenstand seiner Sehnsucht wohnte, bedroht von einer andern Liebe, gegen welche die Flamme der Eifersucht in des Jünglings Brust heftig aufloderte.

Da gab plötzlich der Jagdhund einen Laut, windete und stellte sich zum Nachsuchen an. Hörschelmann blickte scharf auf jede Bewegung des Hundes, dann rief er ärgerlich: „Da haben wir's! Schauen Sie her, Schweiß von einem gestohlenen Stück Wild!" und dazu that der alte Kreiser einen Jägerfluch, so greulicher Art, daß es schien, als ob die Waldeswipfel sich vor Entsetzen schüttelten.

Es war Sonntag, und in der Umgegend Schwallungens die Kunde verbreitet, daß im dortigen Wirthshaus ein koſtbares Bier zu haben ſei, Grund genug, Trinkſtuben und Kegelbahn am Nachmittag zu füllen. Was in Stunden- und zwei Stunden-Ferne guten Durſt und einiges Geld hatte, pilgerte nach dem ſtattlichen Dorfe, das ſelbſt für die Reſidenzſtädter nicht ſelten als Ziel von Luſt- und Spazierfahrten ſich bietet.

Auch Tanzmuſik war für den ſpätern Nachmittag und Abend angekündigt, und noch dazu doppelte; in den heitern Räumen des Oberſtockes für die Honoratioren, und in der ziemlich geräumigen, mit einem ſtarken Holzpfeiler in der Mitte verſehenen Unterſtube für die Bauern.

Unter den Gäſten, die nach Schwallungen gekommen waren, befand ſich auch der Oberförſter Artmann aus der Zillbach, ſein neuer Gehülfe und der alte Kreiſer. Letzterer geſellte ſich den Bauern zu, nicht ohne eine geheime Abſicht. Aber Leopold war noch nicht im Wirthshaus, auch nicht auf der Kegelbahn.

Oben in der Trinkſtube wurde der Oberförſter aus der Zillbach nicht ſobald den Poſthalter von der nächſten Poſtſtation anſichtig, als er dieſen mit lautem Gruße anrief, ihm über den Tiſch hinüber die Hand reichte, und die Archimedesſchraube ſeines glücklichen Humors an dieſen Mann anſetzte, der dafür bekannt war, Spaß machen zu können und auch zu verſtehen.

„Nun, das Allerneueſte, Herr Poſthalter! Blaſen Sie Trübſal auf Ihrem Thurn- und Taxiſchen Poſthörnchen! Die Eiſenbahn durch den Werragrund wird abgeſteckt!“

„Ei, was Sie da ſagen, Herr Oberförſter!“ erwiederte der

Posthalter mit sarkastischem Lächeln. „Ist es denn wahr, daß Ihnen Ihr Windhund abhanden gekommen?"

„Oho!" lachte der Oberförster. „Dießmal bläst der Wind nicht von Hildburghausen herunter! Es hat wahrlich seine Richtigkeit. Der Ingenieur liegt schon vier Wochen in Meiningen."

„Schicken Sie doch eine gare Wildhaut hinauf, daß sich der gute Mann nicht aufliegt!" versetzte der Postmeister spöttisch.

„Sie meinen, er könne zu lange liegen! Ich sage Ihnen aber, im ganzen obern Werrathale ist schon abgesteckt!"

„Wird mit allem Abstecken doch nichts aufgesteckt werden!" unterbrach der Posthalter: „denn einmal ist das Reich nicht einig, und dann fehlt die Vorspann — die Füchse."

„Rothschild zahlt Alles!" widersprach der Oberförster. „Seine gelben Soldaten reiten besser vor, als Ihre Postillons."

„Freilich, der Rothschild ist ein guter Schütz, hat immer den Vorschuß, und trifft besser als Mancher, der nur so ins Blaue schießt!" spöttelte der Posthalter.

„Was wetten Sie, in vier Jahren fahren wir?" rief sein Gegner hitzig aus.

„Mit der Hand über den Bauch," ergänzte mit einer Geberde und höchst ruhig der Posthalter.

„Sie führen die Locomotive!"

„Nein, ich reite ihr auf meinem ältesten Postgaule vor."

„Sechs Flaschen Champagner!"

„Zwölf, daß in vier Jahren noch kein Spatenstich für die Eisenbahn hierherum geschehen!"

„Weil Sie es nicht wünschen, Herr!?"

„Ei warum nicht gar? Warum ſollt' ich die Eiſenbahn nicht wünſchen? Ich leide nicht durch ſie; was ich habe, muß mir doch bleiben. Aber um Eins iſt mir bange."

„Die Fiſche in den Kralacher Teichen werden den Kohlengeſtank nicht ertragen können und abſterben!" ſtichelte der Oberförſter, weil der Poſthalter als großer Karpfenfreund bekannt war.

„Im Gegentheil," gab dieſer zurück: „die Hirſche werden rar und theuer werden!"

„Rar? — theuer?" fragte der Oberförſter. „Quod non! In vier Jahren gibt es gar keine Hirſche mehr!"

„Warum nicht, Herr Oberförſter?"

„Weil die Schwallunger ſie bis dahin vollends alle geſtohlen haben!" platzte der Oberförſter mit luſtiger Derbheit heraus, und ſchallendes Gelächter der umſtehenden und umſitzenden Gäſte zollte Beifall. Der Poſthalter war als ein großer Wildpretliebhaber bekannt. Er ſchien jetzt geſchlagen, und fühlte auch, daß er dieß ſei, wenn er nicht augenblicklich wieder drangebe.

„Darf ich mir für heute Abend die Ehre ausbitten von Ihnen, Herr Oberförſter, auf einen feiſten Hirſchziemer? Ich denke, ehe wir die Hirſche ſtehlen laſſen, eſſen wir ſie lieber ſelbſt!" — Gelächter ringsum.

Der Oberförſter fuhr vom Stuhle in die Höhe, als ſteche ihn eine Tarantel. „Einen Feiſthirſch — im Anfang des Juni! O, wiſcht das Maul, Poſthalter, und wartet jagdbare Zeit ab, fragt Egidi wieder an. Grashirſch wollt Ihr ſagen! Wird ein rechter Biſſen ſein, das. Aber wenn ich Egidi komme — Ihr habt doch noch von dem Grüneberger Ausbruch? He?"

„Expreß für Euer Liebden zurückgelegt, während ich derweil mich mit dem Leisten begnügt."

„Schuster, bleib bei deinem Leisten, und laß mich auch dabei bleiben. Den Grüneberger schütte ins Meer der Vergessenheit!" rief der Oberförster lustig.

„Ich benutze ihn zur Beize für das Wildpret und die Auerhähne aus dem Revier — da drüben."

„O, sardanapalischer Posthalter! Jetzt hört auf!" rief der Oberförster. „Ihr habt den Teufel barfuß laufen sehen. Gleich gesteht, wo Ihr den Grashirschziemer her habt!"

„Durch die Eisenbahn!" antwortete lakonisch der Posthalter.

„Eisenbahn? Wie? Wo? Wie so?" fragte der Oberförster.

„Da hängt sie ja!" sagte der Posthalter, und tippte auf das Jagdgewehr des Oberförsters.

„Ist der Lauf keine Eisenbahn? Fährt die kleine runde Locomotive daraus nicht dem armen Hirsch ins Herz?" — Wiederum Gelächter.

„In die Herzkammer, wenn ich bitten darf!" verbesserte der Oberförster. „Und nun hört auf! — Binde nur Einer mit dem Posthalter an, da wird man nimmer fertig. Und aus meiner Eisenbahn ist Euch der Hirsch nicht zugefahren, das schwör' ich Euch zu. Aber Eure Spitzbuben sollen sich in Acht nehmen! Die Kugeln für sie sind schon gegossen."

„Die armen Teufel!" bedauerte mit ironischem Lächeln der Posthalter. „Ihr Herren da drüben werdet doch nicht so wildgrausam sein?"

„Ja, Wild-grausam wollen, werden und müssen wir eben

ſein, weil ſie uns das Wild mauſen. Schämt Euch, dem Geſindel die Stange zu halten!“

„Wir müſſen uns leider an das Stangenwild halten, wenn wir keine Zehn- und Zwölfender mehr haben,“ ſpöttelte wieder der Poſthalter, und ſo ging das Geſpräch der beiden wackern Männer mit ſtetem Schrauben nach thüringiſcher Sitte weiter fort; bisweilen gab auch der und jener Gaſt ein Scherzwort drein, und belebte mit harmloſer Fröhlichkeit den Kreis der Trinker.

Leopold ſaß in der Stube der Frau Rockebach und plauderte mit ihr und den Töchtern. Beide Mädchen waren in ihrem wohlkleidenden Sonntagsputze; Lieschen ſtrahlte vor Freude. Der junge hübſche Jäger gefiel ihr gar zu wohl, und ſie war zu ländlich einfach, um mit ihrem Gefühle heimlich zu thun. Ebenſowenig konnte Lenchen, die ältere Schweſter, eine gewiſſe Scheu und Verlegenheit bergen. Sie hatte ſich unruhig, ſah oft durchs Fenſter auf die Straße hinaus, und war wortkarg, ſo daß es ſelbſt ihrer Mutter, einer noch blühend ausſehenden, freundlichen Bäuerin, auffiel. „Na, Lene, was haſt Du denn?“ fragte dieſe. „Du ruckerſt ja umher, wie ein Trommeltauber, dem die Taube abhanden gekommen.“

Lene ſchielte nach dem Jäger hin und flüſterte zur Mutter. „Die Fuld's Jungen wollen hernach herüberkommen und uns zum Tanz abrufen, und da wird der Herr nicht gut angeſehen werden. Ihr wißt, wie zumal der Heinz iſt.“

„Werd' mich viel um den Heinz ſcheren!“ erwiederte die Frau Rockebach ebenſo leiſe und mit großer Ruhe. „In meinen vier

Pfählen bin ich Herr, und weſſen Beſuch mir nicht zuwider iſt, der darf's Andern, die zu mir kommen, auch nicht ſein!"

„Schon recht!" warf Lene hin: „'s iſt mir um den Herrn Jäger, daß ihm und Lieschen heut' kein Verdruß gemacht werde. Die Jungen wollen uns doch zum Tanz holen."

Ehe über dieſen Gegenſtand noch weitere Erörterungen getroffen werden konnten, ging die Hausthüre auf; Lene erblaßte förmlich, ſo groß war ihre Furcht, es ward angeklopft, und auf den Hereinruf der Frau Rockebach traten die Brüder Heinz und Valtin Fuld mit kurzer ländlicher Begrüßung ein. Sie waren anſtändig gekleidet, und jeder hatte ſeine brennende Tabakspfeife im Mund, die aus demſelben zu nehmen, keinem einfiel. Jeder trug eine ſteife, ſogenannte ruſſiſche Mütze von dunkelgrünem Tuche, eine kurze Jacke von grünem Tuche, eine helle Tuchweſte mit blanken Knöpfen, lange Beinkleider und Stiefeln. Valentin hatte ein offenes, etwas breites und wenigſagendes Geſicht, Heinz zeigte ſehr markirte Züge, helle Augen und kecken Blick, mit einem gewiſſen männlichen Trotze.

Die unerwartete Anweſenheit des jungen Mannes in Jägertracht bei den beiden Mädchen, von denen eine bereits ihrer einem verlobt war, um die zweite aber der andere ſich bewarb, machte beide Burſche verlegener, als ſie ſich austhun wollten, zumal Niemand von den bereits Anweſenden das Wort ergriff; ſo begann denn Heinz: „Na, Frau Nachbarin, iſt's erlaubt, ein wenig zu Euch Spill zu gehen (Beſuch machen)?"

„Schönſtens willkommen ſelbander!" war die dankende Antwort. — Valentin trat gleich zu Lenchen heran und wisperte ihr

etwas ins Ohr, worüber dieſe ein Gelächter aufſchlug, Heinz aber maß Leopold mit den Blicken und ſprach: „Da iſt ja gar vornehmer Beſuch!“

„Der neue Herr Forſtgehülfe aus der Zillbach!“ nahm die Bäuerin das Wort. „Er kennt das Lieschen von Dreißigacker her!“

„So, ſo! Ei, ei!“ erwiederte Heinz mit ländlicher Ironie, und wandte ſich an Leopold: „Haben wohl gehört, daß wir hier ein gutes Bier haben, möchten wohl auch ein Tänzchen mitmachen?“

„Warum nicht, wenn es ſein kann?“ erwiederte Leopold.

„Es iſt heut' kein geſchloſſener Tanz, für ſein Geld kann Jeder tanzen!“ warf Valentin mit einer gewiſſen Höflichkeit in das Geſpräch, um keine ſtumme Rolle zu ſpielen.

„Das iſt ſchön, da bitt' ich gleich Lieschen um den erſten Walzer!“ rief Leopold.

„Eigentlich iſt das Lieschen meine Tanzjungfer,“ verſetzte Heinz, „doch wird's uns eine Ehre ſein, wenn der Herr Forſtgehülfe ſich in unſere Bauernreihen miſchen wollen. Es iſt aber auch Honoratiorentanz — über unſern Köpfen — wie die Vornehmen gern tanzen. Die Wahl ſteht frei!“

„Schon recht und ſchon gut. Alſo Lieschen, den erſten!“ ſprach der Forſtgehülfe.

„Es gilt, Herr Hoelein!“ rief Lieschen mit fröhlichem Geſicht, und reichte dem Erwählten ihre Hand zum Einſchlagen, und als ſie ein Wetterleuchten zorniger Eiferſucht über Heinzen's Züge flammen ſah, redete ſie keck zu dieſem: „Du brauchſt mir kein Geſicht zu ziehen, wie ein Putzmann, Heinz. Ich kann tanzen,

mit wem es mir beliebig ist. Führst Du mich nicht zum Tanz, thut's ein Anderer, und gern!"

„Bist ja auf einmal schrecklich kurz angebunden, Liese!" nahm Valentin für seinen Bruder das Wort, welcher sich auf die Lippen biß, und in dem der Zorn aufzukochen begann.

„Haltet Ruhe, allerseits!" gebot plötzlich mit Ernst Frau Rockebach. „Ich verbitte mir in meinen vier Pfählen alle Streiterei, sonst bleiben meine Mädels daheim — daß Ihr's wißt. Nehmen Sie nichts für ungut, Herr Forstgehülfe, wir sind einmal Bauern, und zu denen muß man deutsch reden, wenn sie's verstehen sollen."

„O, die Frau Rockebach gibt Alles vernehmlich genug zu verstehen, und putzt unser Einem die Ohren ohne Löffel aus!" spöttelte Valentin Fuld, indem er sich anschickte, die Stube mit Lenchen zu verlassen, welche ihrerseits an den Tag legte, daß Weggang jetzt das Allerklügste sei, um weitern Hader abzuschneiden.

„Ich will in nichts hinderlich und kein Störer eures Friedens sein!" nahm Leopold mit einiger Kälte das Wort. „Gehe Jeder seinen Weg, ich weiß den meinen zu finden. Adieu, Frau Rockebach, Adieu, ihr guten Mädchen! Auf dem Tanzboden finden wir uns wieder! — Adieu!" fügte er mit kurzem Worte noch zu den Brüdern Fuld hinzu und ging.

„Adjes, Herr Jäger!" sprachen beide Brüder, fast verdutzt, als jener die Stubenthüre schon hinter sich zugeklinkt hatte, und keiner fand ein weiteres Wort, bis sie Leopold draußen auf der Straße erblickten.

„Das ist ja ein kapitaler Bursch!" nahm Heinz das Wort.

„Was ſich ſo ein Herrchen einbildet, wenn es ſeinen Froſchgieker (Spottwort für Hirſchfänger) an der Seite hängen hat! Nimm dich in Acht, Männle, daß ich dir nicht ein Geſchlampe (Suppe für die Jagdhunde) anrichte, an dem du dir den Magen verdirbſt.“

„Der wird auch keine Mäuſ' in den Sack jagen, ſieht mir nicht darnach aus!“ fügte Valentin hinzu, und bald darauf verließen die Brüder Fuld in Begleitung beider Mädchen das Haus, und gingen nach dem Gaſthof zu. Valentin führte ſich mit Lenchen, Lieschen aber ging allein, verdroſſen und beleidigt in ihrem Gefühle, und das Weinen war ihr näher, als das Lachen. Sie wäre ganz gewiß zu Hauſe geblieben, wenn nicht die Hoffnung in ihr lebendig geweſen, den Jüngling wieder zu ſehen, an dem ihr Herz mit voller, reiner und unſchuldvoller Liebe hing. Es war dieß Herz einer Blüthe gleich, welche der Strahl der Lenzesſonne zum Erwachen geküßt hatte, und die Lieschen kund gegebene herzliche Neigung des jungen Mannes hatte ſie wunderbar in ihrem Bewußtſein erkräftigt. Sie fühlte ſich emporgehoben über das Gemeine und Niedrige ihrer Umgebung, und über die rohe Lebensart und Gebahrung ihres bäuriſchen Bewerbers.

Bei der Kegelbahn ſaß ein Kreis älterer Bauern, welche dem Spiel des jüngern Geſchlechts theils zuſahen, theils zu ihrem Bier und der nie ausgehenden Tabakspfeife mancherlei Geſpräche führten über die Welthändel draußen, und die Dorfhändel im eigenen Ort, und über das, was der Tag gebracht. Bringt doch faſt jeder Tag etwas Neues. Mitten unter ihnen ſaß der Kreiſer Konrad, dampfte aus ſeinem Ulmer Maſer, und beendigte die

Mittheilung, daß abermals ein Stück Wild, das jedenfalls in das Zillbacher Revier gehört habe, beim Wechsel über der Winde auf dem Grenzweg geschossen und herüber in das Meiningische geführt worden sei. Einige Bauern blinzelten einander schadenfroh zu, und der Chirurg, resp. Barbier des Orts, lachte laut und nahm das Wort: „Ihr thut mir recht leid, Vater Konrad! Wenn ich Zeit hätte, wollt' ich Euern Herrn bedauern und Euch dazu, daß selbiger Hirsch, oder was es sonst war, Euch aus dem Garn gegangen. Macht doch einen Wildzaun um Euer Revier, wie vordessen gewesen sein muß; denn ich hab' eine alte Landkarte zu Haus, da ist die ganze Zillbach eingezäunt."

„Ja — ihr Herren da drüben," nahm ein alter Bauer, Namens Dittmar, das Wort: „ihr lamentirt nur immer über eure Hirsche, die herüber wechseln und euch abhanden kommen, aber ich hab' noch keine Klage von euch gehört über das Wild, das von uns zu euch hinüber geht. Es ist für uns schlimm genug, daß die Zillbach so da mitten in unserm Lande und uns auf der Nase liegt!"

„Und ihr eben dieselbige Nase von unserm Holz lassen müßt! Nicht wahr?" warf Konrad spottend ein, und zum Chirurgen sich wendend: „Wenn's Ihnen nachging, Herr Barbuzius, so würden Sie mit Hülfe der braven Schwallunger Gemeinde in kürzester Zeit den ganzen Zillbacher Forst kahl und glatt wegrasieren!"

Alles lachte, und der Barbier lachte mit, gute Miene zum bösen Spiel machend, indem er dachte: Warte nur, ich trumpfe dich schon wieder.

„Vor Alters war Alles ein Land!" bemerkte der Bauer

Dittmar. „Dazumal, als es die Grafen von Henneberg noch hatten. Nachher gab es Theilungen über Theilungen, und selbe Zeit gab es so gut wie jetzt gescheidte Leute, die dachten: selber essen macht fett. Ich habe mir sagen lassen — es war bei Gelegenheit, daß gerade die Kralacher Teiche gefischt wurden, und ein Herr von der Regierung sich mit mir in Discurs einließ, — wie Alles gekommen ist. Derselbe Herr hat mir's weitläuftig auseinander gesetzt, ich hab' aber halt das Beste wieder vergessen. Kurzum, daß unsere gnädigste Landesherrschaft, das heißt, deren Vorfahren, dabei zu kurz gekommen und über den Löffel barbirt worden ist, das ist so klar, wie Klösbrühe, — und von selbiger Zeit her ist auch der Zillbacher Wald verwünscht, wie jedes Kind weiß."

„Das ist ja eine verwünschte Geschichte!" rief der Chirurg, „laßt sie doch einmal hören — gebt sie zum Besten!"

„Ist gleich gethan, ist kurz, wie ein Apfelstiel," erwiederte Dittmar, und erzählte: „Es ist vor Alters gewesen, wie heutiges Tags, daß ein fürstlicher Herr manchmal ungetreue Diener hatte, die sich schmieren ließen von dem Herrn Vetter Nachbar, oder dessen Räthen, und um einen Sündenlohn ihren Herrn, und Land und Leute dazu verriethen. Und so hat sich's auch vordessen zugetragen mit dem Zillbacher Wald, daß er dem Herrn, dem er von Gottes und Rechts wegen zugehörte, durch solcher Räthe Praktiken und Arglist ist abgedrungen worden, und da hat der Herr den Wald verwünscht, und ist so viel Unfriede und Unheil darüber entstanden, und manchem Manne so viel Beschwerniß daraus erwachsen, wie ihr Nachbarn ja alle wißt, daß das Revier noch

viele Millionen Mal verwünſcht worden iſt, und davon kommt es, daß ſtellenweiſe die Bäume drüben nicht in die Höhe kommen, und keine Wipfel treiben, oder daß doch die Wipfel gleich abſterben, ſobald die Bäume ein gewiſſes Alter erreicht haben."

„Narrenspoſſen! Spinnſtubenmährchen!" lachte der Kreiſer, und that aus ſeinem Maaßglas einen guten Zug — im Herzen dachte er aber anders.

„Oho, mit nichten!" warf ein andrer alter Bauer ein. „Wer das ſehen will, kann's noch alleweil ſehen, ſonderlich drüben hinter Schwarzbach."

„Ja, ja, es gibt verwunderliche Stücklein!" ſprach ſpöttiſchen Tones der Chirurg, indem er darauf ſann, dem Kreiſer eins anzuhängen. „Ich weiß Einen, der kann mehr, als Brod eſſen, der kann ſich unſichtbar machen, und iſt kugelfeſt."

„Wer denn? wer denn?" fragten die Bauern.

„Da ſitzt er, unſer Herr Kreiſer, das iſt der wahre Freiſchütz!" erwiederte jener, der mit Abſicht dieſe Frage geweckt und ſie erwartet hatte.

„Narr! Haltet's Maul mit ſolchen Poſſen!" brummte Konrad verdrüßlich.

„Ja gelt, er will's niemals Wortes haben! Wir wiſſen, was wir wiſſen!" gegenredete der Barbier. „Trifft er nicht Alles, was er ſchießen will?"

„Weil ich in meinen alten Tagen noch ein Paar gute Lichter im Kopf habe, und nicht ſo ein kurzſichtiger Tropf bin, daß ich eine arme Gais für einen Spießer anſehe, und ſie todt knalle."

„Ein Pudel!“ ſchrie im gleichen Augenblicke am Ende der Bahn der Kegeljunge.

Ungeheures Gelächter des ganzen zahlreichen Zuhörerkreiſes erfolgte auf dieſes a tempo, und der Chirurg, dem wirklich ſothanes Jagdunglück einmal begegnet war, wurde feuerroth vor Scham und Aerger.

„Wartet nur, Kreiſer!“ rief er: „ich ſetz' Euch ſchon noch einen Waidmann, daß Ihr an mich denken ſollt!“

„Vielleicht ein Seifenzäpfchen?“ fragte Konrad äußerſt trocken, und noch jubelnder erſcholl auf Koſten des Barbiers das allgemeine Gelächter.

„Ich kenne aber noch Einen, der über Euch iſt!“ ſchrie der Barbier mit lauter Stimme, um die Lacher zu übertönen. „Den laſſ' ich auf Euch los, der weiß auch noch, wo Barthel Moſt holt!“

„Und wie man die Hirſche holt, weiß er auch, nicht wahr, Herr Barbuzius?“ fragte der Kreiſer mit völliger Ruhe und heitrer Laune zurück.

„Sie meinen doch den Heinz Fuld, und keinen Andern, ihren lieben Nachbar, — und desgleichen?“

Dieſer Name war ein Schlagwort, welches Schweigen im ganzen Kreiſe zu gebieten ſchien. Alle kannten den Genannten; er war gefürchtet im ganzen Dorfe; manchen böſen Streich, der verübt worden war, gab das allgemeine Urtheil ihm auf den Kopf Schuld, aber noch nie hatte er, kleine Vergehen, wie Waldfrevel und was weniges Felddiebſtahl abgerechnet, eines Verbrechens überwieſen werden können. Er war als Wildſchütz verrufen und ſehr übel berüchtigt, allein gerade in dieſer Eigen-

ſchaft umgab ihn der unaustilgbare Aberglaube des Volkes mit einem geheimnißvollen Nimbus.

„Malt den Teufel nicht an die Wand!“ warnte der alte Dittmar, und jener andre Bauer, der vorhin geſprochen hatte, ſtimmte bei, indem er ſagte:

„Ja, ja, das iſt juſtiment der Rechte. Der Junge kann ſich unſichtbar machen.“

„Wenigſtens macht er das Zillbacher Wild ſehr unſichtbar, oh, wir wiſſen's gar zu wohl!“ verſetzte der Kreiſer.

„Und könnt ihm doch nicht beikommen, ätſch!“ ſpottete der Chirurg. „Der bringt mit einem ſympathetiſchen Sprüchlein, das er durch die Zähne murmelt, den biſſigſten Hund zum Schweigen, er verſpricht Euch Eure Büchſe, daß ſie nicht losgeht, oder er macht, daß kein Jäger etwas trifft, auf den er einen Haken hat; gegen alle Waffen iſt er feſt, und vergebens iſt er neulich nicht bei der alten Hollenbarb mit zur Leiche gegangen. Wir haben's Alle geſehen, wie er ſein Geſangbuch mit Fleiß fallen ließ, nur um eine Urſach zu haben, ſich zu bücken, und wie er da drei Finger voll Erde mit aufraffelte. Wer die anhängt, den trifft keine Kugel, und wenn ihrer tauſend auf Einen losgeſchoſſen werden.“

„Was Sie nicht Alles wiſſen, Herr Barbuzius!“ ſpottete der Kreiſer.

„Ich meint', Sie müßten als ein Wunderkind zur Welt gekommen ſein!“

„Das Stück iſt probat! Ihr könnt's glauben!“ beſtätigte mit ernſter Miene der alte Dittmar. „Es hat's einmal ein

General getragen. — Und Ihr, Kreiſer, wißt des Teufelsdinges ja viel mehr, als wir; thut nur nicht, als wären das Euch böhmiſche Dörfer, oder als glaubtet Ihr nicht daran; uns macht Ihr nichts weiß."

„Der Glaube kommt unſer Einem manchmal vom Schauen," verſetzte der alte Konrad jetzt ernſt. „O ja, — es gibt ſolche Stücklein — ich wollt' ein Buch davon ſchreiben, wenn ich mich Schreibens befleißigt hätte, Tage und Nächte lang wollt' ich davon erzählen. Zu machen, daß ein Jäger kein Wild trifft, iſt ganz leicht."

„Ei, ſo laßt doch hören, Alterle!" rief neugierig und vorwitzig der Barbier.

„Man ſchickt ihn zu Ihnen in die Lehre, Herr Barbuzius," höhnte Konrad: „ſo trifft er kein Wild, ſondern eitel Gänſ' und Gaiſen!"

Wieder war der Chirurg geſchlagen, und die Lache der Bauerſchaft fluthete hellauf und ſchlug ihm über den Kopf zuſammen.

So entfaltete ſich auch in dieſem Kreiſe die den Bewohnern eigne Neckeluſt, die Luſt am Aufziehen und Schrauben. Am Schlimmſten kommt dabei immer Der an, welcher übel nimmt. Da ſchont kaum ein Freund den andern, und die Lauge des beißendſten Spottes wird über Den ergoſſen, der keinen Spaß verſteht.

Der Himmel des Frühlingsabends hatte ſich gewitterhaft und trüb umzogen, es dunkelte früher, als gewöhnlich, und vom Rhöngebirge her zog majeſtätiſch ein Wetter hinter dem Gebaberg herauf, das ſich im Werrathale zu entladen drohte.

Der Kreiſer Konrad dachte an den Heimgang, und traf in

der von Leuten vollen Flur des Gasthauses auf den Oberförster, der dieselbe Absicht hatte. In den Stuben oben und unten schwirrte der Lärm des Tanzes, und besonders aus der unteren qualmte erstickende Hitze.

„Herr Hoelein wird sich noch länger beim Tanz erlustiren, gehst Du mit heim, Alter?" redete der Oberförster seinen Kreiser an, und dieser war gern bereit, der Aufforderung Folge zu leisten.

Die beiden Waidmänner gingen ihren Weg, unbekümmert um das drohende Aussehen des Himmels, dem der Sonnenuntergang hinter dem Wettergewölk eine grauenhafte ockerfarbige Färbung gab, die mit unheimlichem Wiederschein sich über Flur und Forst, und über den Spiegel des Thalflusses ergoß.

Der wühlende Bauerntanz im Wirthshaus hatte deß keine Acht, daß der Himmel aussah, als wolle er einfallen, daß bald darauf grelle Blitze und schmetternde Donnerschläge den Ausbruch des Gewitters anzeigten, und ein prasselnder Regen niederstürzte — die Abendhelle sich in Nacht verwandelte.

Mehr als einmal hatte Leopold mit Lieschen und ihrer Schwester gewalzt, nach jedem Tanze legte er ein blankes nagelneues Fünfsilbergroschenstück aufs Bret der Musikanten, die seine Freigebigkeit mit schmetterndem Tusch vergalten. Unwirsch schauten die Brüder Fuld, schaute ihr Anhang drein — zum Glück war dieser nicht groß.

In Hohn- und Stichelreden sehr unzarter Art machte Heinz Fuld seinem verbissenen Aerger Luft.

„Schaut nur, wie der Laubfrosch durch den Hafer hüpft!" — „Schaut! Heut' wird das Liedchen wahr: Jungfer Lieschen, weißt

du was? komm mit mir ins grüne Gras!" — und dergleichen mehr.

Und Heinz hatte nicht eher Ruhe, bis Stoß oder Tritt von ungefähr zum Funken wurde, der den Hader und die solchem folgende unvermeidliche Schlägerei entzündete. Böses Wort gab böses Wort, Stöße und Püffe folgten. Parteinahme hob allseits schlagfertige Arme. Am tobendsten geberdeten sich die, welche Frieden stiften wollten, sie schrien wie besessen, und schlugen blind wüthend drein.

Leopold sah ein, daß er hier auf einer seiner sehr unwürdigen Arene stehe, und selbst ein Sieg, wie zweifelhaft dieser immer war, keine Ehre bringen könne. Er zog das bebende Lieschen aus der Thüre und führte sie die Treppe hinauf nach den obern Zimmern. Sie war so alterirt, daß sie ihm willenlos folgte, und sich zitternd an ihn anklammerte, während Thränen ihr Gesicht überströmten. Heinz hatte ihr ein ehrenschänderisches Wort zugerufen.

Heinz und Valentin, sein Bruder, wurden von ihren Tanzgenossen mit vielen Prügeln aus der Stube und aus dem Hause geworfen; so war der Friede gleich hergestellt, und der Tanz ging weiter.

Fluchend rannte Heinz in sein Haus, raffte dort aus einem Winkel einiges Geräth zusammen, und ging trotzig und wild in die Wetternacht hinaus, der Werrabrücke zu. — Valentin schlich, nachdem er einige Worte mit dem Bruder gesprochen, um das Haus und im Hofe herum. In der obern Tanzstube hatte der Tanz aufgehört, die Gesellschaft war ängstlich geworden — es

würde auch aufgefallen ſein, hätte Leopold oben mit Lieschen tanzen wollen. Er ſetzte ſich mit ihr an einen Tiſch, und ſuchte ihren Jammer durch liebkoſende, tröſtliche Worte zu beſchwichtigen.

Das Gewitter hatte ſich verzogen, der Regen aufgehört, aber die Wolken hingen noch nachtſchwarz, wie Trauerflöre, über dem Werrathal, und machten den Abend ungewöhnlich düſter.

Die Geſellſchaft in der oberen Stube des Wirthshauſes zu Schwallungen hatte ſich allmählich verloren; unter den Wenigen, die noch da waren, befand ſich Leopold mit Lieschen, denen die Schweſter Lieschen's ſich zugeſellt hatte. Der junge Jäger ließ Punſch kommen und tractirte die beiden Mädchen unter heiterem Geplauder, — Lieschen weinte nicht mehr, — die unangenehme Scene von vorhin war vergeſſen, ſie lachte vielmehr laut und herzlich; denn ſie lachte gern, wie unſchuldfroher Mädchen Gewohnheit iſt. Das warme geiſtige Getränk belebte um ſo angenehmer, als das Gewitter in der Atmoſphäre eine merkliche Kühle zurückgelaſſen hatte; drunten wühlte der Bauerntanz noch fort, und die Muſik klang dumpf herauf; ein leiſes, fortwährendes Erzittern der Wände des Hauſes gab Kunde von der Kraft, mit welcher der Tanzboden geſtampft wurde.

Endlich ſah Leopold zögernd nach ſeiner Uhr, — ſie zeigte nahe an Zehn, und er ſagte: „Liebe Mädchen, ich muß aufbrechen; hinüber nach der Zillbach hab' ich eine tüchtige Stunde, der Weg wird obendrein ſchlecht genug ſein. Noch einen Trunk zur guten Nacht.“

„Recht gute Nacht und guten Heimweg!“ ſprach Lieschen, indem ſie ihr Glas dem ſeinen näherte, mit einem Blick, aus dem Luſt und Leid der Liebe ſich herzinnig kundgaben.

„Wir gehen auch, und geben Ihnen ein Streckchen das Geleite,“ nahm Lenchen das Wort.

„Mir äußerſt angenehm, aber es wird ſehr ſchmutzig ſein!“ erwiederte Leopold.

„Das iſt man auf dem Dorf nicht anders gewohnt!“ lachte Lieschen, und ſchickte ſich zum Aufbruch an.

„Wartet einen Augenblick in der Hausflur, liebe Mädchen,“ bat Leopold. „Ich will nur erſt meinen Hund holen, den ich drunten in einen Stall eingeſperrt habe.“

Die Mädchen folgten dem jungen Mann, und warteten drunten eine Weile; ſie hörten ihn Thüren öffnen und zuſchlagen, endlich pfiff er; dann rief er laut: „Diana! Diana!“ zu wiederholten Malen, und jetzt trat er beſtürzt und verdrießlich zu ihnen, und ſagte: „Mein Hund iſt fort! — Ich bitte euch, wartet nicht auf mich, ich kann nicht gehen ohne den Hund!“

„Wir können ja immer noch ein wenig warten, fragen Sie nur den Wirth, oder den Knecht,“ erwiederte Lieschen, und zur Schweſter ſprach ſie: „Komm, wir gehen einſtweilen vor das Haus, hier brauchen wir gerade nicht ſtehen zu bleiben.“

Leopold fragte bei Knecht und Magd, bei Wirth und Wirthin, er bemächtigte ſich einer Laterne, er leuchtete in alle Winkel der Stallungen, unter beſtändigem Rufen und Pfeifen, aber es kam keine Diana zum Vorſchein. — Verſtimmt im höchſten Grade ging er endlich ohne Hund aus dem Hauſe.

Die Mädchen warteten noch auf ihn, sprachen theilnehmend zu ihm. Lene meinte, die Diana werde wahrscheinlich mit dem Herrn Oberförster, oder dem alten Konrad gelaufen sein. Lieschen aber lachte nicht mehr, sie war ernst geworden, ein eigenes Bangen überfiel sie.

„Wenn das nur keine Tückerei ist mit dem Hunde," warf sie argwöhnend hin. „Sein Sie auf Ihrer Hut, lieber Herr Hoelein, es könnte Ihnen Jemand auspassen, dem ich nicht über den Weg traue."

Lene zupfte heimlich und ängstlich die Schwester am Rock, daß sie schweigen sollte, ihr bangte davor, daß ihr Erforener mit seinem Bruder zum Gegenstand eines Verdachts werde, und sie wünschte nicht, daß Lieschen diesem Verdachte Worte gebe.

Leopold erwiederte leichthin: „Sei unbesorgt, gutes Kind, ich fürchte mich nicht, aber ich danke Dir für Deine Warnung; sie sagt mir, daß Du mir gut bist."

„Von ganzer Seele!" lispelte Lieschen, und ein zärtlicher Kuß lohnte ihr.

Mehr schweigend, als im Gespräche, gingen die Drei den Weg bis zur Brücke; es war ziemlich dunkel und stärker, als gewöhnlich, rauschte, vom Regen angeschwollen, der Strom durch sein Wiesenbette.

Noch einige zärtliche Worte, noch einige süße Küsse, noch ein herzliches „Gute Nacht, und Glück auf den Weg, und baldiges Wiedersehen!" und dumpf hallte der Tritt des Scheidenden auf dem Gebälke der Brücke durch die Nacht. Die Mädchen wandten sich nach dem Dorfe zurück.

„Du hätteſt mit Deinem Gerede was Schönes anrichten können," nahm Lene mit etwas vorwurfsvollem Tone das Wort gegen die Schweſter. „Wer weiß, wo der Hund hingelaufen iſt, muß man gleich das Aergſte denken und ſagen."

„Gedanken ſind zollfrei!" entgegnete Lieschen. „Sieht ſo ein Streich dem Heinz Fuld nicht etwa ähnlich? Mir iſt angſt und bange um Herrn Hoelein."

„Verdenke Dir's nicht, wär' mir juſtement auch ſo, wenn's mein Schatz wäre," verſetzte Lene: „aber ſei nur außer Sorge, er hat gewiß Courage, er hat ja Büchſe und Hirſchfänger bei ſich."

„Eben deßwegen,. es kann ein Unglück geben, ſo oder ſo," klagte Lieschen.

„Ich weiß nicht, ob Du wohl gethan, dieſe Liebſchaft anzufangen," plauderte Lenchen. „Hier machſt Du Dir die Burſche aufſäſſig, und dort — kannſt Du lange warten. Der Herr kriegt in zehn Jahren noch keinen Dienſt. Nimm Dich in Acht, laß Dich nicht anführen!"

Auf dieſe unfeine ſchweſterliche Warnung antwortete Lieschen nicht mit Worten, ſondern nach ländlicher Art mit einem ſehr fühlbaren Puff, der keineswegs übel genommen wurde, wie ernſt er auch gemeint und gegeben ward, und ſchmollend ging die Beleidigte neben der Schweſter her. — Beide erreichten jetzt wieder die Häuſer des Dorfes, als ihnen Tritte entgegenſchallten; ein Burſche kam gerade auf ſie zu, und rief ſie an: „Holla! Was ſind das für Nachtvögel?" — Es war Valentin Fuld.

Gleich hatte er eine Antwort: „Keine Schuhu's, wie Du einer biſt!"

„Oho, ihr Ziegenmelker! Was treibt ihr euch zu nachtſchlafender Zeit noch vor dem Dorfe herum! Habt dem neuen Schümpfer das Geleit gegeben! Recht ſo, iſt gar ein charmanter Musje — macht uns die Mädel abſpenſtig — wartet nur, der Teufel ſoll ihm ſchon noch das Licht halten!“

„Wo ſoll die Reiſe hingehn?“ fragte mit einem herriſchen Tone Lene, während Lieschen bang und zitternd jede Annäherung mied.

„Der Naſe nach — wonach die Jungfer Naſeweiß nichts zu fragen hat!“ war die Antwort.

„Auf der Stelle ſagſt Du's!“ verſetzte feſt und dringend Lieschen's Schweſter.

„Ich — ich will Aale fangen in der Werra,“ erwiederte Valentin: „die fangen ſich nach Gewittern am beſten.“

„Wie die Lügner in ihren eignen Netzen!“ entgegnete Lene. „Du fängſt wohl die Aale blinzelning (blindlings, im Finſtern) und mit der Hand? Du pfeifſt nur, und da kommen ſie!“

„Laß Dein Geſpött' — ich hab' Eile — gute Nacht!“ rief Valentin, und wollte gehen, aber Lene hielt ihn immer noch auf. „Dein Eilgut wird ſo groß nicht ſein, und Du bleibſt! Deine Schliche kenn' ich; Du gehſt nicht auf guten Wegen!“

„Ich muß fort, mein Bruder wartet auf mich! Er legt die Netze!“

„Heiliger Gott! Dein Bruder, Valentin!“ rief Lieschen höchſt aufgeregt. „Ich weiß, Wem er Netze legt! Und Du haſt den Hund bei Seite gebracht! Sicherlich!“

„Ich? Was für einen Hund? Die Jungfer faſelt wohl,

oder ſie iſt mondſüchtig geworden!“ erwiederte Valentin patzig, indem er hinzuſetzte: „Schert euch Beide heim, und ſtreicht nicht ſo ſpät im Dorf herum! Bekümmert euch nicht um ungelegte Eier, und bringt keine Dummheiten zu Markt. Jetzt hab' ich des albernen Gefuſes (Geſchwätzes) dickſatt!“

In dieſem Augenblick wurde dumpf vom Walde oberhalb der Winde herüber der Knall eines Schuſſes gehört, der an der Steinwand der hochgelegenen Kirche des Dorfes ein Echo fand.

„Ach, Herr Jeſus!“ ſchrie Lieschen auf, und brach in die Kniee.

„Um Gott, was iſt Dir!“ rief Lene erſchreckt.

„Erſchoſſen! Er iſt erſchoſſen!“ wimmerte Lieschen kläglich und angſtvoll. Sanft zog die Schweſter ſie empor, dann ſah ſie ſich nach Valentin um. Dieſer war nicht mehr bei ihnen. — Wenige Augenblicke darauf hörten ſie den Schall der Tritte eines Laufenden auf der Brücke dröhnen. Valentin Fuld lief, was er laufen konnte, nach der Winde zu.

Lieschen zitterte und bebte, ſie war einer Ohnmacht nahe. Die Schweſter mußte ſie ſtützen; mühſam wurde das Haus erreicht.

Das arme Mädchen brachte eine Nacht voll Angſt zu, und badete die Kiſſen ihres Bettes mit heißen Thränen.

Leopold ſchritt ruhig ſeines Weges, als er die Schweſtern verlaſſen hatte, eine Strecke dem Fluß entlang, der dort eine mächtige Biegung nach der linken Thalſeite macht, und dann eine lange Strecke am Fuße der Waldberge hinzieht, welche dort ihren Fuß bis an ſeine Ufer ſetzen. Die Empfindungen des Jünglings waren getheilt; er konnte über dem Glücke, ſich das reine, unſchuldvolle Herz eines ſo holden Mädchens geneigt zu wiſſen, den Ver-

luſt des Hundes nicht vergeſſen, der ihm fortwährend in die Gedanken kam; ſo entſtand ein Zwieſpalt in ſeinem Gemüthe, welcher ihn unangenehm aufregte. Dazu die wohlgemeinte Warnung in der Beſorgniß, es möge ihm feindſelig aufgelauert werden. Obſchon Leopold nicht furchtſam war, gedachte er doch der Möglichkeit, und nach den Schilderungen, die er von den Schwallunger Wildſchützen erhalten, ſowie nach dem, was vorgefallen war, glaubte er, irgend einen Angriff wohl erwarten zu dürfen.

Nun iſt das gar kein Spaß, und nicht im entfernteſten eine Kleinigkeit, bei ſtockdunkler Nacht durch einen Wald mit dem Gedanken zu gehen, es könne im nächſten beſten Dickicht Einer ſchußfertig liegen, und auf uns losbrennen. Ein ſolcher Gedanke kann uns kommen, ſelbſt wenn wir Niemand uns feindlich geſinnt zu denken haben; ein Jäger oder Wilddieb kann auf Wild lauern, das Dunkel täuſcht, wir ſchreiten auf weichem Boden, der Tritt iſt kaum hörbar, er ſieht uns, zielt, der Schuß kracht, wir ſtürzen mit einem Schrei zuſammen. Um ſo etwas zu fühlen, oder zu fürchten, muß Einer nur ſolche Waldwege im tiefen Dunkel und ſeelenallein gegangen ſein. Da iſt es von unbezahlbarem Werth, einen guten Hund bei ſich zu haben. Und ſo war es dem jungen Jäger zu verzeihen, daß er neben dem Liebchen nicht minder oft an die Diana dachte.

Er ließ die ſogenannte Winde zur Seite, und ſchritt auf erſtaunlich ſchlüpfrigem und kothigem Wege durch eine Hohle, nicht ohne oft beſorgliche Blicke vor ſich und zu den Seiten zu werfen. Seine Phantaſie und das durch den Punſch in Wallung geſetzte Blut malten ihm manche abenteuerliche Schreckgeſtalt aus

Büschen und Bäumen, so daß es ihn überlief, und dann machte er sich wieder selbst Vorwürfe über dieses Zeichen unmännlicher Furchtsamkeit. Aber was hatte neulich der alte Kreiser Konrad Hörschelmann gesagt? „Die Winde merken Sie sich, hier ist's am hellen Tage nicht geheuer." — Nicht vor dem spukenden Mönch, nicht vor dem großen Jäger fürchtete sich der jugendmuthige Waidgeselle, aber der Wilddieb war zu fürchten und die Rachsucht eines rohen Bauern.

Der Fußweg zog sich mählig bergan. — Leopold's Auge, sehr scharf und nun bereits an die Dunkelheit gewöhnt, unterschied ziemlich genau die Gegenstände in Schußweite; der Wald-Wiesengrund war mit einem leisen Nebelschleier überflort, und bildete eine Blöße längs des Vorholzes — diese Blöße war leer.

Rings war es tiefstill, kaum das Wellengerieſel des Zillbachs hörbar; er schlich sanft durch die Wiesenfläche hin, nur vom Werrathal herauf war das Rauschen des Flusses zu vernehmen. Kein Vogel war laut im Walde, das Gewitter hatte alle fröhlichen Waldstimmen stumm gemacht.

Kühl wehte der Hauch der Nachtluft dem späten Wanderer entgegen; diese Kühle that ihm wohl, sie umfloß ihn beruhigend. Noch wenige Schritte durch die nahe Waldung, und er war im Bezirk seines heimischen Gebietes, das nicht so leicht ein Frevler zu überschreiten wagte. So dachte Leopold.

Da — bewegte sich etwas ganz vorn unter den Bäumen, dicht an der Waldecke — mitten auf dem Pfade. — Leopold sah scharf hin, es stand etwas dort, was kein Baum war; aber fest wie ein Baum, unbeweglich stand es jetzt.

Leopold hielt ſeinen Schritt an — lauernd — ſpähend. Ein Wild war es nicht, es war ein Menſch. Leopold that noch zehn Schritte vorwärts — dem Gegenſtande näher — dieſer, immer noch dreißig Gänge von ihm entfernt, bewegte ſich einen Moment und verſchwand hinter einem Baume. Leopold entſchloſſen darauf zu, das Gewehr vom Rücken reißend, den Finger am Hahn.

Noch einmal fünfzehn Schritte vorwärts, es kniſterte unter den Bäumen, es rauſchte.

„Wer da!“ rief Leopold.

Keine Antwort.

„Wer da! Hervor — oder ich ſchieße!“

Jetzt erfolgte eine Antwort — eine ſchreckliche. — Ein Blitz, ein Knall, eine Kugel riß dem Jäger die Mütze vom Kopfe.

Ohne nach dieſer ſich umzuſehen, ſtürzte Leopold mit raſchem Sprunge nach der Waldecke, ein Mann wandte ſich zur Flucht, im Nu hatte Leopold ihn gepackt, jener kehrte ſich um und ſchlug mit geballter Fauſt nach dem Jäger; ja, er faßte ihn mit nerviger Hand und wollte ihn niederwerfen, aber ein Stoß mit dem Gewehrlauf auf die Bruſt — und jener lag am Boden. Raſch zuckte er wieder empor, mit einem Ruck riß er den Hirſchfänger Leopold's aus der Scheide; aber ein Schlag mit dem Gewehrkolben an die Hand, und die Waffe flog ſeitwärts hin, ein Stoß, und er lag abermals.

Außer ſich vor Wuth, ſpannte Leopold raſch den Hahn, er trat mit einem Fuße dem Liegenden auf den Leib, er ſetzte auf ſeine Bruſt das Rohr mit dem tödtlichem Blei.

„Schurke, wer biſt Du?!“

Der Gefällte gab keine Antwort, er machte eine gewaltſame Bewegung, ſich loszuringen, und da zuckte der Finger Leopold's am Gewehrſchloß, mit einem dumpfen Knall entlud ſich das Gewehr auf der Bruſt des Unglücklichen, ein Todesſeufzer — ein Röcheln — der Körper machte noch einige convulſiviſche Zuckungen, dann ſtreckte er ſich lang aus — keine Regung mehr.

Leopold hatte einen Menſchen erſchoſſen.

Zitternd, von einem unausſprechlichen Gefühle ergriffen, bückte ſich der Jüngling auf den Todten herab, deſſen Züge wahrzunehmen, allein ſo viel die Dunkelheit erkennen ließ, hatte ſich der Menſch das Geſicht geſchwärzt.

Neben ihm lag das Gewehr, mit dem er nach Leopold geſchoſſen hatte. Dieſes nahm er auf, auch die Mütze des Unglücklichen, und dann ſchlug er — ohne die eigene Kopfbedeckung zu ſuchen — den Heimweg vollends ein.

Sehr trüb, ja tiefſchmerzlich waren ſeine Gedanken. Er vermochte nicht ſchnell zu gehen. Er dachte über Alles nach.

Unrecht hatte er nicht gehandelt. Seine That war Nothwehr, er war mit tödtlichem Angriffe zuerſt angefallen worden. Der Erſchoſſene war ohne Zweifel ein Wilddieb; auf den mit Gewehr bewaffneten, mit Gewehr das Leben des Jägers bedrohenden Wilddieb — darf dieſer nicht nur ſchießen, er ſoll auf ihn ſchießen. Er leiſtet dem Staat einen Dienſt, einen ſo gefährlichen Mann zu tödten.

Alles gut; aber Mord bleibt Mord; wann hätten Gründe, die triftigſten, den erſten Sturm eines durch und durch erſchütterten Herzens beſchwichtigt? Und welche Unterſuchung ſtand

bevor? Die That war begangen auf fremdem Grund und Boden, wo war der Beweis, daß der Erſchoſſene ein Wilddieb ſei? Wenn nun bloß perſönlicher Haß ihm aufgelauert? — Tauſend durch einander wirrende Gedanken.

Anzeige mußte vor allen Dingen von dem traurigen Vorfalle gemacht werden.

Kummervoll verwünſchte Leopold den Tag, den Gang nach Schwallungen, ja er war nahe daran, ſeine Liebe zu verwünſchen; denn der Menſch iſt insgemein ſo ſchwach, daß er in Stunden ſchmerzlicher Erregung alles Gute und Schöne, das ſein Leben ſchmückte, vergeſſen kann, und ein Recht zu haben vermeint, im Unglück undankbar gegen das Glück zu ſein.

Leopold weckte, ſobald er die Oberförſterei erreicht hatte, ſeinen Prinzipal, und machte ihm bebend ſeine Meldung. Er zitterte in Fieberhitze.

„Lieber Herr Hoelein,“ ſprach der Oberförſter: „Sie ſind ſehr alterirt, ich ſehe und begreife das. Trinken Sie ein Glas Waſſer und legen Sie ſich nieder. Machen Sie ſich keine Gewiſſensbiſſe. Iſt die Sache ſo, wie Sie dieſelbe mir erzählten, ſo ſind Sie im Recht, und iſt der Kerl todt, ſo iſt's um ſolch ein Subject nicht ſchade. Es iſt noch ſehr die Frage, ob er todt iſt?“

„Er iſt todt, ſo wahr ich lebe, Herr Oberförſter!“ betheuerte Leopold. „Die Kugel muß ihm mitten durch die Bruſt gegangen ſein, es war gleich aus mit ihm.“

„Na, wir werden ja ſehen, jetzt gute Nacht, und morgen früh um vier Uhr wollen wir hin und nach dem Corpus delicti oder vielmehr Deliquenti ſehen. Wär's nur Einer von den wilbernden

Hallunken, ſo könnten Sie gar noch eine Prämie davon tragen! Gute Nacht!“

Der Oberförſter wandte ſich in ſeinem Bette um und ſchlief, von der Meldung nicht im mindeſten aufgeregt, den Schlaf des Gerechten.

Nicht ſo Hoelein, — er wälzte ſich in fieberhafter Aufregung auf ſeinem Lager, und ſchloß ja der Schlummer die Augen des Angegriffenen auf Augenblicke, ſo kamen die ängſtigendſten und peinigendſten Phantaſiegebilde als Träume, ſo daß Leopold froh war, wie die erſten Dämmerlichter des Morgens den Oſten zu malen begannen.

Der Oberförſter ſäumte nicht; er ſandte ſogleich nach dem Kreiſer Hörſchelmann, verſah ſich mit Papier und Schreibzeug, um nöthigenfalls an Ort und Stelle ein Protocoll aufzunehmen, zündete die vollgeſtopfte Pfeife an, pfiff dem Caro, und trat mit der ruhigſten Miene von der Welt den frühen Morgenſpaziergang an. Das goldene Licht des Tages, das durch die Waldeswipfel allmählich flammend brach, machte Leopold's Herz etwas kummerleichter, als es die Nacht hindurch geweſen war. O, das Licht iſt etwas wahrhaft Himmliſches, ein Lebensſtrom, ein Ausfluß vom Auge des Allſehenden. In den Mantel der Nacht birgt ſich die Unthat, birgt ſich das Laſter, und ſchwer wie ein Alp laſtet zur Nachtzeit ein martervolles, vorwurfsvolles Bewußtſein. Die Tageshelle klärt alles und erheitert die Gedanken der Sorgenbeladenen. Dennoch war ein ſorgenvolles Bangen auf Leopold's Angeſicht zu leſen.

Der Kreiſer kam mit raſchen Schritten dem Oberförſter und

Leopold nach, er bot mit seiner rauhen Stimme guten Morgen. Er wußte durch Leopold bereits von dem Vorfall, und begann in seiner Weise zu reden: „Na, was hab' ich neulich Ihnen gesagt, Herr Hoelein?“

„Was leider nicht eingetroffen ist, Konrad!“ erwiederte Leopold mit einem tiefen Seufzer. „Ihr habt gesagt, man treffe keinen Wilddieb, — und ich hab' einen Mann erschossen!“

„Wer weiß, ob's wahr ist, stand an der Ettmarshäuser Gartenthür — pflegt man bei uns zu sagen, Herr Hoelein. Wenn's ein Wilddieb war und keine Teufelsverblendung — es ist dort eine verfluchte Passage,“ versetzte der Kreiser.

„Alter, ein Wilddieb war's,“ bemerkte der Oberförster: „Herr Hoelein hat sein Gewehr mitgebracht, so eine gottverdammte Sakramentsbüchse zum Auseinanderlegen und in den Sack zu stecken, wie nur solches Spitzbubengesindel dergleichen führt.“

„Na, na, da bin ich doch sehr neugierig!“ murmelte der Alte.

„Wie es auch sei, frischen und guten Muth, Herr Hoelein!“ ermahnte der Oberförster. „Wem läuft nicht einmal der Haas des Unglücks über den Weg? Es begibt sich in der Welt alle Tage viel Wunderliches; dennoch glauben wir keine Wunder mehr. Wir haben das Recht und Gesetz für uns, das Urtheil der Menge gegen uns. Ein Spaß ist's nicht, und Freude macht's nicht, auf einen Menschen schießen zu müssen. Der Wilddieb weiß, was ihn treffen kann, er wildert aber nichts desto weniger. Weßhalb thut er es? Aus Noth? Ei, da könnt' er ja auch einbrechen, Leute auf der Straße anfallen und sonstigen Diebstahl üben. Das läßt er fein bleiben, und ich muß ihn darum loben. Der

Wilddiebſtahl iſt ein Vergnügen, eine Luſt, ein Hazardſpiel. Der Wilddieb ſingt mit eben ſo viel Freude, wie wir: „Was gleicht wohl auf Erden dem Jägervergnügen?“ Er ſetzt ſein Leben aufs Spiel. Geht dieß Leben verloren, verſpielt er's, dann haben wir im Volk das Lamento — über die Förſter. Da wird Ach und Weh über uns geſchrien; da heißt es: Ach, der arme Mann, der Mann hinterläßt Weib und Kinder, die nun verhungern müſſen, gerad' als wenn der Dieb durch ſeine treue Sorge für die Nahrung der Seinen den Falkenorden, oder den Adlerorden mit Eichenlaub verdient hätte. O, ich kenne das; da wird der Forſtmann, der den nichtsnutzen Kerl, welcher vielleicht erſt auf ihn anlegte und ſchoß, niederbrannte, in den Abgrund der Hölle gewünſcht.“

„Und nenne einmal Einer ſo einen Kerl beim rechten Namen: Wilddieb,“ fiel der alte Hörſchelmann ein: „da trifft er's ſchlecht. Wildſchütz will die Art genannt ſein, nicht anders.“

„Ja, ſiehſt Du, mein Alter,“ erwiederte der Oberförſter lachend: ‚das liegt Alles in dem lateiniſchen Spruchwort: Lucus, a non lucendo: ein Dickicht, weil es darin nicht licht iſt, kein lux darin; ein Wildſchütz, weil er das Wild nicht ſchützt, ſondern ſchießt, und zwar in jedem Sinn des Wortes.“

„Wüßt' auch nicht, wo ein Luchs in unſern Wäldern noch herkommen ſollte,“ brummte Hörſchelmann. „Knapp, daß man einmal eine wilde Katze gewahr wird. Das Thierreich ſtirbt allmählich aus. Iſt's doch ſechs Jahre her, ſeit wir an der Disburg den letzten Dachs gegraben haben, deſſen Decke ich als Buchſenranzen umherſchleppe?“

„Hast Recht, Alter!“ bestätigte der Oberförster: „Der Luchs ist ein Fabelthier geworden in unsern Wäldern; aber lux, mein Lieber, heißt zu Deutsch das Licht, und solche Lure sehen wir mehr als zuviel in unsern, wie in den Nachbarforsten. Ach, da nimmt die Lichtfreundschaft überhand, daß es zu Gottes Erbarmen ist!“

„Wieder auf die Halunken, die Wildschützen, zu kommen,“ begann Hörschelmann aufs Neue: „so ist's eine wahre Schande, daß sie nicht härter bestraft werden.“

„Hat nicht neuerlich im Meiningischen so ein henkenswerther Kerl einen ehrlichen Forstgehülfen, der ihn gar nicht gesehen, von einem Baume herunter meuchlings in den Leib geschossen, daß der arme Mensch eine ganze Nacht in seinem Blut hat müssen im Walde liegen bleiben, und hat knapp so viel Besinnung gehabt, den Namen des Thäters in seine Schreibtafel zu schreiben, ist auch nur durch ein Gotteswunder gerettet worden! Nun haben sie zwar den Kerl gefangen, aber was thut er? Er läugnet Stein und Bein, er weist ein Alibi nach! Himmelkreuz — ein Alibi, wenn er auf dem Baum gesessen, wie ein Milvus, und auf den armen Jäger herunter geschossen, wie der Rüttelgeier auf einen Tauber. Was hab' ich da für ein Alibi? Kopf herunter bei einem solchen Kerl, da wär' er bald am Anderswo, wo er hingehört, beim lebendigen Satan.“

Durch solches Gespräch wurde der Weg gekürzt, der für Hoelein der traurigste war, den er in seinem Leben gewandelt. Doch blieb die heitere Laune des Oberförsters und des Kreisers mittheilsamer Zuspruch nicht ohne Wirkung auf sein Gemüth, so

daß mindeſtens das Bangen ſchwand, das ihn die Nacht hindurch gemartert, und dem guten Bewußtſein Raum gab, daß er nur gerechte Nothwehr geübt. Aber hatte er denn das? Der Mann, nachdem er auf ihn geſchoſſen, hatte ſich ja zur Flucht gewandt. Erſt als er ihn ergriffen, feſtgehalten, entbrannte neuer Kampf auf Tod und Leben.

„Sehen Sie, lieber Herr Hoelein," begann der Oberförſter wieder das Geſpräch aufzunehmen: „jetzt nähern wir uns der Eſelsmühle. Dieß iſt mir eine der merkwürdigſten Stellen in unſerm ganzen Revier. Warum? Das will ich Ihnen gleich ſagen. So oft ich hier vorbei komme, fallen mir immer die zahlreichen Eſel ein, die mir im Leben ſchon begegnet ſind. O deren iſt eine große Zahl! Und wie mancher davon hat mich hart getreten! Ich könnte eine ganze Naturgeſchichte der Eſel ſchreiben, abgetheilt in hochgeborne, hochwohlgeborne, geſcheidgeborne und ſtupidgeborne Eſel, wenn ich einen Verleger dazu fände. Sehen Sie, und da denke ich, es iſt Schade, daß du dieſe geſammten Eſel nicht hier auf der Eſelsmühle aufſchütten kannſt; vielleicht, wenn ſie einmal grob geſchrotet würden, könnten ſie mindeſtens für das liebe Vieh noch genießbar werden."

„Der Herr Oberförſter iſt halt doch noch ein Mann von ächtem Schrot und Korn, und auf keiner neumodiſchen Polirmühle glatt gemacht!" belobte der Kreiſer des Forſtmannes kernige Derbheit; aber Hoelein hörte nur halb auf die Rede, die ihn erheitern ſollte; ängſtlich ſpähend flogen ſeine Blicke voraus, durch die Baumſtämme, die Waldecke zu erſpähen, wo, ſeiner Meinung nach, der Leichnam in ſeinem Blute liegen mußte.

Näher, immer näher kamen die Drei dem Unglücksplatze.

„Nun? Ich denke hier an der Ecke iſt's geſchehen?“ fragte der Oberförſter, ſich nach Hoelein umſehend.

Dieſer war bleich, ſehr bleich geworden, ſein Herz klopfte unruhevoll, er ſtammelte: „Ja — dort — dort war's! Großer Gott!“

Es war kein Leichnam zu ſehen.

„Was liegt denn dort Dunkles im Graſe?“ fragte Hörſchelmann, und rief zum Hunde, indem er hinzeigte nach dem erblickten Gegenſtande: „Allons, Caro! Apporte!“

Der Hund ſchoß hin, und brachte mit tollen Freudenſprüngen die grüntuchene Mütze des Jägers. Eine Kugel war dicht neben der Cocarde durchgefahren.

„A droit, Caro! Alſo Sorgen ohne Noth! Herr Hoelein!“ rief der Oberförſter faſt lachend aus, indem er dem Hunde die apportirte Mütze abnahm: „Was hab' ich geſagt? Der Kerl iſt fort! Heb' aber die Mütze gut auf, Konrad. Und nun Achtung, richtig abgeſucht!“

Leopold ſtand ſtumm, regungslos, wie betäubt. Er wußte noch nicht, ob er ſich freuen ſollte.

„Daß es hier ernſthaft hergegangen, Herr Oberförſter, das ſieht man ohne Brille!“ ſagte Hörſchelmann. „Die Fährten haben ſich dem Boden tief genug eingedrückt, Gras und Moos ſind tüchtig zertreten, und das Lager des Burſchen iſt klar erſichtlich.“

Der Oberförſter zog ſeine Schreibtafel, und notirte, wie der Platz des Kampfes ſich vorfand, der Kreiſer bückte ſich, und ſuchte genau am Boden.

„Etwas geſchweißt hat der Burſch, Herr Oberförſter, doch

nicht viel! Schreiben Sie's auf!" rief Konrad, als er am Boden eine geringe Blutſpur gewahrte, und gleich darauf ſchrie er: „Fundus! Fundus!" indem er raſch emporſprang und ſeinen Fund den Begleitern zeigte.

Es war eine plattgedrückte Birſchbüchſenkugel.

Die drei Jäger ſtanden eine Zeitlang ganz verſtummt, und Einer ſah den Andern fragend an.

„Da werde ein Andrer draus klug!" ſprach endlich Artmann, und notirte: „Auch fand ſich an der fraglichen Stelle eine plattgedrückte Büchſenkugel."

„Oh, da braucht es, mit Verlaub, nicht viel Klugwerdens, Herr Oberförſter!" brach der Kreiſer los. „Der alte Hörſchelmann wird doch wohl Recht haben! Was hab' ich geſagt, Herr Hoelein? Neuerlich — von den Wildſchützen?!"

„Nun glaube ich vollends, daß es ein Wilddieb war," äußerte der Oberförſter: „und beſſer wär' es, er läge hier todt, als daß er auf und davon iſt."

„Und ich lebe gleichen Glaubens," nahm Konrad wieder das Wort. „Wenn aber der Kerl nicht feſt war, wer ſoll's denn ſein?"

„Ich glaube und ich weiß, daß ich ihn durch und durch geſchoſſen habe," ſagte Leopold. „Seine Kameraden werden ihn aufgehoben und fortgeſchafft haben."

„Das werden wir gleich ſehen!" rief Artmann, indem er begann, in einem Kreis um die Stelle herumzugehen, und den Boden zu fixiren.

„Treten Sie einmal feſt in den Weg hier mit dem Abſatz auf!" gebot der Oberförſter, und Leopold that es.

„Gut, das iſt Ihre Spur — Nummer Eins; hier ein andrer Abſatz mit ſtarken Nägeln — Nummer Zwei; hier — halt! noch ein Fuß, etwas kleiner — Nummer Drei. Sonſt keiner mehr. Und hinaufwärts führt nur Ihre Spur; bis hierher gehen jene zwei, ſeitwärts keine, nur eine zurück. Und ſeht hier, auf dem Weg, einzelne Blutstropfen. Durch die Luft kann der Kerl doch unmöglich geflogen ſein. Die Tapfen hinunterwärts ſind tief eingetreten; es hat Einer den Geſchoſſenen weggetragen. Wollen's doch ad notam nehmen. — Aber ſo wenig Blut verliert kein auf den Tod Getroffener."

„Riechen Sie keine Lunte, Herr Hoelein?" fragte Konrad. „Ich habe Witterung dort hinüber — nach Schwallungen, und denke, wir werden bald zu Fährte kommen."

„Nur klug, Konrad, nur die Anjagd vorſichtig begonnen! Raſch auf die Folge!" ermahnte der Oberförſter. „Ich dächte, Du machteſt Dir drüben was zu thun, und verhörteſt den Vogel; kannſt einmal beim Poſthalter vorſprechen, ihm von mir einen guten Morgen ſagen, und dort vielleicht nach dem Paſſagier den Courshund anbringen. (Paſſagier heißt in der Jägerſprache ein junger Habicht während der Streifzeit.) Sie, mein wackerer Herr Hoelein, folgen mir getroſt nach Hauſe; Sie ſollen mir gleich meine Berichte nach Weimar und nach Meiningen mundiren. Wie geſagt, ich wollte, wir hätten den Kerl lieber todt gefunden; denn nun ſind Sie auf unſerm Revier Ihres Lebens nicht mehr ſicher, und es wird Ihres Bleibens hier nicht lange mehr ſein können."

Wieder ein Dolchſtoß in des Jünglings Bruſt, der dieſesmal

die zarteſte Stelle ſeines Gefühls traf. Er ſollte alſo fort, hinweg aus der Nähe des Mädchens, das er mit ganzer Seele liebte; wie weh wird ihm der Abſchied thun! Wie weh auch ihr!

Alle Zungen im Werrathale bewegte die neue ſeltſame Mähr, daß ein Wildſchütze ganz nahe am Zillbacher Revier erſchoſſen worden ſei, deſſen Leichnam aber nirgend zu finden. Die Forſte wurden durchſucht von Wald- wie von Feldjägern, man ſtörte in den Gräben und fiſchte im Strome; man ließ die Männer und Burſche der Gemeinden zuſammenkommen und zählte die Köpfe. Sie waren vollzählig, kein Einziger wurde vermißt; ſiehe, es fehlte kein theures Haupt, nicht in den Dörfern, nicht in den Gehöften, Häupter waren da, die man gern vermißt hätte, und viele. Und wie wurde das räthſelhafte Ereigniß ausgeſchmückt! Das war einmal wieder Fahrwaſſer für das Zauberſchiff des Königs Aberglaube; mit vollen Segeln und wehenden Wimpeln fuhr es dahin. Geſchichten tauchten auf, Geſchichten von unglaublicher Unglaublichkeit, und doch alle gern geglaubt und weiter erzählt.

Der humoriſtiſche Poſthalter hatte durch den Kreiſer Hörſchelmann dem Herrn Oberförſter wieder einen ſchönen guten Morgen ſagen laſſen, und es wäre jetzt Mode, daß alle Paſſagiere mit der Eilpoſt reiſten; es thue ihm leid, daß dem Herrn Oberförſter wieder Einer durch die Lappen gegangen; er möge nur einſtweilen einen Bruch dahin legen, wo der Hirſch den Bürzel gelaſſen habe. Der loſe luſtige Schalk!

Leopold hatte auf dem Heimweg ſeinem Prinzipal alles, was

ſich mit ihm am Tage vorher in Schwallungen begeben, ganz offen erzählt. Ein Verdachtgrund gegen die Brüder Fuld, oder doch, und am meiſten, gegen Heinz, lag dringend vor; der Oberförſter theilte den Verdacht, er urgirte denſelben in ſeinem Bericht, es wurde demgemäß verfahren, mit Vorſicht, klug und weiſe, wie die hohen Behörden ſtets und nie anders verfahren.

Im Schwallunger Wirthshauſe war jetzt immer Abends viel Leben. Die Honoratioren der Umgegend trafen ſich da, Reiſende hielten an und ließen den Pferden ein kleines Futter geben, Wanderer, durſtige, kehrten ein. Das gute Bier lockte Hunderte, und ein Gaſthaus an der Heerſtraße, wenn auch dieſe den Namen hat, wie lucus a non lucendo, und keine Heere auf ihr ziehen, kann in nichts beſſere Geſchäfte machen, als — in gutem Bier. Wenn nicht gerade Tanz war, ſonderte ſich die Geſellſchaft insgemein, zumal in der Woche, nicht ab, höchſtens verlor ſich ein excluſiver Kartentiſch in das kleine Nebencabinet an der untern großen Gaſtſtube, oder die Gleichgeſtellten fanden ſich an einer beſondern Tafel zuſammen, außerdem aber theilte mit dem Poſthalter, dem Gutspachter, dem botaniſirenden Apothekergehülfen, dem Chirurgen, dem bisweilen einſprechenden Arzte des nahen Städtchens, dem Forſtperſonal und andern ſehr honetten Gäſten auch der ab und zu einſprechende Feldjäger, der Bauer, der Fuhrmann, der Poſtillon, der Lohnkutſcher und der Schacherjude daſſelbe Zimmer, wie ſie das Allen gemeinſame Vergnügen theilten, gutes Bier zu trinken und dazu wo möglich guten, im Nothfall aber auch mittelmäßigen und ſchlechten Tabak zu rauchen.

Da ſchwirrte mancherlei Geſpräch, ward manche Neuigkeit zu Markt gebracht, mancher Witz losgelaſſen, und den Leichtgläubigen manche Mähr aufgebunden.

Und da war nun wieder einmal in einer ſchönen Abendſtunde die Stube ziemlich voll, und unter den Trinkgäſten befanden ſich der Oberförſter Artmann, der Förſter des Ortes, der Poſthalter, der Kreiſer Hörſchelmann, der Chirurg, der alte Bauer Dittmar, nebſt andern wackern Stammgäſten, und das große Räthſel von einem Manne, der erſchoſſen worden und ſpurlos verſchwunden ſein ſollte, belebte das Geſpräch an allen Tiſchen.

„Iſt der Herr College noch auf keine richtige Fährte geſtoßen?“ fragte der Oberförſter aus der Zillbach den Förſter Feuchter zu Schwallungen, und dieſer erwiederte:

„Nicht die Spur! Ich habe alle Domainenwaldungen und alle Corporationswaldungen, nicht minder alle Privatwaldungen und die ritterſchaftlichen Forſte durchſuchen laſſen. Ich habe ſelbſt die Wuſtungsgemeinden zum Nachſuchen veranlaßt, nichts!“

„Mit Verlaub, hochverehrte Herren!“ nahm der griesgrämig ausſehende, aber ſtets muntere alte Hörſchelmann das Wort: „Wir kreiſen den Wald meilenweit ein nach der Spur des böſen Wolfs, und wenn Gott ſeinen Schaden beſieht, ſo ſteckt er in der nächſten Hecke, ich wette darauf.“

„Das wäre ja in der That lupus in fabula!“ bemerkte ſpöttiſch der nahe ſitzende Chirurg, und man ſah ſeiner Miene den ſchadenfrohen Glauben an, es würde dieſesmal die edle Jägerei — die, wenn auch in vielen Dingen nicht miteinander übereinſtimmend, im Punkte der Wilddieberei doch im gemeinſamen Inte-

reſſe verbündet war — nicht zu einem erwünſchten Ziele gelangen. Auch der Chirurg aß gern bisweilen einen Haſen oder Rehrücken, und woher ſollten Haſen und Rehrücken einem braven Landbewohner anders kommen, wenn alles geſchoſſene Wild hinauf nach der Reſidenz, in die herrſchaftliche Forſtſchreiberei geliefert wurde, als durch die zweite oder dritte Hand, wenn man nicht ſelbſt entweder eine Jagd pachtete, oder ohne Pacht ſich auf das gefährliche Handwerk heimlicher Bürſche legte; denn freie Bürſche gab es längſt nicht mehr, höchſtens auf Krähen und Dohlen.

„Schade, daß der Herr Barbuzius kein Pfarrer geworden!“ warf der Kreiſer auf die Rede des Chirurgen hin.

„Warum nicht?“ fragten Mehrere, und der Chirurg horchte hoch auf, um ſich mit raſcher Replik zu ſatteln.

„Erſtlich,“ begann Hörſchelmann bedächtig, „weil er ſo vieles Latein weiß —“

Gelächter; denn es war bekannt, daß der Chirurg wegen Mangel an genügender Kenntniß des Lateiniſchen durch das Abiturienten-Examen gefallen war, ſo daß er die höhere Chirurgie nicht ſtudiren können und auf die niedere verwieſen blieb.

„Zum Zweiten,“ fuhr Hörſchelmann fort: „weil er von allem ſeinen Decem nehmen will.“ — Wieder Gelächter, und auf des Chirurgen Geſichte die Röthe des Aergers.

„Zum Dritten, weil er weiß, daß Gelehrten gut predigen iſt, folglich auch eine unweiſe Rede ſelbigen paſſirt und hingeht.“

„Schaut! Schaut!“ rief der Chirurg: „der alte Hörſchelmann wird witzig! O weh, das iſt gewiß kurz vor ſeinem Ende! Soll ich Euch nicht eine Ader ſchlagen?“

„Ja, ſchlagt die Pfortader!“ erwiederte mit eigenthümlicher Betonung und ſo ſarkaſtiſch der Kreiſer, zugleich nach der Thüre weiſend, daß das Gelächter der Umſitzenden gar keine Erwiederung des Chirurgen aufkommen ließ.

„Sie haben mir ja neulich gar ein ſcharmantes Kompliment ſagen laſſen!“ wandte ſich der Oberförſter zum Poſthalter. „Ich danke auch recht ſchön!“

„Gar nicht Urſache, war meine Herzensmeinung, mein hochverehrter Herr Nachbar von da drüben,“ erwiederte der Angeredete. „Ihr Herr Gehülfe muß ja ein Tauſendkünſtler und Hexenmeiſter ſein. Er ſchießt die Leute todt und läßt ſie dann verſchwinden, ein wahrer Bosco und Döbler.“

„Freundchen, Freundchen! Keinen übeln Spaß in ſo hochernſter Sache,“ gegenredete Artmann. „Es hat dem braven Menſchen Angſt und Kummer genug gemacht, und macht ihm dieſe noch.“

„So! das thut mir leid,“ verſetzte der Poſthalter: „das macht ihm Ehre. Denken Sie, geſtern ſitzen wir auch da beiſammen, eine kleine Geſellſchaft, kommt ſo ein Windbeutel von Jägerburſche von — ich will den Ort und den Namen nicht nennen, der Laffe hat achtbare Verwandte, — ſetzt ſich her, erzählt die ganze Geſchichte, wie ſie ſich zugetragen haben ſoll, und rühmt ſich der That — er habe den Mann erſchoſſen, und das mit einer ſolchen Renommiſterei und Großprahlerei, als habe er etwas recht Wackeres gethan, ſo daß ich an mich halten mußte, ihm nicht eine hinter die Löffel zu geben. Aber ich ging auf der Stelle weg.“

„Wär' ihm ganz geſund geweſen!“ bemerkte der Oberförſter.

„War aber nicht von Nöthen," warf der Gastwirth ein, der eben in die Nähe der Sprechenden getreten war: „denn der junge Herr machte sich nach der Hand noch so unnütz, daß er mir nichts dir nichts aus der Stube geflügelt wurde, und vor der Hausthüre war, ehe er sich umsah."

„Sind die Brüder Fuld im Ort?" fragte Artmann aufs Geradewohl seine Tischnachbarn.

„Wie ich nicht anders weiß," entgegnete der Förster Feuchter. „Ich hab' immer ein Aug' auf sie, aber sie stecken stets in der Fluchtröhre, und wenn man an einer Seite den Dächsel hineinschickt, so kriecht Meister Grimbart zur andern hinaus und gewinnt das Weite."

„Haha!" lachte der Chirurg spöttisch. „Ihr werdet ihn fangen, wie der Geist auf dem Landsberg gefangen wurde."

„Wie wurde der gefangen?" fragte der Oberförster.

„Gar nicht, Euer Gestrengen!" lachte Jener. „Fragt nur den Wirth hier, der weiß die Geschichte."

„St! Ja nicht!" warnte der Posthalter lächelnd.

„Macht die Gäule nicht scheu. Der arme Mann hat die Strafe erlitten, die sein Aberglaube verdiente, aber man kann ihn nicht bitterer kränken, als wenn man die Geschichte erzählt."

„Alleweile geht er zur Thüre hinaus, möcht' sie doch hören," äußerte Artmann.

„Der alte Dittmar kann sie am besten zum Besten geben, er ward dabei zu Rath gezogen," lehnte der Posthalter den Antrag ab, den Erzähler einer Begebenheit abzugeben, die in ihrem Kreise viel von sich reden gemacht.

Der in der Nähe ſitzende Bauer Dittmar rückte ſeinen Pelzbartel, nahm die Pfeife aus dem Mund und ſagte mit breitem Lächeln: „Wenn's der Herr Oberförſter hören wollen, aber ich kann's nicht fürnehm von mir geben. Das Ding war ſchnackiſch und iſt heute noch nicht heraus, wer der Geiſt war.“

„Na, ſo laßt doch hören!“ ermunterte Artmann, die Nächſtumſitzenden horchten auf, und der alte Dittmar erzählte mit halblauter Stimme:

„Selbige Zeit und kurz vorher, ehe unſer gnädigſter Herr Herzog anfing, das neue Schloß auf dem Landsberg über Waldorf bauen zu laſſen, ſtand nichts droben als ein wüſtes Gemäurig und der alte ſchräge Thurm, der noch oben ſtehen gelaſſen worden iſt. Nun trug ſich dazumal zu, daß einem Gaſtwirth, ich will nicht ſagen wo? Geld geſtohlen wurde, und da mochte der Wirth gern wiſſen, wer das Geld von dannen getragen? Nun war drüben an der Geba zu Stepfershauſen ein Mann, man hat ihn genug und mehr als zu viel nennen hören, das war der Rodeck —“

„Ein Erzgauner und Wilddieb!“ unterbrach der Oberförſter.

„Und ein gewaltiger Schatzgräber,“ ſetzte Dittmar hinzu. „An den machte ſich ſelbiger gute Wirth und verſprach ihm einen tapfern Lohn, wenn er ihm den Dieb ausfindig mache und das Geld wieder ſchaffe. Was thut mein Rodeck? Er ſagt dem Wirth alles zu, um die und die Zeit wolle er kommen und ſein Hexenwerk vornehmen. Und richtig, da kommt er auch, iſt aber vorher ſchon ein paar Mal drüben bei Fuldeſſens Heinzen geweſen, denn das waren zwei dicke Freunde.“

„Gleiche Brüder, gleiche Kappen, gleiche Lumpen, gleiche Lappen," warf der Förſter des Ortes dazwiſchen.

„Darum auch mit dem Durchdielappengehen ſo vertraut," ironiſirte der Poſthalter.

„Alſo mein Rodeck kommt zum Wirth, der mich ins Vertrauen gezogen hatte, hat ein Romanusbüchle oder Doctor Fauſt's Meergeiſt bei ſich, macht allerlei Faxen, und endlich ſagt er: „Ja, mein liebſter Gaſtgeber, Euer Geld iſt Euch ja gar nicht geſtohlen!"

„Wie ſo? fragt mein Wirth. Wo denn wäre es?"

„Euer Geld iſt nicht unter Eurer Dachtraufe weggetragen worden. Hier leſe ich's ganz deutlich. Und da las er allerlei Schmirum Schmarum aus dem Büchle vor; dann ſagte er: Auf dem Oberboden, am dritten Dachſparren linker Hand, von der Vorderſeite an gezählt, hängt eine alte Hoſe, und in der rechten Taſche ſteckt ein Geld. Seht zu, ob's Eures iſt; iſt's nicht Eures, ſo iſt es meins, ſo gebt mir's."

„Holla, mein Wirth holderdipolter die Treppen hinauf, verdiente dreimal ſechs Batzen, denn ſo vielmal fiel er vor lauter Eilgut hinaufwärts, und richtig — wie geſagt, ſo geſchehen; droben hing der alte Fetzen, und in der rechten Taſche ſtack der Beutel mit ſammt dem Gelde, und traf zu bei Heller und Pfennig."

„Iſt die Möglichkeit!" riefen mehrere der Zuhörer erſtaunenvoll aus, aber der Oberförſter warf die Frage auf: „Na, da merke ich doch noch nichts von einem Geiſt und vom Landsberg? Wo bleiben denn die?"

„Nur kein Geduld, mein guter Herr Oberförſter!" verſetzte

Dittmar. „Das war der erste Theil der Geschichte, der angenehme, nun folgt der zweite, etwas weniger schön, zumal für unsern Wirth. Es dauerte gar nicht lange, so war ihm wieder Geld gestohlen, und noch dreimal so viel, als das erste Mal.“

„Aha, schmeckst'e Paar Oechsle?“ lachte der Apothekergehülfe pfiffig in sich hinein, und lüftete seine Glatze ein wenig, denn es wurde ihm warm unter derselben.

„Halte den Rand!“ brummte der Chirurg ihm zu, der ganz Auge und Ohr war und auf die Erzählung spannte, obschon er sie längst recht gut wußte.

„Also mein Wirth hat nichts Eiligeres zu thun, als daß er aufpackt, und stracks wieder hinüber nach Stepfershausen zum Rodeck läuft,“ fuhr der Erzähler fort, ohne sich stören zu lassen. „Dasmal gab's der weise Mann nicht so wohlfeil; erst war er gar nicht zu Hause —“

„Wird auf der Jagd im Zillbacher Forst gewesen sein,“ spöttelte der Posthalter, und freute sich, als der Oberförster ihm eine Faust machte.

„Hernach gab er aus seinem Teufelsbüchle zu verstehen, das Geld sei nicht wieder zu schaffen, es sei über ein Wasser getragen.“

„Das glaub' ich gut und gern,“ sprach der Förster. „Er wird wohl der Katz über den Buckel gelaufen sein!“ Der Förster meinte mit der Katz spottweise einen so benannten bekannten Bach, der überschritten werden mußte, um von Schwallungen nach Stepfershausen zu gelangen.

„Aber,“ fuhr Dittmar fort: „er, der Rodeck, wisse einen mächtigen Schatz, und wenn den der Wirth heben helfen wollte,

ſo bekäme er dreimal und zehnmal mehr, als er eingebüßt; ſelbiger Schatz läge in dem alten geſprengten Thurm auf dem Landsberg, und wäre leicht zu heben, es brauche nur neunerlei Thaler oder Gulden, jeder von anderm Gepräg', und ein Stück grünes Tuch ohne Nath, gütlich groß genug zu zwei Mannsröcken.

„Nun, das ließe ſich ſchon ſchaffen; mein Wirth ſucht neunerlei Thaler und Gulden zuſammen, lauft in die Stadt, und kauft ein Ellener zehne grünes Tuch, und ſchleppt zur beſtimmten Stunde den Bündel gleich hinauf auf das alte Schloß. Unten, wo jetzt die herrſchaftliche Meierei ſteht, wartet ſchon der Rodeck, hat einen Salomonisgürtel, eine Wünſchelruthe und ſonſtiges Teufels- und Hexenmeiſtergeräth bei ſich; da es aber noch ein Bischen zu bald war, ſo gehen ſie mit einander erſt auf die Brückenmühle, und trinken einen ſanften Heinrich, oder etliche, um ſich zu der Schatzheberei Courage zu machen.

„Nachher geht's den Berg hinauf, und droben fängt mein Rodeck an, ſein Hokus Pokus ein Langes und ein Breites zu machen. Das neunerlei Geld wird in ein Tüchle gebunden, und auf das grüne Tuch gelegt; das Tuch aber wird in die Klunſe geſteckt, wo der alte Thurm aus einander gekracht iſt. Derweil war es ſtockpechrabenfinſter; auf einmal glitzert im alten Thurm ein Feuerchen, das leckt mit ſo grünen Flämmchen aus den Steinen heraus, wie wenn Einer Meſſingblech auf glühende Schmiedekohlen wirft.

„Jetzt rückt der Schatz herauf! Wirf was drauf! raunte der Rodeck dem Wirth zu; der hat aber nichts, als ſeinen Hut — war noch ein alter ehrlicher Dreimaſter, war oft damit in der

Kirche geweſen, den wirft er in der Beſtürzung drauf, und läßt den guten Deckel verkohlen. Indem brennt ein Luner (abgehauener oder abgeriſſener Nadelholzaſt), der gerade da liegt, an, und macht es hell, da ſieht der Wirth, daß das Stück Tuch aus der Klunſe weg iſt, und ſchreit wie ein Zahnbrecher: Alle Teufel, Rodeck! Wo iſt das Tuch mit dem Geld hin?

„Unglückſeliger! Wehe! wehe! jammerte der Rodeck: der Geiſt! der Geiſt!

„Und da iſt plötzlich ein kohlſchwarzer Geiſt da geweſen, hat meinen Wirth am Schlafittig gekriegt und gottesjämmerlich gedroſchen, daß ihm Hören und Sehen vergangen iſt; iſt heim gekommen, wie vom wüthigen Heer gehetzt, und hat vor Schreck, Angſt und Aerger ein Gallenfieber bekommen, daran er um ein Haar verblaßt wäre.“

„Und das Geld? Und das Tuch?“ fragten mehrere Zuhörer.

„All zum Kukuk,“ erwiederte Dittmar. „Aber einen ſchönen grünen Tuchrock hat der Rodeck angehabt, als er arretirt und ins Zuchthaus abgeführt worden iſt.“

„Ja, ja, ſo war's,“ beſtätigte der alte Konrad: „und ich hab' noch Einen mit einem neuen grünen Rock in hieſiger Gegend geſehen, gerad' um ſelbige Zeit, aber wenn ich ſchon meine Vermuthung hatte, ſo ging mich das nichts an. Wird wohl Dieb, Geiſt oder Teufel in einer Perſon geweſen ſein.“

„Iſt damals viel im Lande herum nach ſelbigem Geiſt gefahndet worden,“ warf der Chirurg ein: „war aber gerade ſo abhanden, wie dermalen der Erſchoſſene, deſſen Geiſt wahrſcheinlich auch noch in ſeiner Haut herumwandelt und den guten Jäger um das Schußgeld bringt.“

„Schwatzt nicht aus der Nachtmütze, Herr Bader, sonst schmeckt Ihr einmal unversehens das Waidmesser!“ warnte Feuchter. „Ein Mensch ist kein Raubzeug. Mein Gott! Wenn Euch doch nur einmal Einer die Zähne rasirte!“

„Ah! Sie meinen also, Herr Förster, ich hätte Haare auf den Zähnen!“ entgegnete lachend der Chirurg. „Das schmeichelt mir sehr.“

„Lassen Sie sich von Herrn Hörschelmann erklären, was ich meine!“ versetzte der Förster Feuchter, und der Kreiser säumte keinen Augenblick, solcher willkommenen Aufforderung Folge zu leisten.

„In unsrer Jägersprache,“ begann er trocken, aber sehr betonend: „heißt rasiren den wilden Schweinen die Zähne abfeilen, oder ausbrechen, damit sie nicht gar so bissig werden.“

Armer Chirurg! Wiederum toste das allgemeine Gelächter über dich, und rings um dich her; aber er war schnell wieder mit der Antwort da: „Und die Hunde fein schonen, nicht wahr?“

„Wir bedanken uns allerschönstens bei Ihnen, Herr Chirurgus!“ nahm der Posthalter das Wort, als es wieder stiller wurde.

„Wofür? wofür? Ich wüßte nicht, für was?“ fragte der Angeredete mit ärgerlicher Miene. „Etwa für die Hunde? Geht nicht auf Sie, Herr Posthalter.“

„Weil wir auf Ihre Kosten heute so lustig sind!“ erfolgte die trockene Rückantwort, von neuem Gelächter der Umsitzenden begleitet.

„Und ich dank' Euch mit dem Teufel und seiner Großmutter!“ schrie der Chirurg bitterböse, und lief von dannen.

Während ſo das heitere Geſpräch im gemüthlichen Kreiſe der Trinkgeſellſchaft nach landüblicher Art fortgeführt wurde, näherte ſich dem Dorf ein Extrapoſtwagen. Darin ſaßen ein Herzoglicher Kreisrichter, zwei Aſſeſſoren und ein Oberjäger des Feldjägercorps. Auf dem Bock neben dem Kutſcher hatte ein Gerichtsdiener Platz genommen. Der Wagen holte noch zwei Feldjäger ein, die ebenfalls nach Schwallungen beordert waren, und auf einen Wink des im Wagen ſitzenden Oberjägers ſofort auf dem Kofferbret Poſto faßten, um die kurze Strecke vollends mitzufahren und an Ort und Stelle gleich zur Verfügung zu ſein. Mannſchaft genug, um einen Mann, oder zwei Männer feſtzunehmen. Die Geſellſchaft im Wagen unterhielt ſich bei weitem nicht ſo heiter und gemüthlich, wie jene in der Schenke zu Schwallungen; es fehlte ihr in jeder Hinſicht zu ſolcher Geſprächsheiterkeit der Stoff.

Gleichwohl war ihre Sendung eine wichtige, vielleicht folgenreiche, und ſtand in naher Beziehung zu manchen Perſonen, die bei dem räthſelhaften Ereigniß betheiligt waren, das vor Kurzem in der Nähe vorgefallen war. Sie hatten ein ſehr ernſtes Thema ihrer Unterhaltung: das im Jahr zuvor publicirte neue Strafgeſetzbuch. Der Eine lobte dieß, der Andere tadelte jenes an und in demſelben; die liebe Rechtspflege läßt ja mancherlei Anſicht und Auslegung zu, und verlangt nicht, daß Alle einerlei Meinung ſein ſollen.

Vom Strafgeſetzbuch wendete ſich das Geſpräch fach- und folgegemäß auf das demſelben gleichſam als Anhang zugegebene, nur zwei Tage jüngere Geſetz über die Forſtvergehen.

„Es unterliegt keinem Zweifel," demonſtrirte der Kreisrichter

„daß, wenn der Kerl von einem mitgebrachten gefährlichen Werkzeug, als welches eine Flinte iſt, Artikel 19 des Forſtgeſetzes, gegen den Forſtbeamten Gebrauch gemacht hat, derſelbe die Strafe Artikel 233, Arbeitshaus-, oder nach Befinden Zuchthausſtrafe, oder vielmehr nach Artikel 234 unbedingt geſchärfte Zuchthausſtrafe zu verbüßen hat.“

„Wenn er noch lebt!“ ſetzte ein Aſſeſſor hinzu.

„Und wenn wir ihn erſt haben, nach dem Spruch von dem klugen Nürnberger,“ ergänzte der Andere.

„Auch iſt noch ſehr die Frage, ob der Forſtgehülfe Hoelein nicht nach Artikel 71 einen Exceß der Nothwehr begangen hat!“ fuhr der Richter fort.

„Da kann er ſich getroſt ausreden,“ wiederlegte der eine Aſſeſſor, „wenn er behauptet, er habe im Zuſtand geminderter Beſonnenheit, wie das Geſetz ſehr zart ſich ausdrückt, aus Ueberraſchung und Schrecken die Grenze erlaubter Vertheidigung überſchritten.“

„Es iſt und bleibt eine verwickelte Geſchichte, und ich bin ſehr neugierig, wie weit wir mit unſrer Unterſuchung kommen,“ bemerkte der zweite Aſſeſſor.

„Ein unermittelter und unerwieſener Thatbeſtand, nach einſeitiger Ausſage, die erfolgen konnte, blos um ſich wichtig oder intereſſant zu machen, ein angeblich Erſchoſſener, der nicht aufzufinden iſt, und ſich ſchwerlich als Erſchoſſener melden und vor Gericht ſtellen wird; ein Verdacht auf ein allerdings anrüchiges Individuum, dem aber noch niemals ein erhebliches Verbrechen erwieſen worden, und deſſen Einerleiheit mit dem angeblich Erſchoſ-

ſenen nur durch Indicienbeweiſe ermittelt werden kann," ſagte der Richter; „das iſt die Zuſammenfaſſung unſrer Aufgabe und Sendung."

„Sagen Sie doch Reſumé und Miſſion, das klingt hübſch vornehm und modern," bemerkte einer der Aſſeſſoren ironiſch.

„Dummheit!" entgegnete der Richter. „Ich kann die albernen Fremdwörter nicht leiden, wir haben ihrer leider ſo zu viel und zur allgemeinen Klage aus den Rechtsbüchern überkommen. — Miſſion — zuletzt will jeder Poſtbot' und botenlaufender Barfüßler ein Miſſionär ſein."

„Mindeſtens ein Miſſionirter," warf der zweite Aſſeſſor ein. „Die heutige Sprachverderbung nimmt hundert Worten die frühere, urſprüngliche, oder doch durch Jahrhunderte übliche Bedeutung, und braucht ſie im verkehrten und unſinnigen Sinn. Dagegen ſollte mit allen Kräften gewirkt werden."

„Hilft nichts, und frommt nicht," gegenredete der erſte Aſſeſſor. „Die Sprache ſchreitet in ihrer Entwickelung unmerklich fort, und dieſe Entwickelung geht nicht nach Regeln der Grammatik, nicht nach angenommenen Formen ihren Gang."

„Seit Luther's Kraftſprache hat in drei Jahrhunderten die deutſche Sprache erhebliche Fortſchritte nicht gemacht, behaupte ich!" rief der Richter. „Seht in die Bücher der verſchiedenen Perioden, da findet ihr Sprachmengerei mit lateiniſchen Brocken, dann dieſelbe mit franzöſiſchen, ſo arg, als jetzt; dann eine Zeit des Süßelns, eine des Schwulſtes, eine des myſtiſchen, unklaren Ausdrucks, eine der Ueberſpannung und Phantaſterei, eine der umſtändlichſten Breite, trotz Pamela und aſiatiſche Baniſe, und

durch alle dieſe Wechſel gehen einzelne, klare Schriftſtellergeiſter hindurch, die einfaches, bündiges, gutes Deutſch ſchrieben, allem Volk verſtändlich, und darum von allem Volk begriffen, verſtanden und geliebt. Jetzt ſind die Dorfgeſchichten an der Leſemode des Tages. Wiſſen Sie, warum?"

„Weil die Autoren ſchildern, wie es dem Volk ums Herz iſt, und dabei die Leute reden laſſen, wie ihnen der Schnabel gewachſen iſt, und wie ſie wirklich reden."

In der Stube der Frau Rockebach ſaß an dieſem Nachmittage der Forſtgehülfe Hoelein, der mit ſeinem Prinzipal und dem Kreiſer Hörſchelmann nach Schwallungen gegangen war, aber ſich dann von ſeinen Begleitern abgeſondert hatte, bei ſeinem Lieschen, und entſchädigte dieſes gute Kind durch ſeine Anweſenheit für alle die herben Seelenängſte, die es ausgeſtanden von jener Nacht an, und durch alle folgende Tage, und die er ſich gern von ihr ſchildern ließ, wobei er ſich inniglich über den edeln und lebendigen Ausdruck ihrer Züge, über den klaren, offenen Blick ihres Auges und hauptſächlich über die unverholene Liebe freute, die aus jedem Worte des ſchönen Mädchens zu ihm ſprach.

Die Mutter ſaß, mit einer Arbeit beſchäftigt, theilnehmend dabei und hörte zu. Die Schweſter Lene machte ſich im Hauſe zu ſchaffen, kam ab und zu auch in die Stube, und verbarg ihr Gefühl, ſo gut ſie konnte.

In ihrem Gemüth war ein großer Zwieſpalt entſtanden. Nicht ganz ohne geheimen Neid ſah ſie die aufrichtige Liebe der Schweſter

zu einem jungen Herrn vom Stande, aus der dieſer zwar ein großes Unglück, aber, wenn jener junge Mann brav und edeldenkend war, auch ein früher nie zu hoffendes Glück entſtehen konnte.

Unwillkührlich lenkten ſich Lenchen's Gedanken zum Vergleiche mit ihrer bisherigen Neigung, und da erſchienen ihr die Brüder Fuld gar nicht im Lichte weiblicher Begehrungswürdigkeit. Daß es mit Lieschen und Heinz Fuld aus und ganz aus ſei, war ausgemacht, und merklich fühlte Lenchen auch ihre Neigung zu dem Valentin ſchwanken, ohne doch zu plötzlichem Bruch innere Kraft genug zu haben. Leichter würde ihr die Bekämpfung dieſer Neigung und der Sieg über dieſelbe geworden ſein, wenn ſie ſo glücklich geweſen wäre, wie die eben deßhalb ein wenig beneidete Schweſter, einen beſſern und würdigern Anbeter zu finden.

„Ich hatte eine Herzensangſt, lieber Herr Hoelein, die ich Ihnen gar nicht beſchreiben kann!“ erzählte Lieschen. „Kein Schlaf kam jene Nacht in meine Augen, und frühmorgens, wenn ich eine laute Stimme im Dorfe hörte, oder wenn Jemand über die Gaſſe lief, dachte ich immer mit Herzklopfen: jetzt, jetzt wird die Nachricht kommen, daß dein Liebſter erſchoſſen iſt. Ich wußte gar nicht, was ich that.“

„Ja, das weiß Gott,“ fiel die Mutter Lieschen's ein. „Einen großen Milchtopf hat ſie umgeſchmiſſen, und den Gänſen Heu in den Futtertrog gethan, und der Ziege die Gerſte.“

„Mutter, wie garſtig!“ ſchmollte Lieschen, fuhr aber gleich mit ſtrahlenden Augen in ihrer Berichterſtattung fort: „Endlich konnt' ich's im Hauſe nicht mehr aushalten, und machte mich in die Nachbarſchaft; ich hatte einen böſen Argwohn auf den Heinz,

Gott verzeih' mir's, wenn ich ihm Unrecht that. Ich dachte: iſt der Heinz zu Hauſe, ſo iſt wohl dem Herrn Hoelein kein Unglück geſchehen."

„Da dachte mein Herzblättchen aber nicht gar zu klug," lachte Hoelein; „denn der Kerl konnte mich mauſetodt ſchießen, und doch ruhig nach Hauſe gehn."

„Ja, daran dacht' ich aber nicht," fuhr Lieschen fort. „Nun ſah ich den Valentin und rief ihm über den Hofzaun hinüber zu: Guten Morgen! Brav Aale gefangen? — Keine, einen großen hätten wir beinah' erwiſcht, er hat aber das Netz zerriſſen und iſt durch — antwortete mir Valentin. — Müßt ſie mit Angelhaken fangen! ſagte ich, und fragte gleich darauf: Iſt dein Bruder daheim? — O ja, haſt du Sehnſucht nach ihm? antwortete Valentin höhniſch: ſo will ich ihn gleich herausrufen, oder willſt du uns eine Morgenviſite machen, ſo biſt du angenehm. Die Suppe iſt gleich fertig.

„Ihr werdet ſchon die Suppe ſelbſt auslöffeln, und genießen, was ihr eingebrockt! antwortete ich, und da wurde Ihnen der Valentin roth im Geſicht, wie mit Blut übergoſſen, und fragte: Wie meinſt du das? Was willſt du damit ſagen? — Nichts will ich ſagen, habe nichts geſagt, will nichts wiſſen, weiß ſchon genug, rief ich, und ging meiner Wege."

„Und warſt gerade ſo klug als vorher," warf Frau Rockebach hin.

„War wahr, wie die Mutter ſpricht," fuhr Lieschen fort. „Und meine Herzensangſt wurd' ich nicht los. Auf einmal ſah ich den alten Konrad, Euern Kreiſer, am Hauſe vorbeimarſchiren.

Ich geſchwind wie der Wind zum Fenſter hinaus: Guten Morgen, Herr Hörſchelmann! Auf ein Wort! Wißt ihr nichts Neues? — Mehr als zuviel, mehr, als der Jungfer Lieschen lieb ſein wird, brummte der alte Bär, und da überlief's mich eiszitterkalt, und ich ſchwankte, daß ich mich ans Fenſterbret halten mußte, und da war's auch, daß ich unverſehens den Milchtopf umwarf. Der Alte ſah, wie ich käſeweiß wurde, und ſagte: Nu, du wirſt ja, wie eine getünchte Wand. Einen ſchönen Gruß vom Herzallerliebſten!

„Das Wort gab mir das Leben wieder und ich konnte wieder Luft ſchöpfen, erſt war mir der Hals gerade wie zugeſchnürt. Iſt der Herr Hoelein wohl auf? fragte ich und zitterte.

„Iſt wohlauf, antwortete der Kreiſer, hat aber ein verfluchtiges Malheur gehabt geſtern Nacht, iſt ihm aufgepaßt worden und hat einen Kerl erſchoſſen, behauptet es wenigſtens ſteif und feſt, und doch iſt ſelbiger Kerl wie weggeblaſen.

„Wird ſich feſtgemacht haben, das iſt ſolcher Art ein Spaß, ſagte meine Mutter, und der Alte nickte und ſprach: Kenne ſolcher Stücklein genug, iſt mir ſelbſt vordeſſen einmal arrivirt, daß ich Leib und Leben drauf verſchworen, ich hätte einem Kerl eine auf die Platte gegeben, ich, ein erprobter Schütz und mit meiner guten Büchſe. Sehe den Kerl zwanzig oder dreißig Gänge vor mir niederſtürzen, ſeh' ihn liegen, kohlſchwarz, gehe ſtracks auf ihn zu. Wie ich hinkomme — was liegt da? Eine alte ſchwarze, halbverfaulte Brunnenröhre aus einer Suhle (Waldſümpfe, in denen das Wild ſich gern kühlt und wälzt), und weder ein Tropfen Blut, noch ein Kerl zu ſehen.

„Auf ſelbigen Bericht Konrad's wurde mir's wieder etwas wohl und leicht ums Herz, aber doch nicht lange; denn die Angſt kam wieder und ich dachte, wer einmal Einem aufpaßt, der paßt ihm auch mehrmal auf, und fiel mir eine Geſchichte ein, die der Heinz einmal ſelbſt erzählte, als ich bei ſeiner Mutter in der Spinnſtube war, davon uns Allen die Haare zu Berge ſtiegen. Nämlich in Gumpelſtadt, ein großes Dorf an der Eiſenacher Straße, Sie werden es kennen, Herr Hoelein, war ein Wildſchütz, Namens Kaiſer, der jagte faſt immer in dem Ruhler und Wilhelmsthaler Forſt, und hatte viele Debatten mit dem Wildmeiſter Heiſe in der Ruhl und mit deſſen Forſtgehülfen. Beſonders war er einem, Namens Witſch, ungeheuer auffäſſig. Einmal lauerte der Kaiſer dem Witſch auf und ſchoß ihm durch den Rock, ein andermal ſchoß er ihn in die Ferſe; denn ihn todtſchießen wollte er nicht, wiewohl er zehnmal gekonnt hätte, er wollte ihm immer nur einen Denkzettel anhängen. Aber der Forſtgehülfe lauerte dem Kaiſer fort und fort wieder auf, ohne ihm doch etwas anhaben zu können. Der Kaiſer goß ſich lauter Freikugeln, und wenn ſelbſt eine Freikugel auf ihn geſchoſſen wurde, ſo traf ſie nicht, weil Kaiſer durch ein Gegenmittel oder Zauberſprüchlein ihre Kraft lähmte. Er hörte jede Kugel, die nach ihm geſchoſſen werden ſollte, ſchon vorher ſauſen, ehe noch der Schuß fiel, und dann fing er ſie, mir nichts dir nichts, mit dem Hute auf. Alſo weil der Witſch nicht ruht, bis er den Kaiſer ins Unglück will gebracht haben, ſo zaubert der Wildſchütz ihn einmal feſt, daß er ſtehen muß und ſich nicht rühren und regen kann, bindet ihm die Hände und prügelt ihn gottesjämmerlich durch, wirft ihn nieder,

bindet ihm auch die Füße und läßt den armen Menſchen im Walde liegen. Da iſt er beinahe umgekommen vor Hunger, Durſt und Schmerzen, und da iſt eine Million Ameiſen gekommen und hat ihm die Hände und das Geſicht angefreſſen, bis ihn endlich Weiber, die dort ins Streuzeug gingen, elendiglich wimmern hörten und ihm Hülfe brachten; hätte beinah' den Verſtand darüber verloren; denken Sie ſich, Herr Hoelein, ohnmächtig daliegen, allem Ungeziefer und Geſchmeiß Preis gegeben."

„Entſetzlich!" rief Leopold aus, und es überlief ihn ein Prickeln, als wenn er an ſeinem Leibe ſchon die Ameiſen ſpürte.

„Nun wollte der Wildmeiſter mit aller Gewalt Rache nehmen an dem Kaiſer, rief ſeine Leute alle zuſammen, und ſtellte ein Scheinjagen an am hohen Kieſel, das iſt der mächtige Berg zwiſchen der Ruhl und Waldfiſch, wo der Kaiſer immer ſein Weſen hatte, und wo ſich nun allein gar kein Jägersburſch mehr hingetraute. Da ſollte der Kaiſer gefangen werden. Der Wildmeiſter hatte den Tagwächter in Gumpelſtadt beſtochen, daß der austragen und ihm die Meldung thun ſollte, wenn der Kaiſer zu Walde zöge. Da war nun der Tagwächter zum Wildmeiſter gekommen und hatte geſagt: Herr Heiſe, nächten hat dem Kaiſer ſein ſiebenjähriges Jüngchen ganz treuherzig den Kindern unter der Linde erzählt: Kenner, mi Voter hatt en Hoaſe geſchoſſen, der hat ſo wellgruſſe Hörner, daß er ihn ball nett duhrch de Kellerthür hat ko niner gebreng, on übermorn well hä wedder su en gruſſe Hoaſe ſchieß.

„Jetzt machte ſich der Wildmeiſter mit ſeinen Jägern am andern Tag in aller Früh auf die Beine und ſtellen ſich am Kieſel

an. Es dauert gar nicht lang, Pautz! da fällt ein Schuß. Der Kaiser war da und hat nach einem Rehbock geschossen, und wie dieser zusammenknickt und der Wildschütz dem Thiere den Genickfang geben will, wird er umringt, wehrt sich aber tüchtig und schießt erst noch einem Kreiser durch den Arm. Aber sie überwältigen ihn und schleppen ihn in die Ruhl, wo sie ihn festsetzen. Ja, das hatte gute Wege. Am andern Morgen hing ein Strohwisch im Gefängniß, und der Wilddieb war über alle Berge, wenigstens war er wieder über den hohen Kiesel und den Arnsberg herüber in unser Ländle. — Und sie haben ihm auch niemals etwas anhaben können, haben aber sein Portrait an einen hohen Schandpfahl, den man von Gumpelstadt aus sehen konnte, angenagelt, und manchmal nach selbigem Portrait geschossen."

„Das wird dem Wildschützen freilich nicht weh gethan haben!" lachte Hoelein, als Lieschen ihre Geschichte beendigt hatte; Lene trat in die Stube, in diesem Augenblicke hörte man das Blasen eines Postillons und das Rollen eines Wagens am Hause vorüber, und die Bewohnerinnen sahen durchs Fenster.

„Da sitzen ja zwei Feldjäger hinten auf!" bemerkte Frau Rockebach verwundert. „Und die Chaise hält am Wirthshaus, die Herren Haltunsfeste springen herunter! Jetzt steigt ein Herr aus. Alle Tausend! Ein Oberjäger! Was hat denn das zu bedeuten?"

„Kann's wohl denken," sagte Lene halblaut, für sich, nicht als Antwort auf der Mutter Rede, und alsbald war sie zur Stube hinaus, in dem Hof; durch eine Hinterthüre im Zaune wischend, lief sie eilig — zum Hause der Brüder Fuld.

Valentin bosselte im Hof an einem Vogelbauer. Lene rief ihn an: „Guten Abend, Valentin!“

„Schönen Dank, Schatzkasten! Was Neues?“ erwiederte er.

„Einen Sack voll Feldjäger — vorn am Wirthshaus. Mich treibt die Angst um Dich! Habt ihr gute Briefe?“

„Hast kranke Kartoffeln feil? Doch geh' her, hole Dir den Botenlohn! Einen Kuß!“

„Ei ja wohl! Hat überläng Zeit und steht gut! Ich hab' mein Gewissen verwahrt! Seht zu, ob ihr besteht in dem — Examen!“ rief Lene und wandte sich zum Gehen.

„Der Floh beißt mich nicht!“ lachte Valentin und ging ins Haus zum Bruder.

„Du — Heinz! Die Jägerei ist im Anzug!“

„Hoho! Was für eine?“

„Die Feldjägerei!“

„Sind Mäusjäger!“

„Warum? Wie so?“

„Weil sie immer Mäus' in Sack jagen wollen!“

„Gut geredt! Alles gut verwahrt?“

„Alles in bester Confusion.“

„Aber der Hund?“

„Ist ein Aas, er heulte und winselte zu viel, ich hab' ihn todtgeschlagen und in die Werra geworfen.“

„Schad' um das schöne Thier. Wir hätten einen guten Batzen daraus gelöst.“

„Wär' immer ein gefährlicher Handel gewesen. Ich dachte: Fort mit Schaden, und schlug ihn todt.“

„Und nun? Was geben wir an, wenn ſie kommen?“

„Geh' her, wir wollen ein Schnurps (ein Kartenſpiel) machen, und uns nicht bange ſein laſſen. Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht.“

Die Brüder Fuld ſetzten ſich hin, und begannen mit einander zu karten. —

Leopold Hoelein ſagte dem befreundeten Hauſe der Frau Rockebach Valet. Lieschen bat ihn dringend, bei ſeinen nächtlichen Gängen recht auf ſeiner Hut zu ſein, lieber niemals allein zu gehen. Er verſprach ihr das, und ſetzte lächelnd hinzu: „Für heute ſei nur ganz unbeſorgt. Ich denke, heute werden die, die mir von hier auflauern könnten, feſt ſitzen; auch ſind wir zu Dritt. Ich gehe mit dem Herrn Oberförſter und dem alten Konrad nach Hauſe. Behüt' Dich Gott!“

Leopold ging nach dem Wirthshauſe, wo die neuangekommenen Herren ſich ſogleich nach den obern Räumen begeben hatten; der Oberjäger und die beiden Unterjäger, und der Gerichtsdiener blieben unten und tranken erſt einmal, bevor ſie an die Ausführung ihres Amtes gingen Die Aſſeſſoren rückten ſich in der großen Stube einen Tiſch und Stühle zurecht, auf den ſie einige Actenhefte nebſt Papier legten, und der Kreisrichter rief nach Schreibzeug, Dinte, Feder und Streuſand, nebenbei noch einigen Krügen Bier nebſt Gläſern.

Die Stube, ſonſt der heitern Geſelligkeit gewidmet und nur dieſer dienend, wurde jetzt zum Tempel der ernſten Themis, der Göttin mit Schwert und Wage, doch der hellſehenden, nicht der blinden. Man könnte der Rechtspflege kein ſchlimmeres Compliment machen, als wenn man ſie blind nennen wollte.

„Die betheiligte Partei wird zugegen ſein," bemerkte der Richter, indem er den für ihn beſtimmten Stuhl einnahm. „Ich höre den alten Oberförſter lachen. Er wird einmal wieder ſeinen Jocus mit dem Poſthalter haben. Den ſollten wir eigentlich auch heraufcitiren, Spaßes halber — als Zeugen!"

„Würde wohl mit guten Späßen ins Zeug gehen," bemerkte der erſte Aſſeſſor, „aber für den Spaß iſt unſer Auftrag doch zu ernſt. Wir wollen ihn aber bitten, nachher unſer Abendeſſen zu theilen, damit wir an ſeinem heitern Humor eine Würze haben, ein Deſſert nach der Trockenheit unſers bevorſtehenden Verhörs."

„Wollen Sie die Güte haben," erſuchte der Richter den zweiten Aſſeſſor, „und den Herrn Oberförſter mit ſeinem Forſtgehülfen bitten, ſich zu uns herauf zu bemühen, ſo können wir ſogleich einige nöthige Vorfragen an ſie richten, und die Ausſagen zu Protocoll nehmen."

Der Oberförſter und Hoelein traten ein; letzterer brachte die Mütze und das Gewehr mit, die Beweismittel ſeines Abenteuers.

Die großen Maßregeln zum Einfangen des Verdächtigen, Umſtellen des Fuldiſchen Hauſes und der Ausgänge durch Gehöft und Garten mittelſt der Feldjäger, und was ſonſt in aller Stille geſchah, um die Verhaftung des Heinz Fuld eben ſo ſicher, als wichtig zu machen, erwieſen ſich als gänzlich überflüſſig; denn als der Oberjäger in die Stube trat, ſo ſaßen die Brüder Fuld ruhig am Tiſch, in Hemdärmeln, ihre Pfeifen im Mund, und karteten. Keine Miene der Ueberraſchung, als der Oberjäger die Verhaftung vollzog, kein Laut des Unwillens.

„Schnurps!" ſprach Heinz, und weiter kein Wort, warf die

Karten hin, nahm die Tabakspfeife aus dem Munde, ſtieg vom Stuhl auf und zog ſeine Jacke an.

„Bête!“ ſprach Valentin das bekannte Wort des Spielverluſtes eben ſo lakoniſch, und es blieb dem Oberjäger anheimgegeben, zu denken, Valentin kenne des Wortes Doppelſinn, und meine — ihn.

„Befehlen der Herr Oberjäger, daß ich auch mitgehe?“ fragte Valentin, während der Bruder ſich anzog, mit Ironie.

„Man wird Dich ſchon holen, wenn man Dich braucht,“ erhielt er zur Antwort. „Vorerſt wollen wir das Neſt ein wenig durchſuchen.“

„Da will ich gleich die Oelfunzel anzünden und den Herren leuchten,“ ſprach Valentin.

„Es wird euch ſchon geleuchtet werden!“ grollte der Oberjäger, und commandirte: „Marſch, vorwärts!“

Ein Feldjäger und der Gerichtsdiener brachten Heinz nach dem Wirthshaus, wo das Verhör begann, während hier die Männer der Gewalt eine Hausſuchung vollzogen.

Heinz Fuld war ſo unſchuldig wie das Kind im Mutterleibe. Er hatte nie gewildert, er war nie mit Gewehr im Walde geweſen, er beſaß gar kein Gewehr, er begriff gar nicht, was man von ihm wolle und weßhalb man ihn feſtnehme? Die Mütze war nicht ſein, ebenſowenig das Diebsgewehr. Herrn Hoelein kannte er weiter nicht, als von einer neulichen Begegnung im Dorfe und im Gaſthaus her, wo es bloß zu einer kleinen unangenehmen Berührung zwiſchen ihnen gekommen, die ihm, dem Heinz Fuld, ſehr weh gethan.

„Zieh' Er einmal seine Jacke aus!" befahl der Richter. „Und auch die Weste! Lasse Er uns einmal seine Brust sehen."

„Verschonen Sie mich damit, Herr Kreisrichter," bat Fuld. „Ich habe gar ein wildböses Fleck. Es thut mir garstig weh!"

„Aha! der faule Fleck! Herunter mit den Kleidern!" rief der Richter und winkte dem Gerichtsdiener. „Ich ließe den Herrn Chirurgen ersuchen, sich zu uns zu bemühen! Eigentlich müßte es der Amtschirurg thun, indeß, da dieser nicht hier zur Stelle, wird es auch so genügen."

Der Chirurg war gleich zur Hand, er befand sich noch im Wirthshaus auf der Kegelbahn, trat mit großer lächerlicher und mit Absicht übertriebener Höflichkeit in das Zimmer, und sprach: „Gehorsamer Diener, meine Herren! Eben hab' ich eine Schur gemacht. (Kegelspieltechnik: wenn alle Kegel fallen und nur der König stehen bleibt, zählt statt 8: — 12.) Kann ich hier auch dienen?"

Der Richter verstand die heimliche Malice dieses Wortspiels gleich, und erwiederte trocken: „Wir haben Sie nicht Scheerens wegen hierher berufen. Sie sollen die Besichtigung einer angeblichen bösen Stelle dieses Burschen vornehmen und Ihr Urtheil als Chirurgus zu Protocoll geben."

„Ihnen zu dienen," erwiederte der Chirurg. „Mein Physicum raportum wird kurz sein. Den armen Kerl hat ein Ochs gestoßen!"

„Ja, ein Ochs hat mich gestoßen!" nahm sogleich Heinz Fuld das Wort. „Ich hätte, weiß Gott, den Tod davon haben können, gerad' aufs Herz drauf. Und nachher ist das Fleck schwürig geworden, und da hab' ich Pflaster —"

„Er ſchweigt, bis Er gefragt wird, und läßt die Wunde beſichtigen!“ unterbrach und gebot der Richter.

Hoelein wurde zornroth über des Gefangenen ſehr bezügliche und anzügliche Rede, zumal der Oberförſter nicht unterdrücken konnte, die nahe genug gelegte Deutung mit dem Gemurmel zu dolmetſchen: „Verfluchter Ausjäger, wenn Dir doch der Ochs das Herzblatt abgeſtoßen hätte!“

Die wunde Stelle des Gefangenen zeigte nach Abnahme des Pflaſters auf der linken Bruſt einen Fleck von der Größe eines Kronenthalers, welcher alle Farbentöne einer äußerſt heftigen Confuſion ſpielte, und vom Blauen und Gelben in das Grüne hinüber wechſelte. In der Mitte war eine nicht große, ganz flache wunde Stelle, welche bereits in der Heilung begriffen war.

„Wann empfingſt Du den angeblichen Stoß?“ fragte der Richter, worauf ſich der Gefangene erſt ein wenig beſann, und dann einen Tag angab, der keineswegs mit jenem Tag übereinſtimmte, an welchem der Vorfall im Walde über der Winde ſich ereignet hatte. Erſt ein paar Tage ſpäter hatte Heinz Fuld dem Chirurgen ſeinen Schaden geklagt, und war von dieſem mit äußerlichen Heilmitteln verſehen worden.

Es war trotz dieſes ſehr verdächtigen Indiciums noch nichts bewieſen; denn Heinz beharrte bei ſeiner Ausſage, und benahm ſich ruhig und ſchlicht, wie ein Mann des guten Gewiſſens.

Plötzlich änderte ſich die Scene.

Der Oberjäger trat ein und brachte einige Fundſtücke, Ergebniſſe der Hausſuchung, zunächſt eine Jacke und eine Weſte, welche an auf einander paſſender Stelle eine Verletzung zeigten, und

ebenſo ein Hemd. Aber alle beſchädigten Stellen waren mit Läppchen beſetzt und zugenäht.

„Wem gehören dieſe Kleidungsſtücke?“ fragte der Richter.

„Mein!“ antwortete Heinz. „Ich hatte ſie an, als der dumme Ochs mich ſtieß, das Horn drang durch bis auf die Rippen.“

„Wer hat die Kleider ausgebeſſert?“

„Mit Verlaub, ich ſelbſt! Ich ſchneidere ein wenig!“ antwortete Heinz mit einem liſtigen Lächeln.

„Daß Dich der Ratz biſſe!“ murrte der Oberförſter. „Der Kerl hat's hinter den Ohren. Schneidere Du und der Teufel!“

„Die Sechsender ſind jetzt freilich häufiger als die Sechzehnender!“ ſpöttelte der Chirurg gegen den Oberförſter, mit Bezug darauf, daß in der Jägerſprache ein Sechsender und ſonſtiger geringer Hirſch — Schneider heißt.

„Hier iſt noch was — Nummer Eins — Nummer Zwei“ — ſagte der Oberjäger, und legte die Einzeltheile einer zerlegbaren Wildſchützenbüchſe von höchſter Einfachheit auf den Tiſch. Der Lauf war ohne Schaft und braun lackirt, ſo daß er ausſah wie ein Spazierſtock. Der Kolben mit dem ſchlichten Percuſſionsſchloß war abgeſchraubt, gerade wie bei dem bereits vorliegenden Gewehr.

„Einfach und doch ſimpel!“ bemerkte der Chirurg ſpöttiſch.

„Sie können abtreten, Herr Chirurgus! Ich danke für Ihr ſehr weiſes Visum repertum,“ ſagte der Richter zum Manne des Bartmeſſers, und derſelbe befolgte den Wink auf der Stelle. Mit höhniſchem Lächeln ſich verbeugend, ſchied er mit den Worten: „Ich empfehle mich allerſeits ganz gehorſamſt, meine Herren, und wünſche fernerweite gute Verrichtung.“

Heinz Fuld wurde noch lang und viel, ernſt und ſtreng befragt, er wußte von nichts; er hatte in ſeinem Leben ſo ein närriſches Ding, wie das vorliegende Gewehr war, nie geſehen, und äußerte darüber naiv: „Das Ding hat ja keinen Ladſtock, wie ſoll man denn damit zurechtkommen?“

Außer dieſem Gewehr, das in der Scheuer verſteckt gefunden worden war, und den Kleidern, hatte ſich nichts Verdächtiges in der Wohnung der Brüder Fuld auffinden laſſen. Kein Wild im Keller, kein Blei, kein Pulver, und Heinz Fuld läugnete, wie auch ſein Bruder gegen die Feldjäger gethan, alle Kenntniß und alle Wiſſenſchaft davon, wie das Gewehr in ihre Scheuer, wo es ſich verſteckt gefunden hatte, gekommen ſei, gänzlich ab.

Der Richter ließ den Gefangenen in Gewahrſam bringen und das Protocoll ſchließen; er entließ die Betheiligten und ſagte zu ſeinen Begleitern:

„Wichtige, augenſcheinliche Indicien, dringender Verdachtsgrund, aber doch nicht ausweiſende Beweiſe, wenn der Kerl auf ſeinem Läugnen beharrt und ihn die Haft nicht mürb macht, wird er laufen gelaſſen.“

„Und deßhalb, daß er nicht erſchoſſen worden iſt, kann man ihn auch nicht hart beſtrafen!“ ſcherzte der eine Aſſeſſor.

„So geht es meiſtens mit dem Geſindel,“ gab der Oberjäger in das Geſpräch. „Wir ſind geplagt bei Tag und Nacht im ſchweren Dienſt, und mit Lebensgefahr, und nehmen wir einmal ein Neſt aus, oder thun einen Fang, alsbald lügen ſich die Hunde durch, oder ſind, wenn ſie ja ein Bischen in der Strafanſtalt gebrummt haben, noch loſer als zuvor.“

„Meine Herren, wir wollen einmal trinken!“ ſchlug der Richter vor, und begann einzuſchenken.

„Und dann zu Tiſche gehen!“ ſetzte der erſte Aſſeſſor hinzu.

„Ich will den Oberförſter und den Poſthalter bitten, daß ſie uns Geſellſchaft leiſten!“ ſprach der zweite Aſſeſſor und ging hinunter.

„Ich wette darauf,“ nahm der Richter zum erſten Aſſeſſor das Wort: „der Bartkratzer hat dem Fuld erſt die Rede eingeblaſen, daß ihn ein Ochs geſtoßen habe.“

„Hab's wohl gemerkt, wie er dem Fuld das Stichwort gab. Hat mir großen Spaß gemacht,“ erwiederte der Angeredete. „Die Jägerei ärgerte ſich, auf die war's gemünzt.“

„Der Chirurg iſt gar nicht ſo albern, als ihn Manche dafür anſehen! Er ſtichelt gern und führt eine ſcharfe Lanzette —“

„Im Maul; aber, meine Herren, zu Tiſche! Das viele Reden macht durſtig. Laſſen Sie doch den Wein, den wir mitgebracht haben, ein wenig in kaltes Waſſer ſtellen, wenn es nicht bereits geſchehen iſt.“

Die Gerichtsſitzung war aufgehoben.

Und es iſt nicht immer nöthig, daß ſich die Tugend erſt dann zu Tiſche ſetze, wenn ſich das Laſter erbricht, wie Schiller ſagt. Das Laſter hat in der Regel einen guten Magen, es erbricht ſich nicht ſo leicht. Da könnte die Tugend manchen langen Faſttag halten.

Heinz Fuld ſaß einige Monate in der Frohnfeſte zu Salzungen, er blieb aber ungeſtändig; geſchoſſen zu haben, läugnete er, geſchoſſen worden zu ſein, gleichfalls; er fußte feſt und beharrlich auf ſeiner Ausſage, daß ihn ein Ochſe geſtoßen; Zeugen waren keine vorhanden. Er mußte endlich freigelaſſen werden, war durch ſeine Haft geſtraft, wenn er wirklich jener nächtliche Schütze geweſen, und lebt jetzt wieder ruhig in ſeiner Heimath. Heimlich wird ihm nachgeſagt, er eſſe mehr Wildpret, als mancher Förſter. Das will freilich viel heißen, und wir können es weder glauben, noch beweiſen. Daß Heinz Fuld aber ſchußfeſt ſei, glaubt jetzt vollends das ganze Dorf, mit Ausnahme des Poſthalters und des Chirurgen, des Pfarrers und des Schullehrers; die glauben nicht an ſolche Narretheien. Und ein merkwürdig geheimnißvoller Fall bleibt es immer, daß die Kugel dem Geſchoſſenen nicht durch und durch fuhr, daß ſie ſich auf ſeinem Herzen platt drückte. Der muß ein hartes Herz haben, an dem eine Birſchbüchſenkugel abprallt, wenn es ſonſt mit rechten Dingen zugeht.

Tief in einem Walde des Großherzoglich Sachſen-Weimariſchen Oberlandes ſteht in heiterer Umgebung ein freundliches Forſthaus. Durch den Wald gehen breite Lichtungen, wie Strahlen eines Sternes, und durch jede bietet ſich eine von der andern verſchiedene maleriſche Fernſicht. Ein Brunnen, deſſen Waſſer einen kleinen Forellenteich ſpeiſt, befindet ſich im Hofe. Ein Gärtchen umſchließt von drei Seiten das nette Haus. In einem Gehege äſet ſich in friedlicher Ruhe ein ſtarkes Rudel Damwild, dazwiſchen ſtreifen ſcheue Faſanen mit Unruhe durch die Gebüſche.

Alles athmet hier ſchönen idylliſchen Waldfrieden. Finken

und Droſſeln jubeln ihre Lieder, die Goldamſel grüßt mit ihrem Hidahaia das Morgenroth. Aber wo ſind die Bewohner dieſes lieblichen Aſyles? Innen iſt Alles ſo nett und neu und ſauber. Ueber den Eingangs- und Zimmerthüren hängen friſche Kranzgewinde. Selbſt das Hirſchgeweih auf dem Hauſe iſt grün umlaubt. Und im Hofe, am Thorgatter der Umzäunung, die den Hof einſchließt, ſtehen zwei Maien, von denen bunte Bänder flattern, verbunden durch ein ſtarkes Laubgewinde, das eine leichte Tafel erblicken läßt, auf welcher die Worte ſtehen:

Willkommen im Grünen!

In derſelben geräumigen Stube, im Wirthshaus zu Schwallungen, welche vor längerer Zeit der ernſten Themis als Tempel gedient hatte, wenn es erlaubt iſt, ſich eines ſolchen perückenhaften Ausdrucks zu bedienen, ſtand an einem ſchönen Frühlingstage ein Tiſch mit zahlreichen Gedecken, im Hauſe ſelbſt war rührige Bewegung.

Vor dem Hauſe war neugieriges Volk verſammelt.

„Jetzt kommen ſie! jetzt kommen ſie!“ rief es durcheinander. Von der Kirche her erſcholl die ländliche Muſik der Virtuoſen des Ortes, es wurde ein muntrer Marſch geblaſen.

Siehe da, ein Brautzug!

Das holde, geſchmückte Bräutchen führt Herr Oberförſter Artmann aus der Zillbach; man denke! Den ſchmucken Bräutigam, in der Uniform eines Großherzoglich Sachſen-Weimariſchen Unterförſters, führt als Brautjungfer ein blühendes Mädchen, die Schweſter der Braut, und die Mutter der Braut, ſeine Ver-

wandte, führt der alte Hörſchelmann; Beide haben ſich ſtattlich angethan.

Einige Hochzeitsgäſte folgen, unter ihnen der Herr Poſthalter; die Muſik tritt am Wirthshaus zur Seite, herzhaft aufſpielend, den Zug an ſich vorüber laſſend, die Treppe hinauf.

Welch froh belebtes Hochzeitsmahl im Gaſthaus zu Schwallungen! Welche luſtigen Toaſte! Und auf allen Geſichtern der Ausdruck heiterer Zufriedenheit, ſeligen Glückes, wie die Lebensengel Liebe und Freundſchaft ſolches guten Menſchen bereiten.

„Waidmannsheil und Jägerzauber!“ rief zum Anklingen auffordernd der alte Kreiſer, und ſetzte erläuternd hinzu: „An den Jägerzauber hat Herr Förſter Hoelein immer nicht glauben wollen. Nun ſehen Sie doch, mein Herr Bräutigam, daß die Alten (mit einem Blick auf den Oberförſter) auch noch was können!“

Hoelein verſtand den Wink, er hob ſein Glas und rief:

„Unſer väterlicher Freund, Herr Oberförſter Artmann, durch deſſen gütige und liebevolle Verwendung bei Seiner K. Hoheit, unſerm allergnädigſten Großherzog und Herrn ich ſo unerwartet bald die Förſterſtelle bekam und mein Lebensglück begründen konnte, — er lebe hoch!“

Alle klangen fröhlich an, und der Oberförſter rief gerührt und herzlich:

„Ich danke, ich danke, Kinder! Auf daß es euch immerdar wohl gehe! Vergeßt den alten Waidgeſellen in der Zillbach nicht!“

„Der guten Mutter! Der lieben Schweſter!“ rief der Bräutigam. „Lenchen, mach' es uns bald nach!“

„Mit dem Valentin?“ fragte mit gutmüthigem Spott der Posthalter die hoch erröthende Brautschwester.

„Ei ja wohl, den möcht' ich noch!“ erwiederte sie mit scherzhaftem Verdruß. „Selbige Verbindung ist aus dem Leim gegangen.“

„Ist's der nicht, ist's ein Andrer, Besserer; ich hätte so niemals Ja und Amen dazu gesagt, wenn ich nämlich was zu sagen gehabt hätte,“ äußerte Hörschelmann.

„Möcht' auch eine Gesundheit ausbringen,“ sprach mit heiterer, spottlustiger Miene der Posthalter: „muß aber zuvor die Bedingung stellen, daß die hier versammelte edle Jägerei mich nicht zur Thüre hinaus und zur Treppe hinab wirft, als welches sehr auffallend sein würde.“

„Nur heraus, immer heraus!“ rief der Oberförster, vom Wein angeregt, den die guten fetten Karpfen aus den Kralacher Teichen schon in ziemlicher Menge verlangt hatten, um schwimmen zu können. „Ich bin ein Waldfürst; ich gebe Gedankenfreiheit, Redefreiheit, Preßfreiheit, was Ihr wollt!“

„Die Wildschützen sollen leben!“ rief der Posthalter.

„Dacht' ich's doch, daß so was herauskommen würde! Daß dich der Natz bisse!“ polterte der Oberförster. „Meinetwegen! leben sollen sie, nur nicht in meinem Reviere!“

„Leben sollen sie!“ rief Hoelein: „wenn hilft ihre Tücke dem Jäger zum Glücke!“

„Leben?“ fragte der alte Hörschelmann brummig: „die Ausjäger? O ja! Sie sollen leben — im Zuchthaus!“

Ein Wildpretbraten von sehr beträchtlicher Größe ward aufgetragen und vor den Oberförster gesetzt. Dieser zog sein Taschen-

meſſer mit dem Feuerſtahl, tippte mit der Spitze des Tranchirmeſſers, bevor er es ſtrich, auf den Braten, und ſagte mit einem freudeglänzenden Blick auf den Poſthalter: „Seht, Amice! das iſt ein Feiſthirſch, und aus meiner Eiſenbahn, den hab' ich geſchoſſen, da müſſen ſich die Grashirſche doch verkriechen, die uns hier hüben heimlich geſchoſſen werden.“

„O, die verkriechen ſich ſchon!“ erwiederte der Poſthalter lachend, und machte die Geberde vom Mund nach dem Magen.

„Ja, ja,“ erwiederte der Oberförſter, indem er kunſtgerecht anſchnitt: „wie damals derſelbige; deßwegen laßt Ihr auch die Wildſchützen leben! O Spiegelberg!“

„Na, nur ruhig, ich meine nur, ohne einen Wildſchützen hätten wir heute hier keine Hochzeit gefeiert,“ vertheidigte ſich der Poſthalter: „doch war's wohl gethan, daß unſer neuer Herr Förſter damals nicht lange mehr in das dieſſeitige Revier die Jagdfolge üben konnte, ſondern in Zeiten veranlaßt wurde, ſeinen Stand zu wechſeln.“

„Hätt' ſonſt eine abſonderliche Folgekeule abſetzen können,“ ergänzte Hörſchelmann: „die übler geſchmeckt haben würde, als dieſer gottgeſegnete Blumenziemer, der uns allerſeits wohl bekommen wird.“

Als das Hochzeitsmahl zu Ende war, fuhr eine Extrapoſtkutſche vor das Haus der Frau Rockebach. Ein herzlicher, gerührter Abſchied von Allen. Wie Hoelein ſein Bräutchen und die Schweſter, die das junge Paar auf eine Zeitlang begleiten ſollte, in den Wagen gehoben hatte, und ſelbſt einſteigen wollte, ſtrich der Chirurg vorüber und rief:

„Gratulire, gratulire! Zwei Feldhühner auf einen Schuß! Wer doch Glück hat! Rechtes Jägerglück!“

„Ja, wer das hat, ſchießt keine Geisböcke!“ rief der alte Hörſchelmann, der neben dem Wagen ſtand, jenem, ſtatt Hoelein's, eine ſpöttiſche Antwort zu.

„Wenn ich Euch nur ein Pflaſter auf das loſe Maul legen dürfte, Alter!“ entgegnete der Chirurg.

„Kugelpflaſter, gelt?“ fragte Hörſchelmann.

„Ochſenkrautspflaſter!“ (für Oxycroceum) verſetzte der Chirurg beziehungsreich, und eilte vorüber.

Der Poſtillon blies, die Chaiſe fuhr von dannen.

In jener traulichen Unterförſterei, Hoelein's künftigem Wohnſitze, von freundlichen Menſchen herzlich empfangen, küßte beim Eintritt der junge Mann ſein holdes Frauchen mit Innigkeit, und ſprach die Worte der Schrifttafel zwiſchen den Maien nach: „Willkommen im Grünen! Hier ſoll ſteter Jägerzauber uns umgeben!“

„Unſer Jägerzauber ſoll die innige Liebe ſein!“ antwortete Lieschen mit einem ſüßen Kuß: „und unſern Eingang ſegne Gott!“

Schwarz und Weiß.

Erzählung aus dem Farmerleben Miſſouris

von

Friedrich Gerſtäcker.

Weit aus dem fernen Weſten, da wo die eisgekrönten Berge ihre zackigen Kuppen in einander drängen und zweien Meeren, dem Atlantiſchen wie dem ſtillen Ocean die ſchäumenden Quellen zuſenden; weit von daher, wo er ſich ſeine rauhe Bahn durch die entſetzlichſten Felsmaſſen bricht, die er entweder mit ſtarkem Arm zerreißt, oder ſich im tollkühnen Satz hinüberſchwingt, um nachher, wie ob des gelungenen Wageſtücks, meilenlang weiter zu tanzen und zu ſprudeln, — kommt der gewaltige Miſſouri herab, „der ſchmutzige Strom," wie ihn der Indianer des Raubes wegen nennt, den er an ſeinem eigenen Ufer vollführt, oder der „brüllende Strom" (roaring river), wie ihn erſtaunt der Weiße taufte, als er da zuerſt ſein Bett erblickte, wo er Fall nach Fall, dem verfolgten Panther gleich, aus den Gebirgsſchluchten ſprang, und erſt dort ſtill und geräuſchlos ſeine Bahn vollendete, als er das ſchützende Dickicht der Niederung erreicht hatte und nun zwiſchen den rieſigen Stämmen des Urwaldes hin, dem ſtarken Bruder, dem Miſſiſſippi, in die Arme glitt.

Dort nun, wo in dem Schatten der Eichen und Hickorys der wilde Wein ſeine mächtigen Ranken von Zweig zu Zweig ſchlang und in zähen Armen die ſtattlichen Bäume verband, während mit zwar prunkenderem Aeußeren, mit bunter ſchimmernden Blüthen

und saftigeren Blättern, andere Schlingpflanzen ebenfalls hinaufstrebten zu den starken Aesten und sich ihnen liebend anzuschmiegen schienen, indeß doch Gift in ihren Adern floß und sie nur Macht zu bekommen suchten, das wackere Holz fest, fest zu umklammern und ihm Licht und Luft zu rauben, daß es endlich in ihrem Griff erstickte, verdorrte, — dort, in dem fast noch unentweihten Heiligthume, stand ein kleines, roh aufgebautes Blockhaus mit breitmächtigem, aus Lehm errichteten Kamine, die Nordseite dicht an den dunkeln Wald geschmiegt, dessen ungeheuere Wipfel hoch über das niedere Dach emporragten, an den drei anderen Seiten aber durch ein wahres Chaos gefällter Bäume, hoch aufgestapelten Busch- oder Oberholzes, abgeschlagener Stämme und knorriger, sich weit umher spreizender Aeste im wahren Sinne des Wortes verpallisadirt.

Der Eigenthümer dieses Platzes mußte augenscheinlich erst seit kurzer Zeit hierher gezogen sein und die Urbarmachung des Bodens begonnen haben, was auch noch überdieß ein dicht am Hause stehender, mit Leinwand bespannter Wagen bewies, der wohl, nebst einem nicht sehr weit von ihm entfernten Karren, sämmtliche Habseligkeiten des Farmers in dessen neue Waldheimath eingeführt hatte.

Die Sonne schimmerte eben noch mit ihrem rothen Glutenlicht durch die Wipfel der Bäume, als sich ein Reiter, auf kleinem indianischen Poney, einem schmalen Kuhpfad folgend, dem Platze näherte und endlich gerade da die Lichtung erreichte, wo Stämme und Aeste am tollsten umhergestreut lagen. Wenige Secunden hielt er auch wirklich sein schnaubendes Pferd an, und schien sich

in den Steigbügeln hoch emporrichtend, nach irgend einer Oeffnung zu suchen, durch die er in diese Holzmasse eindringen und das Haus erreichen könnte. Der Wunsch mochte aber wohl unerfüllt bleiben; denn, einen leisen Fluch ausstoßend, preßte er seinem Thier den einen bespornten Haken in die Flanke und setzte über die ersten, ihm den Weg versperrenden Klötze hinweg.

Das kleine muntere Pferd sah auch bald, was sein Herr eigentlich beabsichtige, und daran gewohnt, Hindernisse zu beseitigen, die bei fortwährendem Reiten im Walde fast stündlich vorkommen, wand es sich mit wirklich bewundernswerther Geschicklichkeit immer näher und näher dem Hause zu, hier einen Stamm überspringend, dort vorsichtig durch wild umher gestreute und zersplitterte Aeste dahinschreitend, bis es sich plötzlich, nach einem besonders kühnen Satz über, oder vielmehr durch den Wipfel einer gefällten Eiche, so von allen Seiten eingezwängt und von wirklich unübersteiglichen Hindernissen umgeben sah, daß es ruhig stehen blieb und, in der festen Ueberzeugung, sein Aeußerstes gethan zu haben, ganz geduldig erwartete, was jetzt der Reiter beschließen würde, der doch eigentlich auch bei der Sache interessirt war.

Dieser aber blickte vergebens nach einem Ausweg umher und that endlich das, was er von allem Anfang an hätte thun sollen, er rief das Haus an, und zwar mit einem kräftigen, weit hinausschallenden „Halloh!", was augenblicklich im ohrzerreißenden Chor von zehn bis zwölf Rüden bellend und heulend beantwortet wurde.

Gleich darauf öffnete sich die Bretterthüre, auf deren Schwelle eine schlanke, schon etwas ältliche Matrone erschien, die rings

nach dem Rufenden, freilich vergeblich, umherſchaute, während jetzt die durch den Anblick der Herrin immer noch mehr gereizten Hunde einen ſo fürchterlichen Lärm erhoben, daß er für kurze Zeit jeden andern Laut vollkommen übertäubte.

„Ruhig, Muſe, ruhig, nieder mit dir, Watch, willſt du ſtill ſein, Deik; Hunde, ihr bringt Einen noch zur Verzweiflung, ruhig da, hört ihr denn nicht!“ rief die Frau, die Meute beſchwichtigend, die ſich denn auch endlich zufrieden geben wollte, als ein zweites: „Halloh the house!“ ihren Grimm aufs Neue erregte, der jetzt gar keine Grenzen mehr zu kennen ſchien.

Die Geduld der guten Frau mochte nun aber auch wohl ihr Ende erreicht haben; denn einen zum Trinkbecher ausgeſchnittenen großen Flaſchenkürbiß ergreifend, der in dem vollen, auf einem Geſims vor der Thüre ſtehenden Eimer ſchwamm, goß ſie die klare, kalte Fluth über die Tobenden aus, die nun heulend und kläffend auseinander ſtoben.

Zum dritten Mal rief jetzt, dieſen Augenblick der Ruhe benutzend, die Stimme ihr immer ungeduldiger werdendes „Halloh!“ herüber, und nun erſt ward die Matrone den Reiter gewahr, deſſen Kopf nur wenig über das ihn umgebende Buſchwerk hervorragte.

„Mr. Hennigs, ſind Sie das?“ rief ſie lachend, als ſie die Lage des jungen Mannes errieth, „wie, um Chriſti willen, haben Sie ſich denn da hinein verloren?“

„Verloren?“ rief dieſer in komiſcher Verzweiflung, „ich möchte wirklich wiſſen, wie ich mich hier verlieren ſollte; ich ſitze ſo feſt, wie der Wolf in der Falle. Wo zum Henker iſt denn

der Eingang zu Ihrem Haus? ich bin hier zwar auf dem Fußweg, er ſcheint aber nicht ſehr begangen."

„Sie hätten um die Lichtung herum, durch den Wald reiten müſſen," entgegnete die Frau, „mein Mann hat hier Bäume gefällt."

„Ja, das läßt ſich nicht läugnen," lachte der Reiter, „die Beweiſe liegen zur Hand."

„Bleiben Sie nur da halten, Mr. Hennigs," rief jetzt eine kichernde Mädchenſtimme hinter der alten Dame vor, und dicht neben ihr ließen ſich in dieſem Augenblick zwei allerliebſte Köpfchen ſehen, die neugierig die Lage des jungen Mannes erſpähen wollten, „bleiben Sie nur da halten; Vater hat geſagt, daß er im Lauf der nächſten Woche das ganze Holz wegräumen will, und dann wird der Fußweg wieder frei."

„Danke, Sally, danke!" rief Hennigs lachend, „die Zeit möchte mir aber doch lang werden, wenn ich Ihre liebe Stimme immer ſo ganz in der Nähe hören müßte und nicht hinüber könnte. Nein, mag mein Poney ſehen, wie es allein heraus kommt; ich will's ihm leichter machen!" Und damit ſprang er vom Pferd, ſchnallte Sattel und Zaum ab, hing ſich beides über die Schulter und kletterte nun, wenn auch nicht ohne bedeutende Anſtrengung, dem kaum ſechzig Schritt entfernten Hauſe zu.

Das Poney blieb im Anfang, als es ſich ſo von ſeinem Herrn verlaſſen ſah, ruhig ſtehen, und ſpitzte nur ſehr bedeutend die kleinen Ohren; als es jedoch fand, wie ſich die Sache eigentlich verhielt, und den Trog witterte, an dem es gefüttert zu werden hoffte, warf es den Kopf in die Höhe, wieherte ein paar Mal

hell auf, und flog dann, da es jetzt durch keine Last mehr zurückgehalten wurde, mit kühnen Sätzen über Stamm und Busch hinweg, bis es schnaubend und mit den Hinterbeinen wild nach den hier auf es einstürmenden Hunden schlagend, vor der Thüre der Hütte hielt, und dort seinen jetzt ebenfalls herankeuchenden Herrn freudig begrüßte.

Dieser aber warf freudig Sattel und Zaum nieder, sprang schnell die aus über einander gelegten Klötzen bestehenden Stufen hinauf ins Haus und rief hier, die Hände der Frauen ergreifend und herzlich schüttelnd:

„Wie geht's, Mrs. Draper, wie geht's, Sally, und Lucy, Ihre Hand, Alle wohl? seh'n wenigstens Alle ferngesund aus; doch — wo ist der Alte?"

„Vater ist noch draußen im Wald, er sucht die Pferde," entgegnete, nach der kurzen Begrüßung, Sally, das jüngste der beiden Mädchen, die etwa siebenzehn und neunzehn Jahre zählen mochten.

„Haben Sie gar keine Spuren im Wald gesehen?" frug die Matrone, während sie ihr großes Baumwollenspinnrad in die Ecke schob und die Kohlen im Kamine mit dem langen Schürstecken zu neuer Glut aufschüttelte.

„Sie müssen heute Morgen aus den Hügeln herunter gekommen sein," meinte Hennigs, „am Bach wenigstens waren die Fährten, und wenn ich nicht irre, so habe ich auch gleich oben über dem Kreuzweg die Schelle gehört."

„Ah, dann findet sie Vater gewiß nicht," rief Sally lebhaft aus, „er wollte an Petters Creek hinauf und von da an links in das Thal hinüber suchen."

„Nein, er iſt wohl ſchon auf den Spuren," entgegnete der junge Mann; „denn im weichen Quellboden ſah ich deutlich die Abdrücke eines Schuhes."

„Vater trägt heute ſeine Mocaſſins," ſagte Lucy, „das muß Jemand Anderes geweſen ſein."

„Dann allerdings; aber wer will denn die Pferde brauchen? iſt ein Tanz irgendwo? es ſcheint Sie ja Alle ungemein zu intereſſiren, ob der Vater die Pferde findet, oder nicht."

„Tanz? pfui, Mr. Hennigs, ich dächte doch, Sie wüßten, daß wir nicht tanzen," erwiederte ihm, etwas pikirt, die Matrone.

„Ach, alle Wetter, ja, ich habe davon gehört, Sie hätten ſich der „Kirche" angeſchloſſen und wären „religiös" geworden; Vater auch?"

„Noch nicht," entgegnete, mit einem tiefheraufgeholten Seufzer, Mrs. Draper, „wir wollen aber morgen früh zur Campmeeting, und davon hoffe ich das Beſte: der liebe Gott wird ihn ja wohl erleuchten, daß er den rechten Weg findet."

„Das wird er, das wird er, Mrs. Draper, ob aber auf ſolche Art, bezweifle ich faſt; der alte Herr trinkt gern ſein Gläschen, und wenn ihm einmal etwas in die Quere kommt, ih nun, dann flucht er auch wohl ein Bischen, und ich glaube kaum, daß er ſich das ſo leicht abgewöhnen wird. Wozu braucht er aber auch wirklich zu einer „Kirche" zu gehören? 's iſt ſo ein herzensguter alter Mann, wie nur je Einer ſeine Sohlen in den Miſſouri-Bottom drückte, er thut ja keinem Menſchen etwas zu Leide."

„Wir ſind Alle Sünder, Mr. Hennigs," ſagte die alte Dame ſehr ernſt, „und mein armer Mann beſonders, er ſchwört und

flucht, genießt geiſtige Getränke, und hat neulich den reiſenden Prediger, der bei uns übernachtete und die Gebete las, einen Hypokryten genannt, ja ſogar gelogen, als er während des Gebetes aufſtand und, Naſenbluten vorſchützend, das Haus ſchnell verließ; ich habe ſpäter das Tuch unterſucht, es war nicht ein einziger Blutfleck darin, und der arme Fremde wartete eine volle halbe Stunde mit dem Gebet, ehe er fortfuhr, damit der böſe Menſch keinen Vers des heiligen Wortes verſäumte."

Hennigs lachte laut auf.

„Der arme Draper; alſo half ihm ſeine kleine Nothlüge nicht einmal?"

„Kleine Nothlüge, Mr. Hennigs?" ſagte die Matrone mit größerer Strenge, als ſie es ſonſt wohl gewohnt war, „Sie reden da recht böſe, recht unendlich böſe Worte; abgeſehen davon, daß der Augenblick, wo er ſich mit ſeinem Gott beſchäftigen ſollte, keine Nothlüge zuließ, ſo gibt es gar keine Nothlügen; es darf Nichts in der Welt einen frommen Menſchen zu einer Lüge bewegen, nicht einmal die Noth; denn das Herz, was nicht wahr und treu iſt, kann dem Herrn kein wohlgefälliges Opfer bringen."

„Aber beſte Mrs. Draper," entgegnete ihr Hennigs, „Sie werden mir doch gewiß zugeben, daß es Fälle im menſchlichen Leben gibt, wo eine Nothlüge nicht allein keine Sünde, ſondern ſogar gut und —"

„Nein, das gebe ich Ihnen nicht zu," unterbrach ihn die Matrone ſchnell, „das kann ich Ihnen nicht zugeben, und ſchon ein ſolcher Gedanke iſt Unrecht."

„Wenn aber nun zum Beiſpiel Ihr Mann, oder eines von

Ihren Kindern recht lebensgefährlich krank wäre," demonſtrirte Hennigs, „und wenn Sie nun wüßten, daß jede Aufregung für ſie oder ihn die traurigſten, nachtheiligſten Folgen haben könnte, würden Sie da nicht, wenn nun etwa ein lieber Freund des Kranken eben geſtorben wäre und er darnach früge, ihm den Todesfall verheimlichen? würden Sie da nicht lieber zu einer Nothlüge Ihre Zuflucht nehmen, ehe Sie das Ihnen theure Leben aufs Spiel ſetzten?"

„Mr. Hennigs, Sie bauen da eine ganze Menge von Vorausſetzungen zuſammen, um nur eine, Ihren Anſichten günſtige Antwort zu hören. Das ſind die Fallſtricke, die uns der Teufel legt, um uns irre zu führen in dem, was recht und gut iſt, und reichen wir ihm dann einen kleinen Finger, ſo hat er bald die ganze Hand und mit ihr die Seele des ihm Verfallenen. Draper nannte auch den frommen Mann einen Hypokryten."

„Hm, ja, Mrs. Draper; aber Draper ſagte mir, er hätte an dem Gebet volle ſieben Viertelſtunden geleſen, das iſt doch ein Bischen ſtark."

„Es war ſehr erbaulich, und er gedachte aller unſerer Sünden, da mußte es ſchon lange werden," erwiederte die Frau.

„Wollen Sie nicht mit uns zur Campmeeting gehen, Mr. Hennigs?" frug jetzt Sally den jungen Mann, und ſah ihn bittend mit ihren großen dunkeln Augen an.

„Gewiß, gewiß!" rief dieſer ſchnell. „In ſo angenehmer Geſellſchaft führ ich ſelbſt mit zur — Campmeeting," verbeſſerte er noch zur rechten Zeit, da ihm ſchon ein ſehr ſündhaftes Wort auf den Lippen ſchwebte, „aber wahrhaftig," ſagte er, jetzt ſich in

dem kleinen Raume umſchauend, „Draper muß ver — muß ungemein fleißig geweſen ſein; er hat ſich in den vier Wochen, die er hier iſt, ſchon wirklich ganz behaglich eingerichtet; das Dach kann ja kaum vierzehn Tage liegen.“

„Mr. Draper iſt auch in der That ſehr fleißig geweſen,“ erwiederte die Matrone, „wie lange wird's aber dauern, da packt ihn die leidige Wanderluſt wieder an, und Knall und Fall verkauft er für wenige Dollar das, was ihm jahrelange Arbeit gekoſtet hatte, und zieht weſtlich, immer weiter weſtlich, und immer tiefer in den Wald zwiſchen wilde Menſchen und Thiere hinein.“

„Nun, viel weiter weſtlich kann er jetzt nicht mehr gehen,“ meinte Sally ganz ernſthaft, indem ſie dem Gaſt einen Stuhl zum Feuer rückte; „Vater hat ja ſelbſt geſagt, er wäre nun nicht mehr weit vom indianiſchen Gebiet, und in dem dürfen ſich keine weißen Leute anſiedeln. Ueberdieß,“ fuhr ſie ſchelmiſch lächelnd fort, „iſt ja Mr. Hennigs ebenfalls hier in den Wald gezogen, und da muß die Gegend doch wirklich Vorzüge beſitzen, die man ihr auf den erſten Anblick hin gar nicht zutrauen möchte.“

Lucy wandte ſich ab und ſetzte ihre Arbeit an dem großen Baumwollenſpinnrade fort.

„Das Wandern müſſen Sie uns ſchon zu Gute halten,“ erwiederte Hennigs, der ebenfalls Sally's Anſpielung vermeiden zu wollen ſchien und jetzt in aller Verlegenheit mit ſeinem Taſchenmeſſer an dem Stuhle herumſchnitt, auf dem er ſaß. „Dafür ſind wir ja eben Pionniere oder Squatter, wie uns der beſte Amerikaner nennt. Amerika braucht aber gerade ſolche Leute, die weder wilde Thiere noch wilde Menſchen fürchten, ſondern keck hinein-

ziehen mitten in ihr Bereich und der Natur den Boden abtrotzen, der ihnen und ihrem Fleiß, nach Aussage aller klugen Leute, nun doch einmal gehört."

„Ja, ja, das ist schon Alles recht schön und gut," meinte Mrs. Draper, „aber lieber wäre ich denn doch in Illinois geblieben."

„Was, in Illinois? in den ungesunden, dürren Steppen? zwischen Prairie-Hühnern und Prairie-Wölfen, und in der Gesellschaft der wirklich weltberühmten Corncrackers!" *) rief Hennigs erstaunt aus: „nein, da lobe ich mir das Kraftland unserer Niederung, das ist nicht todt zu machen, und wollen wir wirklich Prairien haben, nun, dann finden wir sie westlich von hier, schöner und herrlicher, wie sie der ganze Osten mit all seinen so hochgepriesenen Vortheilen aufweisen kann."

„Das mag wahr sein," entgegnete ihm Mrs. Draper; „aber Illinois ist doch kein Sclavenstaat, und, mag dieß Land so schön und gut sein, wie es will, es ist mir fürchterlich, auch nur mit Menschen zusammenleben zu müssen, die ihre Brüder und Schwestern wie das Schlachtvieh verkaufen."

„Ach Gott, ja, Madame, es mag viel Wahres daran sein," meinte Hennigs kopfschüttelnd, „manchmal, wenn ich so recht allein darüber nachdenke, kommt's mir auch fast so vor, als ob es nicht ganz recht wäre, daß wir die Neger feilbieten und ebenso für sie, wie für andere Waaren, den möglichst höchsten Preis zu erhalten suchen. Für Sünde kann's aber doch auch nicht gelten; denn unsere Väter und Großväter haben's gethan, das Gesetz hat

*) Spottname für die Bewohner von Illinois.

den Sclavenhandel geheiligt und die Bibel ſelbſt ſcheint die Sache als etwas ſehr Natürliches zu betrachten, wenigſtens habe ich neulich einmal mit dem presbyterianiſchen Geiſtlichen, der auch Sclaven hält, darüber geſprochen, und der behauptet, Gott ſelbſt habe das ſo eingeſetzt, daß die heidniſchen Völker den Chriſten dienen müßten; das klingt auch eigentlich vernünftig genug."

„Ich weiß es, ich weiß es," ſagte Mrs. Draper, „ſie vertheidigen die Sclaverei, ſelbſt aus der heiligen Schrift, aber nur Gott kann erkennen, ob ſie daran Recht thun; ich möchte nicht ein voreilig Urtheil fällen. Wir Frauen fühlen uns aber auch vielleicht weit näher darin berührt, als die Männer; mir thut's ja ſchon in der Seele weh, wenn ich ein junges Huhn geſchlachtet habe, und ſehe nun, wie die alte Henne glückend den ganzen Raum, den ſie ſonſt zu begehen pflegt, durchlauft und das Verlorene ſucht; wie vielmehr muß ich Mitgefühl mit einer Mutter haben, der fremde Menſchen das Kind aus den Armen reißen, um es für wenige Dollar zu verkaufen, während ſie ſelbſt gern das eigene Herzblut dafür hingäbe, und doch zu arm iſt, es zu bezahlen. — Ich wollte, wir wären in einem Freiſtaat geblieben."

„Nun, hier in Miſſouri wird die Sclaverei noch nicht ſo arg getrieben," ſagte Hennigs, „im Süden mag's freilich ſchlimmer ſein; hier hören wir auch ganz ſelten von entflohenen Negern, und das, ſollte ich denken, wäre ein ziemlich günſtiges Zeichen. Wo ein Freiſtaat ſo nahe iſt und die Sclaven trotzdem bei ihrem Herrn bleiben, da kann auch ihr Loos noch kein ſo entſetzliches ſein."

„Und wie ſollten ſie denn entfliehen können?" frug Mrs. Draper, „muß denn nicht ein Neger, wenn er nur ſelbſt auf eine

andere Farm oder Plantage hinübergeht, einen Paß haben, ohne den er von jedem weißen Mann festgenommen werden kann? und liefert nicht selbst dann, wenn der flüchtige Neger den Freistaat wirklich erreicht hat, dieser, zur Schande der Vereinigten Staaten, den festgenommenen Sclaven an seinen Herrn aus? Wie also soll ein solcher armer Mensch denn entkommen, wenn er Niemanden weiß, an den er sich wenden kann; wenn er Niemanden hat, der ihn unterstützt und ihm forthilft, und wer das thut — hat Zuchthausstrafe zu erwarten."

„Das Ausliefern muß aber sein," fiel ihr hier Hennigs in die Rede, „wie könnten denn die Vereinigten Staaten einig neben einander bestehen, wenn sie einander ihr Eigenthum vorenthalten wollten; das gäbe ja zu endlosen Streitigkeiten Anlaß, und müßte nach und nach zu Haß und Zwietracht führen. Nun, es ist allerdings schlimm, daß wir die Sclaverei haben, und ich selbst wollte Gott danken, wenn es ein Mittel gäbe, ihrer los und ledig zu werden und alle von Negern Abstammende wieder über die See zurück in ihre Heimath senden könnten, wie ja der Anfang dazu auch mit Liberia gemacht ist; da aber die klügsten Leute im Lande sich schon seit langen Jahren vergebens die Köpfe zerbrochen haben, wie Dem am Besten abzuhelfen wäre, so wird unser Einer doch auch nicht dagegen ankämpfen sollen. Das Bestehende, wie es nun einmal besteht, muß der Einzelne ehren."

Lucy hatte indessen aus einer Spalte über dem Kamine ein zusammengefaltetes Zeitungsblatt herausgenommen, schlug es jetzt aus einander und hielt es dem jungen Mann entgegen.

„Sie behaupten, es entflöhen hier in Missouri keine Neger

ihren Herren?" ſagte ſie mit leiſem Vorwurf im Tone, „da — überzeugen Sie ſich ſelbſt; hier ſtehen Drei angegeben, und vor jedem ein kleines Bildchen: ein armer Neger mit ſeinem Päckchen auf dem Rücken; der eine iſt ſogar von einem unſerer Nachbarn, aus dem nächſten County, von Squire Wallis."

„Das ſpricht für und wider mich," ſagte Hennigs; „wider mich, wegen dem Entlaufen, für mich, weil eben dieſer Wallis auch Einer von Ihren ſogenannten frommen Leuten iſt, er hat ſogar ſchon gepredigt, und die Presbyterianer halten ihn für ein beſonderes Licht, das dem Staate und ihrer Kirche in dieſem Manne aufgegangen ſei. Gott bewahre uns vor ſolcher Beleuchtung!"

„Behandelt Mr. Wallis ſeine Sclaven wirklich ſo arg?" frug die Matrone.

„Deſſen war Draper und ich neulich Zeuge," erwiederte ihr Hennigs; „wir ritten gerade vorbei, als er einen ſeiner jungen Neger an einen Baum gebunden hatte und ruhig daneben ſeine Pfeife rauchte; dann und wann nur, wie um ſich eine kleine Bewegung zu machen, ſtand er auf und peitſchte den Unglücklichen höchſteigenhändig, daß ihm das klare Blut an dem Rücken hinunter lief. Wir frugen ihn, was ihn zu einer ſo fürchterlichen Strafe veranlaßt habe, er behauptete aber, er thue das aus chriſtlicher Milde, es ſei gegen ſeine Grundſätze einen ſeiner Sclaven im Zorn zu ſtrafen, und da kühle er ſich in der Zwiſchenzeit immer erſt ein wenig ab, um ruhig zu bleiben und nicht hitzig zu werden."

„Und das nennen Sie ein freies Land!" rief die Matrone entrüſtet.

„Und das nennen Sie einen frommen Chriſten!" warf Hen-

nigs dagegen ein; „iſt Ihnen da nicht Ihr Mann mit all ſeinen kleinen Fehlern und Eigenheiten, meinetwegen Schwächen, zehntauſendmal lieber, ſelbſt wenn er dann und wann das untere Ende des Whiskeykruges höher hebt, als das obere, und ſeinem Herzen mit einem etwas rauh klingenden, aber keineswegs bösgemeinten Worte Luft macht?“

„Aber das viele gottesläſterliche Fluchen könnte er doch laſſen,“ ſagte Mrs. Draper, freilich ſchon um Vieles milder geſtimmt.

„Ja, und Sie auch, Sir,“ lachte Sally, „Lucy hat ſchon oft geſagt, Sie wären ein ganz guter Menſch, wenn Sie nur nicht immer —“

„Sally!“ rief Lucy, „wie kannſt Du nur —“

Ein plötzliches Anſchlagen der Hunde unterbrach hier jede weitere Rede, und gleich darauf trat auch, die Mütze feſt in die Stirne gedrückt und die Büchſe in der Hand, die er, ohne ſich weiter umzuſehen, auf die über der Thür eingeſchlagenen Pflöcke legte, Draper ein.

„Da bin ich wieder,“ ſagte er, und drehte ſich in dieſem Augenblicke nach den Seinen um, ſein Antlitz war aber auffallend bleich, ſein ganzes Weſen ſchien erregt, und er fuhr merklich zuſammen, als er einen Fremden an ſeinem Kamin erblickte, faßte ſich jedoch augenblicklich und ſtreckte dem ſchnell erkannten Freunde die Rechte entgegen.

„Und ohne die Pferde?“ frug Hennigs, der die dargebotene Hand derb ſchüttelte, „mit leeren Zügeln? Die Damen hier ſcheinen deren Ankunft feſt erwartet zu haben.“

„Dann müſſen die Damen noch etwas Geduld haben,“ lächelte

der Alte, und nahm die Mütze ab, die er oben auf eine Ecke des Kaminſimſes legte. Dabei ſchienen aber ſeine Gedanken wieder weit hinweg zu ſchweifen, und er ſtarrte, die Hand noch immer oben an dem Brett, wohl mehrere Minuten lang, wie in tiefem Nachdenken verſunken, auf die im Kamine glimmenden Kohlen nieder.

„Mr. Hennigs hat die Fährten im Petters Creek geſehen, Vater," brach endlich Sally das Schweigen, „ſie müſſen nach der Niederung hinunter ſein, und da, weißt Du wohl, wenn ſie erſt in den Schilfbruch kommen', findeſt Du ſie immer nicht gleich wieder. Am Ende verſäumen wir morgen den Anfang der Camp-meeting."

„Das wäre freilich entſetzlich," lächelte der Alte, der jetzt ſeine volle Ruhe wiedererlangt hatte und ſich behaglich auf dem für ihn hingeſchobenen Stuhl niederließ, „und dann könnteſt Du und Lucy auch nicht eure neuen Kleider und Bonnets zeigen, und Mutter müßte das ſchöne Umknüpftuch noch ganze vierzehn Tage länger in der Kiſte liegen laſſen."

„Aber, Mann!" unterbrach ihn vorwurfsvoll Mrs. Draper, „willſt Du denn behaupten, daß wir ſolcher ſündlichen Eitelkeit wegen zu der Verſammlung reiten? Habe ich Dir dazu ſchon je Urſache gegeben?"

„Vater iſt überhaupt heute ſo ſonderbar?" ſagte Sally plötzlich, indem ſie auf ihn zuging und ihm ſcharf ins Auge ſchaute, „es fiel mir gleich auf, wie er hereintrat; ich weiß nicht —"

„Aber ich weiß, was Jungfer Naſeweiß zu thun hat," ſagte

der Alte, und ergriff ſie lächelnd beim Kinn; „draußen ſteht Mr. Hennigs Poney und wiehert nun ſchon, ſo lange ich im Hauſe bin, ganz ungeduldig um den verſteckten Mais herum. Geh, und gib ihm ein halbes Dutzend Kolben, und dann wollen wir das Pferd aushobbeln, *) es mag ſich hier herum ſein Futter ſelbſt ſuchen. Du mußt ihm aber vorher die kleine Glocke umſchnallen, ſie hängt hinten an der Hausecke.“

Sally ſprang ſingend hinaus, den erhaltenen Auftrag zu erfüllen, Draper aber ging zu ſeiner Frau hin, ſtrich ihr ſchmeichelnd die nur noch halb ſchmollend weggedrehte Wange, und ſagte gutmüthig:

„Biſt nicht böſe, Alte, weißt ſchon, wie's gemeint iſt; ein Bischen eitel ſeid ihr aber Alle, wenn ihr's auch nicht wollt merken laſſen; denn in ihrem Alltagskleid ginge keine von euch zur Campmeeting, ſo viel weiß ich.“

„Das würde ſich auch nicht ſchicken, Draper, das würde ſich auch nicht ſchicken; wenn wir zu dem Herrn beten, müſſen wir auch zeigen, daß wir etwas darauf halten, mit anſtändigem Aeußeren vor ihn zu treten.“

„Das wäre dem lieben Gott, ſo wie ich ihn kenne, ſehr egal,“ lachte Draper gutmüthig: „doch, Du haſt recht, Du meinſt's ehrlich dabei, und biſt auch ſonſt brav und wacker; nur das ſchein-

*) Aushobbeln nennt der Amerikaner das Zuſammenbinden der Vorderbeine des Pferdes, damit ſich dieſes zwar langſam von der Stelle bewegen kann, ſein Futter zu ſuchen, aber doch nicht im Stande iſt fortzulaufen.

heilige Pack kann ich nicht leiden. Aber, Hennigs, wo habt Ihr denn die Pferde gesehen?"

„Die Pferde nicht, nur die Spuren," erwiederte dieser, „sie kamen aus den Hügeln herunter und gingen, über den Kreuzweg hinüber, der Niederung zu; wenn ich nicht ganz irre, habe ich sogar die Schelle gehört, die der Fuchs umhat."

„Ja, die schellt am weitesten, 's ist wohl möglich; nun, dann finde ich sie heute Abend an der Buffalolick, dorthin gehen sie gewöhnlich, wenn sie überhaupt die Richtung einschlagen."

„Ich sah auch dort oben die Spuren eines Mannes," fuhr Hennigs fort, „und glaubte erst, als ich hier hörte, Ihr wäret ausgegangen, die Pferde zu suchen, es seien die eueren gewesen; der die hinterließ, trug aber Schuhe, es wird wohl ein Jäger gewesen sein."

„Ja, ja, es wird wohl ein Jäger gewesen sein," sagte der Alte, stand auf und schritt dann ein paar Mal in der Stube auf und ab; „ja, ich habe sie auch gesehen, sie gingen nach Süden, den Ansiedelungen zu; wahrscheinlich ein Jäger; aber was ist das für ein Zeitungsblatt?"

„Dasselbe, was der Sheriff heute Morgen hier herein gelegt hat, Vater," erwiederte ihm Lucy, „wir blätterten darin herum."

„Nun, gibt es Neuigkeiten aus St. Louis?" frug der Alte, und fuhr sich mit der linken Hand über die breite, offene Stirne, als ob er alle anderen Gedanken daraus verscheuchen wollte; „wie steht's mit der Wahl? was sagt unser Demokrat da? hat Polk Aussichten?"

„Nun, Missouri läßt ihn sicher nicht im Stich," lachte

Hennigs. „Das war's aber nicht, wir haben uns nicht mit Politik beschäftigt, sondern nur über eine Frage debattirt, die das gute Verständniß der südlichen und nördlichen Staaten betraf — über die Sclaverei, und zur Erläuterung derselben lasen wir hier einige Anzeigen von entlaufenen Sclaven."

„Von entlaufenen Sclaven? wo? zeigt her!" rief Draper schnell und zwar mit einem Interesse, das einem genauen Beobachter sicherlich hätte auffallen müssen; Hennigs aber, die Bewegung einzig und allein der Neugierde zuschreibend, hielt ihm ruhig das Blatt hin und sagte:

„Drei Stück — Wallis hat auch wieder Einen hineinsetzen lassen."

„Neunzehn Jahr alt," las Draper, „schlank gewachsen, mit freier, hoher Stirn und besonders wolligem Haar; Farbe: Ebenholzschwärze, Größe: fünf Fuß sieben Zoll — das stimmt alles."

„Was stimmt?" frug Hennigs.

„Was stimmt? ih nun, die — o, ich kenne den Burschen, der wahrscheinlich entlaufen ist," erwiederte Draper, und wandte sich, wie um besser lesen zu können, mit der Zeitung ab, dem Lichte zu.

„Ist es etwa der, den er vor kurzer Zeit so fürchterlich mißhandeln ließ?" sagte Hennigs.

„Derselbe, derselbe; sein Rücken ist noch jetzt blutig und zerfleischt, die Narben hatten noch keine Zeit, wieder zu heilen, der arme Teufel konnte Tag und Nacht kein Auge schließen vor Schmerz und Qual und — mußte dennoch arbeiten, Donnerwetter, Alte, wo ist denn eigentlich der Whiskey," unterbrach er sich

plötzlich und bog ſich nieder, um unter den Fuß des Betts zu ſehen, wo die fragliche Steinkruke gewöhnlich ihren Platz hatte, „ich bin trocken wie eine Ohio-Chauſſee, ich ſtaube ordentlich. Glaubt ihr, man ſoll euch die Pferde ſuchen, und nachher nicht einmal einen Tropfen trinken? Ich verdurſte, wenn ich nicht bald etwas bekomme!“

„Vater hat wohl die Pferde geſucht, hat ſie aber noch nicht gefunden,“ ſagte Sally, und ſchöpfte dabei, als ſie eben in die Thüre trat, den Flaſchenkürbiß voll des klaren Quellwaſſers, das in einem Eimer auf dem dort angebrachten Reale ſtand.

„Iſt mein kleiner Kief in die Welt auch ſchon wieder da?“ lachte der Alte. „Alſo, weil ich ſie nicht gefunden habe, braucht' ich auch nicht trocken im Halſe geworden zu ſein? und Waſſer ſoll ich trinken? Wettermädchen das, folgt der Alten aufs Haar. Nein, Kinder, einen Schluck Whiskey muß ich vorher aufſetzen, aber laß nur das Waſſer hier, Sally, zum Nachtrinken gibt's nichts Beſſeres auf der ganzen Welt.“

„Beſter Mann,“ bat Mrs. Draper, „iſt nun das klare, liebe Himmelsgetränk nicht viel beſſer und zweckmäßiger, ſelbſt den brennendſten Durſt zu löſchen?“

„Liebe, beſte Frau,“ entgegnete ihr Draper, während er von der ihm gereichten Kruke den aus dem holzigen innern Theil eines Maiskolben beſtehenden Stöpſel abzog und dann etwas von dem goldklaren Inhalt in den großen, vor ihm auf dem Tiſche ſtehenden Blechbecher ausgoß, — „das Waſſer iſt eben ein Himmelsgetränk, wie Du ganz richtig bemerkſt, für uns arme Sterbliche aber müſſen wir etwas Feurigeres, Herz und Seele mehr Zuſam-

menhaltendes haben, und da hat denn der liebe Gott den Whiskey erſchaffen.“

„Den hat der Teufel erſchaffen!“ rief Mrs. Draper lebhafter, als es ſonſt gewöhnlich ihre Art war, „das iſt des Teufels Erfindung.“

„So? in der That? ei, dann bin ich dem Teufel wirklich mehr verbunden, als ich bis jetzt habe glauben mögen; die Erfindung macht ihm alle Ehre, und ſöhnt mich theilweiſe wieder mit ihm aus,“ ſagte der unverwüſtliche Draper mit größter Ruhe, und leerte etwa die Hälfte des Inhalts, wornach er den Reſt an Hennigs hinüber ſchob. Dieſer aber zögerte, ihn anzunehmen, und blickte ſich halb unſchlüſſig nach Lucy um.

„Lucy ſieht nicht her!“ neckte ihn Sally, der des jungen Mannes Verlegenheit keineswegs entgangen war, „Sie können's riskiren.“

„Laßt Euch durch die Frauen nicht irre machen, Hennigs,“ ermahnte ihn der Alte, „wenn ich denen glauben wollte, dann wäre das gute Getränk hier vor uns ein Haken und meine Kehle ein Arm, die mich ſelbander und mit vereinten Kräften in den Pfuhl der Hölle hineinriſſen; ſo hat's ihnen wenigſtens neulich der Presbyterianer erklärt.“

„Du biſt ein böſer Mann, Draper, und drehſt Einem immer die Worte im Munde herum,“ ſagte die Matrone, reichte aber dem Gatten dabei freundlich die Hand hinüber: „Du weißt ja doch recht gut, wie ich's meine, und daß es nur immer Deines eigenen Beſten wegen iſt, wenn ich ein Wort verliere über Dein —“

„Trinken und Fluchen!“ fiel ihr Draper ins Wort; „ja, ja,

ich weiß ſchon, wovon die Rede iſt; übrigens habe ich heute noch nicht ein einziges Mal geflucht, und was den Trunk betrifft, den ich ſelten genug zu meiner Erholung thue, ſo bin ich allerdings davon überzeugt, daß Du ihn mir nicht mißgönnſt, da iſt aber der gottverdammte —"

Sally's kleine Hand lag auf ſeinen Lippen, und er zog ſie gutmüthig lächelnd herunter und drückte einen herzlichen Kuß auf den kleinen geſpitzten Roſenmund des lieben Kindes.

„Nun, ſchon gut, ſchon gut, Sally," ſagte er dann, „biſt mein gutes Mädchen; jetzt ſeht aber nach eueren Kühen — ach, ja ſo, es iſt erſt eine da; nun, ſchad't nichts, beſorgt die nur, ehe es dunkel wird, es ſollen ſchon mehrere nachkommen, und nachher zündet auch die Lampe an, oder habt ihr die Lichter ſchon gegoſſen?"

„Ja, Vater, die letzten drei Hirſche, die Du geſchoſſen haſt, hatten gar viel Talg bei ſich, und aus den Bienenbäumen, die hier Mr. Hennigs für uns umgehauen, iſt auch ein recht ſchönes Stückchen Wachs gekommen, — die Lichter ſind fertig."

„Brav, Kinder, dann macht alles bereit, Hennigs und ich, wir wollen indeſſen noch einmal nach der Buffalolick hinüber gehen und die Pferde holen; vielleicht finden wir auch unterwegs irgendwo ein Volk Truthühner aufgebäumt, ich will auf jeden Fall den Riſle mitnehmen."

Und der alte Mann hob die ſchwere Büchſe von der Wand herunter, hing ſich die kaum abgelegte Kugeltaſche wieder um, ſetzte die Mütze auf und wollte eben mit ſeinem jungen Freund das Haus verlaſſen, als er plötzlich zurückprallte und erbleichend ausrief: „Tod und Teufel!"

Erſchreckt ſprangen ſeine Frau und Töchter hinzu, ſie ſollten aber über das, was den Vater ſo überraſcht hatte, nicht lange in Zweifel bleiben; ein junger Neger mit bloßem Kopf und nur einer dünnen Leinwandjacke und eben ſolchen Hoſen bekleidet, die nackten Füße in groben, rindsledernen Schuhen, das ſchwarze Antlitz eingefallen und verzerrt von Todesfurcht und übermäßiger Anſtrengung vielleicht, ſprang auf die Schwelle, warf einen ſcheuen, wilden Blick über die ihn jetzt Umſtehenden, und brach dann, die Kniee des alten Mannes krampfhaft umklammernd, vor dieſem halbohnmächtig zuſammen.

„Ben, Ben, um Gottes Willen, was ſoll das heißen?“ rief Draper und ſah ängſtlich nach Hennigs hinüber, der ganz überraſcht daſtand und gar nicht wußte, wie er ſich dieſe merkwürdige Scene deuten ſolle.

„Rettet mich, Herr, rettet mich, wenn Ihr nicht wollt, daß ſie mich bei lebendigem Leibe verbrennen, wie ſie's dem armen Nigger in St. Louis gethan haben, rettet mich um des Heilands Willen, ſie ſind dicht hinter mir!“

Er blickte flehend zu ihm empor, und Hennigs konnte jetzt zum erſten Mal ſeine Züge erkennen. Kaum hatte er ihn aber einen Moment ſcharf ins Auge gefaßt, als er vorſprang, den Knieenden bei der Schulter ergriff und ausrief:

„Alle Wetter, das iſt Wallis entlaufener Neger, halt, Burſche, wo kommſt Du her und wo willſt Du hin?“

Der unglückliche Ben warf einen flehenden Blick auf den alten Mann und ſank dann, ſeine Kniee loslaſſend, ohnmächtig zu Boden.

„Der Burſche hat wahrſcheinlich nicht mehr weiter gekonnt!“ ſagte Hennigs, als er ihn umwandte und fühlte, wie der arme Teufel regungslos in ſeinen Armen lag, „nun, ein Bischen kalt Waſſer wird ihn ſchon wieder zu ſich ſelbſt bringen. Sie werden ihn aber hier behalten müſſen, bis wir Wallis davon benachrichtigen können. Der wird nicht wenig froh ſein, daß er ſeinen Neger wieder hat.“

„Sie werden ihn doch nicht ausliefern?“ rief Lucy entſetzt.

„Nicht ausliefern, Miß Lucy? — wir ſollen doch wohl nicht etwa gar einem Nigger zum Fortlaufen behülflich ſein und nachher das Vergnügen im Zuchthaus büßen?“

„Man will ihn lebendig verbrennen!“ rief Sally und faltete in Todesangſt die kleinen weißen Händchen auf der klopfenden Bruſt.

„O bewahre Gott,“ lächelte Hennigs, „das wäre ja wider des Herrn eigenen Vortheil, einen ſeiner Sclaven umzubringen; nein, Sally, der kommt mit einer Tracht Schläge davon, und die hat der Schlingel auch eigentlich verdient, warum läuft er fort; er weiß, daß er doch am Ende wieder gefangen wird.“

Draper bog ſich ſchweigend zu dem Unglücklichen nieder und wies auf ſeinen Rücken, die Dämmerung brach ſchon ſtark herein, aber deutlich konnten ſie noch erkennen, wie rothes Blut durch die dünne Leinwandjacke gedrungen war, und dieſe in langen, theils erhärteten, theils noch friſchen Streifen an dem Rücken des Unglücklichen feſtgeleimt hatte.

Die Frauen ſtießen einen Schrei der Angſt und des Entſetzens aus, und ſelbſt Hennigs wandte ſich ſchaudernd ab.

„Der arme Teufel!“ brummte er vor ſich hin.

Draper brach endlich das Schweigen und ſagte mit hohler, faſt tonloſer Stimme, indem er den Neger noch immer mit ſeinem Arm unterſtützte:

„Der Knabe hier rettete mir vor drei Wochen das Leben; ich badete im Strom, und nur ſeiner Dazwiſchenkunft verdanke ich es, daß ich das ſteile ſchroffe Ufer, zu dem mich die zu ſtarke Strömung hingeriſſen hatte, wieder erklimmen konnte. Heute traf ich ihn flüchtig im Wald, und obgleich ich wußte, daß es ein entflohener Sclave ſei, ließ ich ihn ungehindert ziehen. — Ich wandte mich ab und wollte nicht ſehen, wohin er floh. Jetzt führt, Gott weiß nur welches Schickſal, den Unglückſeligen in meine Hütte, und mir bleiben einzig und allein zwei Auswege offen: entweder ich verrathe meinen Lebensretter und überliefere ihn ſeinen Henkern, oder ich ſetze mich der Gefahr aus, angeklagt zu werden, einem Neger, einem Sclaven, zur Flucht behülflich geweſen zu ſein, — das Zuchthaus iſt dann meine Strafe.“

„Hier iſt, denk' ich, ein Ausweg möglich,“ ſagte Hennigs, „Wallis weiß, daß ihm ein Arbeiter nur dann von Nutzen ſein kann, wenn er geſund und kräftig iſt; auf Euer Wort gibt er überdieß etwas, und wenn Ihr zu ihm hinüberreitet und ihm ſagt, daß Ihr ihm ſeinen Neger gegen das Verſprechen wieder verſchaffen wollt, daß er den ſchon ſo arg Gemißhandelten nicht noch mehr züchtige, ſo glaub' ich, wird er ſchon ein vernünftiges Wort mit ſich reden laſſen und kein Unmenſch ſein. Zum Henker noch einmal, er gehört ja doch auch mit zur Kirche, und da darf er ja ſchon des Aufſehens wegen nicht den Tyrannen ſpielen.“

„Er ſchlägt die Augen auf,“ ſagte Mrs. Draper, die ihm

indeſſen Stirn und Schläfe mit Eſſig eingerieben hatte, „er kommt wieder zu ſich, großer Gott, wie weh dem armen Menſchen ums Herz ſein muß; Vater, wenn nun unſer Sohn, der ſich jetzt in Texas oder Mexico herumtreibt, ſo unter fremden Menſchen läge, wie wollteſt Du, daß ihm da geſchähe?“

„Ich glaube wirklich nicht, daß ihm viel Gefahr droht, Mrs. Draper,“ nahm Hennigs noch einmal das Wort; „wenn Sie es wünſchen, ſo will ich ſelbſt mit Draper hinüber reiten, um Wallis zur Milde zu ſtimmen, aber ausliefern müſſen wir ihn, das verlangt nicht allein das Geſetz, ſondern auch unſere eigene Sicherheit. Es iſt ja denn doch auch nur ein Neger, und ich ſehe nicht ein, weßhalb ſich zwei Weiße ſeinetwegen in ſo entſetzliche Unannehmlichkeiten ſtürzen ſollten, wie daraus entſtehen könnten.“

Es iſt nur ein Neger, Mr. Hennigs,“ ſagte Sally mit bitterem Vorwurf im Ton, „das klingt, aufrichtig geſprochen, recht garſtig von Ihnen. Vater war in ſeinen Augen auch nur ein Weißer, und er hat ihn doch aus dem Waſſer gezogen. Das weiß ich, wenn Sie den armen Menſchen wieder auslieferten, und ich wäre Lucy, ich ſpräche in meinem ganzen Leben kein Sterbenswörtchen mehr mit Ihnen.“

„Sein Sie barmherzig!“ flehte auch Lucy jetzt, und ſah bittend zu dem jungen Mann auf, der ſich, den Hut in der Hand, verlegen hinter den Ohren kratzte.

„Aber, beſte Miß Lucy,“ ſagte er endlich, „was hülfe es ihm denn, wenn wir unſere eigene Sicherheit auch wirklich nicht einen Pfifferling rechnen wollten, deßhalb wäre ihm doch nicht

mehr geholfen; entfliehen kann er nicht; wie käme ein Nigger von hier bis zu der canadienſiſchen Grenze ohne Paß? Liefern wir ihn alſo nicht aus, wobei wir uns zugleich für ihn verwenden können, ſo fängt ihn Jemand Anderes, und dann geht's ihm erſt recht ſchlimm."

Der Neger hatte ſeine großen, lebhaften Augen geöffnet und zu dem Sprechenden mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck von Seelenſchmerz in den dunkeln Zügen aufgeblickt. Jetzt theilten ſich ſeine Lippen, und er flüſterte, mit aber noch kaum hörbarer Stimme:

„Ich bin verloren, die Verfolger ſind mir auf den Ferſen; ich traf einen der nach mir ausgeſandten Männer zufällig im Wald, und nur die Verzweiflung gab mir Kraft genug, ihm in dem dichten Unterholz zu entgehen, das ihm nicht erlaubte, mit dem Pferd ſo ſchnell hindurch zu brechen. Unfern von hier wußte ich ihn von meinen Fährten abzubringen und floh nun, als letztem Rettungsweg, Ihrem Hauſe zu. Ich kann nicht weiter, mein Rücken iſt zerfleiſcht, meine Kräfte ſind erſchöpft, die Wunden brennen mich wie Feuer und die Glieder verſagen mir den Dienſt. Liefern Sie mich aus, dann iſt's vorbei, und ich habe dieß elende Leben überſtanden."

„Es iſt nicht ſo ſchlimm, Ben!" ſagte Hennigs gutmüthig, „wir wollen ſelbſt zu Deinem Herrn hinüber reiten und ihn um Schonung für Dich bitten; er ſoll Dich nicht weiter mißhandeln."

„Umſonſt, umſonſt!" ſtöhnte der Unglückliche, und ſah ſtarr vor ſich nieder, „das wäre vergebens; letzten Freitag warf er mich zu Boden und trat mich mit Füßen; die harten Steine riſſen die

noch nicht geheilten Wunden der Peitſchenhiebe wieder auf, wahnſinniger Schmerz durchzuckte mich, und in aller Verzweiflung, nicht mehr wiſſend, was ich that, was ich beging, ergriff ich einen gerade dort liegenden Axtſtiel und — ſchlug meinen Maſter zu Boden.“

„Unglückſeliger!“ ſagte Hennigs mitleidig, „dann biſt Du allerdings verloren!“

„Nein, nein!“ rief Draper, „ich will verdammt ſein, wenn ich ihn ausliefere. Ich weiß, was ich riskire, ich weiß, was mich bedroht, wenn ich entdeckt werde, doch gleichviel; im ſchlimmſten Falle laſſe ich die hier gethane Arbeit im Stich, und ziehe nach Jowa hinein, aber ich will nicht haben, daß mich das Bild dieſes Unglücklichen mein ganzes Leben lang, Tag und Nacht hindurch mahnen und martern ſoll, und ich mir ewig ſagen muß: der hatte dir nur das Leben gerettet, damit du ihn nachher gebunden ſeinem Henker überliefern konnteſt. Sei guten Muths, Ben, es ſoll Dir Nichts geſchehn, ich will doch einmal ſehn, ob der alte Draper ſo auf den Kopf gefallen iſt, daß er nicht ein Mittel findet, Dir fortzuhelfen.“

„Aber, Draper, Draper, denkt an Euer Weib und Euere Kinder,“ ſagte warnend der junge Mann.

„O, reden Sie dem Vater nicht ab,“ bat ihn flehend Lucy, „laſſen Sie ihn das gute Werk vollbringen, und — wenn Sie ſich uns Allen als ein recht lieber, lieber Freund erweiſen wollen, o, ſo helfen Sie nur dießmal, den armen, armen Jungen von ſo fürchterlicher Strafe zu erretten.“

„Liebe Miß Lucy,“ erwiederte Hennigs, noch immer unſchlüſſig,

„ich will ja gewiß Alles von Herzen gern thun, was Ihnen nur die mindeſte Freude gewähren kann, ich ſehe aber wahrhaftig nicht ein, wie dem armen Teufel geholfen werden ſoll. Sind ihm die Verfolger ſo dicht auf den Fährten, wie er ſagt, dann können wir ſie auch jeden Augenblick hier erwarten, und in dem Zuſtand, in dem er ſich jetzt befindet, wäre es für ihn unmöglich, zu entfliehen. Hier im Haus ſind wir eben ſo wenig im Stande, ihn lange zu verbergen, ſelbſt wenn wir wollten; denn das eine offene Gemach, was Sie haben, bietet nirgends auch nur den geringſten ſicheren Schlupfwinkel."

„Wir müſſen ihm einen Paß ſchreiben!" rief Mrs. Draper ſchnell, „das wird ihm durchhelfen; einen mit dem Paß verſehenen Neger hält Niemand an."

„Aber womit?" frug Lucy ängſtlich, „wir haben weder Schreibzeug, noch Papier, ſelbſt das Stückchen Bleiſtift, was in dem alten Haus über dem Kamin ſtak, muß verloren gegangen ſein, ich konnte es wenigſtens nirgends finden."

Der Neger hatte indeſſen mit ängſtlichen Blicken von einem der Sprechenden zum andern geſtarrt, und ſeine Augen leuchteten, als er den Paß erwähnen hörte; jetzt, da ihm dieſe letzte Hoffnung abgeſchnitten ſchien, barg er zitternd das Antlitz in den Händen, und wenn auch kein Laut, kein Schluchzen die Stille unterbrach, ſo kündete doch das convulſiviſche Zucken ſeiner ganzen Geſtalt den ungeheueren Schmerz an, der ihn durchbebte.

„Hier muß Rath geſchafft werden!" rief der alte Draper jetzt, und ging mit ſchnellen Schritten im Zimmer auf und ab, „Ben muß fort, und ein Paß, das ſeh' ich ein, iſt dazu unum-

gänglich nöthig. So mag er denn hier im Haus verborgen bleiben, bis ich ihm den herbeiſchaffen kann; ich will noch heute zum Squire Mapel reiten und Tinte und Papier holen."

„Aber das ganze County iſt ſchon in Aufregung," flehte in Todesangſt Ben, „der, der mich heute verfolgte, wußte ebenfalls von dem einem weißen Manne gegebenen Schlag; zweimal hätte er mich niederſchießen können, aber er ſchrie fluchend, er wolle mich lebendig haben, um mich ſchmoren zu ſehen; ſie ſind zum Fürchterlichſten entſchloſſen."

„Halloh! da drüben!" ſchallte plötzlich eine Stimme von der andern Seite der niedergehauenen Bäume herüber, und gleich darauf übertäubte, wie bei Hennigs Ankunft, das Heulen der Meute jeden weitern Anruf.

„Das iſt mein Verfolger!" ſtöhnte Ben und ſank, die Hände gefaltet, in Verzweiflung auf einen Stuhl nieder, an deſſen Lehne mehrere Tropfen klaren Blutes, die durch die dünne Jacke gequollen waren, hängen blieben.

Der alte Mann trat indeſſen in die Thür, beſchwichtigte mit einem Wort die Hunde, die, der Stimme des Herrn gehorſam, nur leiſe knurrend den fremden Tönen lauſchten, und rief jetzt die Gegenfrage an den ſpäten Gaſt hinüber:

„Wer iſt da, und was wollt Ihr?"

„Wer da iſt, zum Henker, Pitt iſt da, oder iſt eigentlich noch nicht da; denn er ſteckt hier in einem undurchdringlichen Gewirr von allem Möglichen, und weiß nicht, wie er herauskommen ſoll. Wo in aller Welt iſt nur der Fahr- oder Reitweg, Draper? Auf dem, wo ich hergekommen bin, liegen wenigſtens zwanzig Klafter Holz!"

„Seid Ihr allein?“ frug Draper zurück.

„Ja, allerdings, es werden aber gleich noch eine ganze Menge kommen, ich traf ſie nicht weit von hier, und ſie redeten davon, bei Euch zu übernachten.“

„Ich komme gleich, Pitt,“ rief Draper ihm zu, „bleibt nur einen Augenblick da halten, Euer Pferd könnte ſonſt in den vielen Splittern Schaden nehmen,“ und damit warf er die Thüre wieder in die Klinke und trat in das Innere ſeiner Hütte zurück.

„Es iſt zu ſpät!“ ſagte er eintönig, als er mit ſtarrem Blick auf den unglücklichen Knaben niederſah, „ſie werden hier ſein, ehe wir im Stande ſind, auch nur einen vernünftigen Rettungsplan zu erſinnen, viel weniger auszuführen.“

„Wenn er ſich nun draußen im Walde verſteckte?“ frug ſchüchtern Sally, „ich will ihm ja recht gern Speiſe und Trank bringen, morgen früh gelingt es dann vielleicht, dem Armen zu helfen.“

„Nein, das iſt unmöglich, die Hunde würden ihn dort nicht unbeachtet laſſen; überdieß bringen die Fremden, wenn es ſeine Verfolger wirklich ſind, auch auf jeden Fall ihre Rüden mit, und dann wäre ſeine Entdeckung unvermeidlich. Ich begreife ohnedem nicht, wie ihn meine eigenen Bärenfänger ſo unbeläſtigt hereingelaſſen haben.“

„So verbirg ihn dort zwiſchen unſern Betten!“ ſagte Sally plötzlich, „dort mag er liegen, bis ſich irgend ein Ausweg für ihn gefunden hat, und wenn es bis morgen früh wäre.“

„Das iſt das Einzige; Höll' und Teufel, Pitt wird ungeduldig da drüben, ich muß ihn holen; ſo verſteckt ihn denn ſchnell, und

möge Gott geben, daß er dort unentdeckt bleibt, sonst ist mein guter Name für Missouri dahin, und ich muß selbst der Rache seiner Bürger entfliehen."

Tief aufseufzend verließ er die Hütte, seinen heute so unwillkommenen Gast herein zu holen, während die Frauen indessen ein ziemlich weiches Lager für den armen Gemißhandelten bereiteten und es, zwischen den Betten und durch einen mit Kleider überhangenen Stuhl, so verdeckten, daß, wenn nicht eine wirkliche und hier keineswegs zu befürchtende Haussuchung Statt fand, sein Lager von den in der Hütte befindlichen Personen sicherlich nicht gesehen werden konnte, da sich auch schon ohnedieß keiner der Amerikaner neugierig einer Stelle zugedrängt hätte, die der „Damen-Schlafplatz" war.

Bald darauf erreichte der späte Besuch den kleinen, vor dem Hause befindlichen, offenen Platz, sprach dort einige Worte, seines Pferdes wegen, mit Draper, und betrat dann, schon von draußen den Frauen einen guten und freundlichen Abend hereinrufend, das Innere des jetzt durch ein selbstgegossenes Licht erhellten Raumes.

Mr. Pitt war ein kleines, wohlbeleibtes Männchen, mit so blonden Haaren, daß er sie oft selbst im Scherz „Isabellfarben" nannte, dazu mit großen blaugrauen Augen und gewöhnlich in einen Pfeffer- und Salz-farbenen Oberrock eingeknöpft. So gemüthlich er aber auch sonst in manchen Sachen sein mochte, so viel er selbst auf sein Vieh, auf seine Pferde und Rinder hielt, die er nie sich überarbeiten ließ, so sehr haßte er die Neger, und behandelte seine eigenen Sclaven, wenn er sie auch gut „fütterte,"

wie er es nannte, ſtets mit der größten Verachtung. Die Sclaven der ganzen Nachbarſchaft fürchteten ihn auch ungemein, haßten ihn aber wohl noch mehr und nannten ihn überall nur den „Niggerfreſſer.“

Und doch war dieſer Mann ein ganz guter Bürger, ehrlich und rechtſchaffen in all ſeinem Thun und Handeln, und hatte ſich, einzig und allein durch eigenen Fleiß, ein gar nicht unbedeutendes Vermögen erworben.

Seinem Ehrgeiz war übrigens dadurch Genüge geſchehen, daß ihn ſein „Townſhip“ zum Friedensrichter, und zwar damals noch ernannt hatte, als die Aufregung für General Harriſon ſelbſt bis in den fernen Weſten drang; er rühmte ſich auch ſeines eifrigen Whigthums und ſchwärmte natürlich für Henry Clay, und beſonders für Frelinghuyſen, der, ſeiner Ausſage nach, der frömmſte Mann der Welt ſei und eher verdiente, Präſident, als nur Vicepräſident zu werden.

Seiner Religion nach war er Presbyterianer, und hing dabei ſo eifrig an der Kirche, daß er ſchon einmal, als er ſich bei einer großen Betverſammlung befand, wo der andächtig harrenden Gemeinde gemeldet wurde, der plötzlich krank gewordene Prediger könne nicht kommen, ſelbſt, unvorbereitet, den Rednerſtuhl beſtieg und mit Kraftworten und noch nie dageweſenen Geſticulationen den Leuten erzählte, wie's ihm eigentlich ums Herz ſei. Man wollte ihn ſpäter allerdings dazu bereden, der geiſtlichen Beredſamkeit ſein Leben ausſchließlich zu weihen, Mr. Pitt zog es aber vor, Friedensrichter zu bleiben, und behauptete, vielleicht nicht ganz ohne Grund, „als Laie die Eingeborenen vielmehr in Erſtaunen ſetzen zu können,“ als wenn er aus der heiligen Sache

eine wirkliche Profeſſion mache. Dabei war er höchſt ritterlich und gefällig gegen Damen, obgleich er, als alter Junggeſelle, von dieſen auch manches Scherz- und Stichelwort ertragen mußte; ja, er hatte ſogar ſelbſt, vor noch nicht ſo ſehr langer Zeit, bei einer Entführung in St. Louis thätigen Antheil genommen. Wenn er aber auch gern von dieſer Sache ſprach, ſo verfehlte er doch nie, dabei die Bemerkung zu machen, daß das vor der Zeit geweſen ſei, wo er als Friedensrichter in Thätigkeit getreten, und er jetzt, gerade im Gegentheil, eine ſolche ungeſetzliche Handlung mit jeder ihm zu Gebote ſtehenden Macht verhindern würde.

Mr. Pitt trat alſo in die Thüre der Hütte, und reichte, ſich nicht mit dem allgemeinen „guten Abend, Ladies," begnügend, noch jeder der Damen insbeſondere die Hand, führte dabei auch ſo total allein das Wort und erkundigte ſich ſo angelegentlich nach dem Befinden und Wohlergehen ſeiner „neuen Nachbarn" (ſein Haus lag elf engliſche Meilen entfernt), daß er die Verlegenheit und Aufregung, in welcher ſich dieſe befanden, gar nicht bemerkte, ſondern gar geſchäftig einen der Stühle zum Kamin ſchob (und zwar mit dem Rücken gegen die Thür, alſo den Betten mehr zugewandt), von dem aus er an Draper und Hennigs indeſſen tauſend verſchiedene Fragen zu gleicher Zeit richtete.

Draper war übrigens ſelbſt zu aufgeregt, um ſich in eine Beantwortung derſelben einzulaſſen, und frug nur ſeinerſeits, wobei er freilich einen Augenblick benutzen mußte, in dem der würdige Mann gerade Athem ſchöpfte, wen er noch von Fremden im Walde getroffen habe, was dieſe getrieben und wann ſie hier eintreffen würden.

„Stop, Sir — ſtop!" ſchrie der Kleine und drehte ſich in

komiſcher Verzweiflung nach ihm herum, „das ſind eine Menge verſchiedener Artikel, die erſt geordnet und dann einzeln vorgenommen werden müſſen. Vor allen Dingen, Ladies, fürchte ich, daß Ihr Raum heute ein wenig beſchränkt werden wird; denn acht Mann kann ich ſicher anmelden, die noch vor Ablauf einer Stunde hier eintreffen werden. Das heißt, eigentlich nur ſieben, da Einer von ihnen hier ſchon ganz behaglich und warm am Feuer ſitzt und ſich ungemein freut, daß er aus den böſen Dornen und Ranken da draußen heraus iſt. Dieſer Eine, meine theuren Ladies, den ich Ihnen die Ehre habe in meiner unbedeutenden Perſon vorzuſtellen, wird nun auch wohl noch morgen hoffentlich das Vergnügen genießen, in Ihrer Geſellſchaft zu bleiben; denn ich zweifle keinen Augenblick, daß Sie ebenfalls beabſichtigen, der Betverſammlung beizuwohnen; die dort aufgehäuften Kleider ſind wahrſcheinlich ſchon dazu beſtimmt, Ihren holden Geſtalten einen womöglich noch höhern Reiz zu verleihen.“

„Wer waren aber die Anderen?“ unterbrach ihn ungeduldig der Alte.

„Wer die Anderen waren?“ wiederholte lächelnd der kleine Friedensrichter; „die Blüthe des Staats, der Stolz und Schmuck unſeres und des benachbarten Countys, lauter wackere Farmer, wie berittene Nimrode, mit ihren Büchſen und Hunden. Apropos, Draper, habt Ihr den Wolfshund noch, den Ihr von Hilbert damals kauftet? das war ein famoſes Poppy, muß einmal ein prächtiger Hund werden.“

„Waren die Männer auf der Jagd?“ miſchte ſich Hennigs jetzt in das Geſpräch.

„Jagd? ja," ſagte der Kleine; „aber ganz beſondere Jagd — Hochwild — Menſchenfleiſch!"

„Menſchenfleiſch?" riefen die Frauen entſetzt.

„Erſchrecken Sie nicht, meine Damen, es war weiter nichts als ein weggelaufener Nigger," lächelte der gemüthliche Friedensrichter, „vielleicht haben ſie ihn jetzt ſchon und bringen ihn dann gleich mit her."

Keiner im Haus antwortete ihm auch nur mit einer Sylbe, und der Geſchwätzige fuhr plaudernd fort:

„Wallis hat, wie Sie vielleicht wiſſen, neulich einmal einen ſeiner Neger exemplariſch abſtrafen müſſen, der Strick war am lieben Sonntag, mit ſeinen ganz neugekauften Sachen, wie er ſelber ſagte, in den Fluß gefallen —"

„Großer, allmächtiger Gott! deßhalb hat er ihn gezüchtigt? das iſt die Urſache geweſen?" ſchrie Draper entſetzt.

Pitt ſah ihn erſtaunt an. „Nun," ſagte er, „das wäre allerdings eine Urſache geweſen, ihn zu ſtrafen, und er hat auch wohl ſeine Tracht Schläge deßhalb bekommen; von der Strafe aber, von der ich ſpreche, war es nur ein entfernterer Grund; denn die Canaille hatte ſich auch noch dabei erkältet und konnte nun ihre Arbeit nicht ordentlich verrichten. Wallis iſt ein wenig hitzig und ich weiß nicht recht, wie alles ſpäter gekommen, ſo viel aber iſt gewiß, Ben, der Junge, hatte eine trotzige Antwort gegeben und mußte dafür, wie ſich das auch von ſelbſt verſteht, büßen. Da denken Sie ſich nur, überfällt er neulich ſeinen eigenen Herrn, ſchlägt ihn mit einem Axtſtiel, an dem glücklicher Weiſe die Axt fehlte, zu Boden und — entflieht. Aber weit wird er nicht

kommen, Hilbert iſt ihm heute Nachmittag hier ganz in der Nähe begegnet, hatte aber unglücklicher Weiſe ſeine Hunde nicht bei ſich und verlor, nicht weit von dem Hurricane *) ſeine Fährten. Gleich darauf traf er übrigens die zur Verfolgung des Niggers ausgezogenen Männer, und nun wollen ſie, da dieſe noch mehr Hunde mitbrachten, den Hurricane ordentlich abtreiben und nachher hierher kommen und hier übernachten. Sie bleiben vielleicht im Wald, es ſieht aber heute Abend wie Regen aus, und da iſt's doch beſſer, ſie ſuchen Dach und Fach."

„Aber Ladies, Sie laſſen mich die Unterhaltung ganz allein führen; es ſpricht ja keine von Ihnen auch nur ein Wort."

„Wir müſſen ans Abendeſſen denken, Sir," ſagte die Matrone, „wenn wir ſo viele Gäſte bekommen, ſo werden ſie, für die anderen Unbequemlichkeiten, denen ſie ausgeſetzt ſind, doch wenigſtens etwas Warmes zu eſſen haben wollen; bis wann können ſie wohl hier ſein?"

„Wird nicht mehr ſo lange dauern, gar nicht mehr ſo lange dauern," ſagte der Kleine, und zog die Augenbraunen bedeutſam in die Höhe, „in höchſtens drei Viertelſtunden können ſie Alles abgeſucht haben, der Harricane iſt nicht ſo übermäßig groß, und die Hunderace, die ſie mit ſich führen, vortrefflich. Die Mutter von Eurem Wolfshund iſt auch dabei, Draper. Uebrigens kann

*) Hurricane werden in den weſtlichen Wäldern auch die, durch einen Hurricane oder Orkan niedergeworfenen Waldſtrecken genannt, die oft, wenn ſie beſonders erſt einige Jahre gelegen haben, wirklich undurchdringliche Dickichte bilden.

es auch ſein, ſie finden den Burſchen gleich, und dann halten ſie ſich weiter gar nicht auf.“

Draper und Hennigs hatten leiſe einige Worte gewechſelt und der letztere nahm jetzt ſeinen Stuhl auf und trug ihn an die entgegengeſetzte Seite des Kamins, während er zugleich Mr. Pitt bat, ihm dahin zu folgen, damit die Damen nicht ſo viel in dem Ab- und Anrücken ihrer Kochgeräthſchaften gehindert würden.

Mr. Pitt folgte ſehr eilfertig dem ausgeſprochenen Wunſch, ergriff ſeinen Stuhl an der Lehne und trug ihn weiter herum, faßte ſich aber plötzlich erſchreckt an die Taſche ſeines Rockes, fühlte dort noch etwas, und beſah ſich dann am hellen Kaminfeuer die gegen dieſes ausgeſtreckte linke Hand.

„Blut!“ rief er überraſcht und ſchaute ſich nach dem Stuhl um, auf dem er eben geſeſſen, Mrs. Draper aber ſprang ſchnell hinzu, wiſchte mit einem alten Tuche die Lehne ab und ſagte mit vor Angſt und Beſtürzung halb erſtickter Stimme:

„Ach, ſein Sie nicht böſe, Mr. Pitt; Sally — bekam heute ſo plötzliches Naſenbluten; wir haben — wir haben die Flecken gar nicht geſehen —“

Hennigs bog ſich leiſe zu Lucy hinüber und flüſterte lächelnd:

„Erinnern Sie doch Mutter einmal wieder an das Kapitel von der Nothlüge!“

„O bitte ſehr, bitte ſehr!“ rief der artige Friedensrichter, „hat gar nichts zu ſagen, ſo ſüßes Blut kann mir nur angenehm ſein; bitte, geniren Sie ſich nicht, ich habe ſelbſt ein Taſchentuch; es iſt ja bloß ein unbedeutender kleiner Flecken. Ich erſchrak nur ſo im Anfang, als ich das Naſſe an der Hand fühlte, weil ich glaubte,

ich hätte heute beim Reiten eine kleine Dintenflasche zerdrückt, die ich in der Rocktasche trage; das wäre mir allerdings fatal gewesen; denn für meine hellen Bein- — meine hellen Kleider würde eine solche Anfeuchtung von bösen Folgen gewesen sein."

„Sie haben Dinte bei sich?" rief Hennigs schnell, und sprang in der Erregung des Augenblicks von seinem Stuhle auf, auf den er sich eben wieder niedergelassen.

„Ich? allerdings; befremdet Sie das? ja, hier im Walde ist Dinte allerdings ein seltener Gegenstand, ich bin deßhalb auch genöthigt, sie überall mitzuführen; denn komm' ich einmal in ein Haus und muß etwas schreiben, so kann ich mich fest darauf verlassen, daß erstlich keine Dinte in fünf Meilen im Umkreis zu bekommen, und das einzige Papier der Schmutztitel irgend eines verräucherten Buches ist, der vorerst herausgenommen werden muß. Im allergünstigsten Falle steckt dann noch über dem Kamin ein alter, halbverbrauchter Truthahnflügel, dem eine hineingedorrte Feder durch Gemeinkraft sämmtlicher Familienglieder entzogen und mit dem Jagdmesser des Mannes oder gar der Schere der Frau nothdürftig geschnitten wird, und dann ist das Schreibzeug fertig. Nein, darauf kann ich mich nicht einlassen, ich muß mein „Handwerkszeug" besser in Ordnung haben, und da trage ich denn immer eine kleine steinerne Kruke, wie etwas Papier und einige Federn bei mir."

Hennigs war indessen einige Mal schnell im Zimmer auf und abgegangen und blieb jetzt plötzlich neben dem Stuhle des Redseligen, der in allem Eifer das kleine Fläschchen hervorgeholt hatte, stehen.

„Mein beſter Herr!“ ſagte er, freundlich dabei die Hand auf deſſen Schulter legend, „da könnten Sie der Mrs. Draper einen recht großen und vielleicht einen doppelten Gefallen thun!“

„Wer? ich?“ rief Mr. Pitt, ſich ſchnell nach der erwähnten Dame umdrehend: „mit dem größten Vergnügen, was iſt es? was ſteht zu Dienſten?“

Mrs. Draper blickte verlegen nach Hennigs herüber, dieſer aber ließ ihr gar keine Zeit, ein Wort zu erwiedern, und fuhr zu dem Friedensrichter gewendet, fort:

„Die Damen wünſchten gern eine Abſchrift des kleinen, von Ihnen gedichteten geiſtlichen Liedes zu beſitzen, das Sie neulich bei Mapel's vortrugen, und ſie haben mich ſchon heute Nachmittag darum erſucht, weil ich ihnen vor einiger Zeit einen Vers deſſelben aus dem Kopfe citirte. Da wir uns aber hier in derſelben Lage befinden, wie die übrigen Anſiedelungen, die Sie uns eben ſo treffend ſchilderten, nämlich ohne jegliches Schreibmaterial, ſo möchte ich Sie jetzt im Namen der Damen nicht allein um etwas Papier und Dinte bitten, ſondern auch noch den Wunſch daran knüpfen, mir die Verſe langſam vorzuſagen, daß ich ſie gleich auf der Stelle nachſchreiben könnte.“

„Meine Damen, Sie beſchämen mich wirklich durch die freundliche Nachſicht, mit der ſie meine armſeligen poetiſchen Verſuche beehrt haben!“ ſchmunzelte der kleine Mann, während er in größter Geſchäftigkeit ſeine Taſchen auskramte und in wenigen Secunden eine große Brieftafel, ein kleines Pennal und die eben wieder zurückgeſchobene Dintenflaſche zum Vorſchein brachte, was er Alles auf den Tiſch ſtellte und dann ſeinen Stuhl neben den-

ſelben rückte, das Licht mit den Fingern putzte, ſeine Brille abwiſchte und jede Vorbereitung traf, um das gewünſchte Gedicht augenblicklich ſelbſt niederzuſchreiben. Daran verhinderte ihn aber Hennigs, indem er wie ſcherzend das Pennal an ſich nahm und dem Richter verſicherte, „er würde unter keiner Bedingung zugeben, daß er ſelbſt ſeine überdieß ſchon ſo ſchwachen Augen bei dem düſtern Scheine des flackernden Talglichtes anſtrenge.“

„Nein,“ fuhr er in ſeinen Einwendungen fort, „laſſen Sie mich einmal meine, wenn auch von der Führung der Art etwas ſteifen Finger mit der Feder verſuchen, es wird ſchon gehen, und Sie ſetzen ſich indeſſen mir gegenüber an den Tiſch, dann haben die Damen auch noch den Genuß des Vortrags und brauchen nicht müßig zuzuſehen.“

Mrs. Draper war hinter den Friedensrichter getreten und hielt die zuſammengefalteten Hände feſt, feſt auf das Herz gepreßt, als ob ſie die Angſt, die ihr die Bruſt zu zerſprengen drohte, da bannen und zurückdrängen wollte. Lucy hielt ſeine Stuhllehne gefaßt und blickte ſtarr und mit halb geöffneten Lippen, aber leichenbleichen Wangen und glanzloſen Augen nach dem Geliebten hinüber, und nur Sally, das ſonſt ſo muntere, leichtſinnige Mädchen, hatte die fürchterliche Entſcheidung des Augenblicks nicht ertragen können und war hinaus vor die Thür gegangen, wo ſie den Kopf in der Schürze barg und ſich dort recht nach Herzensluſt ausweinte.

Hennigs dagegen ſchien ganz ruhig und unbefangen, plauderte mit dem Friedensrichter — während dieſer ein reines Blatt Papier vorſuchte und aus dem Pennal eine geſchnittene Feder nahm —

lauter tolles Zeug, erzählte ihm, wie sie in Louisiana immer auf Magnoliablätter geschrieben und in Tenessee Dinte aus Pulver und Indigo gemacht hätten, legte dann, als er auch die letzten Bedenklichkeiten des also geschmeichelten Dichters überwunden hatte, der nur immer noch selber zu schreiben wünschte, das weiße Blatt vor sich hin, sah nach dem Spalt der Feder, feuchtete diese einmal im Mund an und sagte, sich behaglich auf dem Stuhle zurechtrückend:

„So! jetzt bin ich fertig, nun schießen Sie los!"

Draper lehnte am Kamin, und der starke Mann zitterte vor innerer Aufregung so gewaltig, daß die lockeren Dielen unter ihm erbebten; nur Hennigs blieb ruhig und gleichmüthig, und lächelte sogar still und heimlich vor sich nieder, als der Friedensrichter, wohlbehaglich im Stuhl zurückgelehnt, die Hände vor sich auf dem Tisch gefaltet, die Brille in die Höh', auf die Stirn geschoben und die kleinen runden Augen andächtig der Decke und einer Anzahl dort aufgehangener geräucherter Hirschkeulen zugekehrt, mit monotoner, singender Stimme begann:

„O, süßer Herr Jesus, o, komm doch zu mir,
Verzeih' mir, o Herr, meine Sünden!"

„Halt! nur nicht so schnell," bat Hennigs, „ich komme ja sonst nicht mit — verzeih' mir —"

— „o Herr, meine Sünden!"

Draper trat hinter Hennigs Stuhl und las, was dieser schrieb; auf dem Papier stand:

„Der Träger dieses, Scipio —"

„Also weiter — ich hab' es."

„Und laß mich, Lamm Gottes, beim Vater und dir
Erbarmen und Sühnigung finden.“

Hennigs ſchrieb weiter: „geht mit meinem Wiſſen und Willen zu ſeinen Eltern —“

„Haben Sie: Sühnigung finden?“ frug der Friedensrichter, ſchob ſich die Brille herunter und blickte nach dem jungen Manne hinüber.

„Gleich, gleich — Sühnigung finden — ſo, nur weiter.“

„Ich bin zwar, o Heiland, ich muß es geſtehn,
Dein ſchlechteſter, niedrigſter Knecht — “

declamirte Mr. Pitt, warf einen freundlichen Blick nach der über ihn hingebeugten Mrs. Draper hinauf, ſeufzte einmal tief auf, und wiederholte:

„Dein ſchlechteſter, niedrigſter Knecht — “

— „nach Illinois, und hat von mir dazu vier Wochen Erlaubniß“ — ſchrieb Hennigs.

„Haben Sie das?“ frug wieder der Richter.

„Ja, — Erlaubniß —“

„Wie?“ ſagte Mr. Pitt, und blickte zu ihm auf.

„O, nichts,“ erwiederte ſchnell gefaßt der junge Mann, „es hatte ſich ein Haar in die Feder geklemmt, alſo — Knecht!“

„Ja, — warten Sie einmal, nun bin ich herausgekommen, — ſchlechteſter, ſündigſter Knecht,“ murmelte er vor ſich hin, „ach ja, jetzt hab' ich's:

Doch haſt du ja auch meine Reue geſehn,
So weiſe mich, Herr, denn zurecht — “

— „weiſe mich, Herr, denn zurecht,“ repetirte Hennigs und

beendete indeſſen den Paß Benjamin's mit dem Wort: „erhalten;“ ſetzte den fingirten Namen Peter Rollins mit dem geſtrigen Datum darunter, und faltete das Papier zuſammen.

„Halt! ich bin noch nicht fertig,“ rief da der würdige Friedensrichter aus, dem dieſe Bewegung nicht entgangen war, „das ſind nur die zwei erſten Strophen, nun kommen fünf in einem anderen Rhythmus, und dann wieder drei Schlußverſe. Schreiben Sie alſo weiter:

„Ich will Dir, du treuer Hirte
Ein getreues Schaf auch ſein,
Führe denn mich heil'ger Vater
In den ew'gen Schafſtall ein.“

„Und wenn mir —

aber Sie ſchreiben ja gar nicht.“

„Nur die beiden erſten Verſe fehlten Ihnen, nicht wahr, Mrs. Draper?“ ſagte Hennigs, und ſtand von ſeinem Stuhl auf.

„Ja, Sir, es waren nur die beiden,“ ſtammelte die Matrone, und ſie wußte jetzt, daß Hennigs Auge feſt auf ihr haftete; das Blut ſtrömte ihr quellend in Stirn und Schläfe, und der Athem verging ihr faſt vor Angſt um den Unglücklichen, vor Scham über die ausgeſprochene Lüge.

„Alſo die andern Verſe haben Sie? nun, warten Sie, ich ſage ſie Ihnen noch einmal vor, dann können Sie, wenn etwas daran nicht richtig ſein ſollte, es ändern. Zeigen Sie mir nur erſt einmal, was Sie geſchrieben haben,“ und er ſtreckte ſeinen Arm nach dem Papier aus, das Hennigs mit auf den Tiſch geſtützter Hand locker zwiſchen den Fingern hielt.

Dieſer aber ſchien es gar nicht zu bemerken; mit vorgebeugtem Körper, ſtarr und regungslos, ſtand er da, die linke Hand lauſchend hinter das Ohr gehalten; er horchte einem entfernten Geräuſch, und hatte für den Augenblick ſeine ganze Umgebung vergeſſen.

Mr. Pitt nahm indeſſen das Papier herüber, öffnete es, ſchob ſich die Brille wieder nieder, und ſchien dann erſt das ſonderbare Benehmen des jungen Mannes zu bemerken.

Die Bewohner der Hütte ſtanden entſetzt; warf der Friedensrichter nur einen Blick in die Zeilen, die er geöffnet in der Hand hielt, ſo waren ſie entdeckt.

„Hennigs!“ rief der alte Mann, und faßte ſeinen Arm.

„Mr. Hennigs!“ ſagte Pitt, und hielt das Innere der Linken gegen das Licht, um, von dieſem nicht geblendet, ihn beſſer betrachten zu können. Das rief den Träumenden aber mit Gedankenſchnelle in ſeine Umgebung zurück; er blickte den Fremden an, ſah den Paß in deſſen Hand, und riß ihn mit keckem Griff aus ſeinen Fingern.

„Mr. Hennigs!“ rief überraſcht der Richter.

„Ich muß tauſendmal um Verzeihung bitten, Sir,“ entſchuldigte ſich jener, verlegen lächelnd, „doch das, was ich hier geſchrieben habe, dürfen Sie wahrhaftig nicht leſen, es iſt zu ſchlecht, Sie haben zu ſchnell geſprochen, und ich mußte mich ſo eilen; warten Sie noch wenige Minuten, und ich will es ins Reine ſchreiben, nachher mögen Sie ſich überzeugen, daß auch ein Backwoodsman manchmal keine ſo üble Feder führt und den Schulmeiſter nicht braucht, wenn er Jemandem einen Brief ſchicken will.“

„Was hatten Sie denn aber eben? Sie ſtarrten ja vor ſich nieder, als ob Sie einen Geiſt ſähen?“ frug, dadurch beruhigt, Mr. Pitt.

„O, nichts, wenigſtens nichts von Bedeutung,“ erwiederte jener, „mir war es nur, als ob ich irgend ein fremdartiges Geräuſch vernahm, und ich konnte nicht recht herausbekommen, was es war. Halt — da wieder; hören Sie nichts?“

Draper ſprang an die Thür und riß ſie auf, und deutlich drang jetzt der Ruf von fernen Stimmen an ihr Ohr, als ob Leute über einen Fluß hinüber die Fähre anriefen.

„Da ſind ſie,“ ſagte der Kleine, ſprang auf und griff nach dem an der Wand hängenden Blechrohr, das in faſt allen amerikaniſchen Blockhütten dazu benutzt wird, die Arbeiter zum Eſſen aus dem vielleicht weit entfernten Felde zu rufen. Die Töne dieſes langen, geraden Hornes ſchallen ungemein weit, und man kann ſie mit günſtigem Winde, und beſonders über das Waſſer hin, oft Meilen weit hören.

Mr. Pitt ſchloß nun auch ganz richtig, daß die Jäger, von der Dunkelheit überraſcht, die einzeln und mitten im Walde liegende Hütte nicht hatten finden können, und nun durch ihr Rufen die Aufmerkſamkeit der Bewohner zu erwecken gedachten, damit dieſe durch irgend ein Zeichen, durch einen abgefeuerten Schuß, oder den Ton eben ſolchen Hornes ihren Aufenthalt verriethen. Er nahm denn auch ohne weitere Umſtände das Inſtrument vom Nagel, trat in die Thüre und ließ nun nach jener Richtung hin ſo durchdringende, klagende Laute ertönen, daß die Hunde mit kurzem Gebell zuerſt eine Art Proteſt gegen ſolche

Muſik einzulegen ſchienen, dann aber, vielleicht durch das Weiche der Melodie gerührt, ein ſo fürchterliches, wehmüthiges, markzerſchneidendes Geheul ausſtießen, daß Mr. Pitt erſchreckt mitten in ſeinem nicht mehr Solo einhielt, den Beſtien einen Augenblick zuhörte und dann kopfſchüttelnd ſagte:

„Iſt nun einem lebendigen Chriſtenmenſchen ſchon ſo etwas in ſeinem ganzen Leben vorgekommen?“

Nichtsdeſtoweniger ſetzte er ſeine muſikaliſchen Uebungen fort, und Hunde und Friedensrichter vereinigten ſich jetzt zu einem ſo ohrzerreißenden Concert, daß der Wald ordentlich lebendig zu werden ſchien, und ſämmtliches zahmes Hausvieh, als da war, drei Ferkel und etwa ein halbes Dutzend Hühner, die erſteren ihr Lager mieden und grunzend, die Seiten an einander gedrückt, herbeiliefen, und die anderen mit den Flügeln ſchlugen und nicht übel Luſt zu haben ſchienen, eine ſo unruhige Nachbarſchaft zu verlaſſen.

„Hier iſt der Paß,“ rief Hennigs jetzt ſchnell, und drückte das Papier dem alten Draper in die Hand.

„Der Träger dieſes, Scipio, geht mit meinem Wiſſen und Willen zu ſeinen Eltern nach Illinois, und hat von mir dazu vier Wochen Erlaubniß erhalten.“ „Peter Rollins.“

„Wer ihn anhält und nicht perſönlich kennt, wird ihm kein Hinderniß weiter in den Weg legen; doch muß er noch in dieſer Nacht fort.“

„Aber wie? der Richter ſteht in der Thüre und in wenigen Minuten haben wir das Haus ſo voll Menſchen, daß ein Entrinnen für ihn zur Unmöglichkeit wird.“

„Auch dazu wird Rath werden; geben Sie ihm nur einen alten Rock und eine Mütze — schnell — der Richter hat aufgehört zu blasen, ich will ihn zu mir hinausrufen. Wenn ich den Eulenruf nachahme, muß Ben rasch hinausgleiten; er soll dann zu mir hinter das Haus kommen; ruhig jetzt, er dreht sich wieder um.“

Mr. Pitt hatte allerdings seine Lungen pausiren lassen und die Bearbeitung des Instrumentes eingestellt, keineswegs waren aber die Hunde gesonnen, sich so schnell und plötzlich über das Gehörte zufrieden zu geben. Ein junges Thier, und zwar eben der schon früher erwähnte junge Wolfshund, heulte Sopran, und schien den Ton anzugeben, denn nach jedesmaliger kurzer Pause fiel er stets zuerst wieder ein, und ihm folgte augenblicklich ein alter blinder Schweißhund in E moll, wornach denn die übrige Schaar, als ob sie nur auf das Angeben der Tonart gewartet hätte, im wilden, disharmonischen Chor einfiel und nicht eher aufhörte, bis auch der letzte Vorrath von Luft und Lunge und Kehle erschöpft war.

Mr. Pitt versuchte nun zwar sein Bestes, sie zur Ruhe zu bringen, schimpfte, drohte, und warf sogar einzelne Späne und Holzstücke, die vor der offenen Thüre lagen; das hatte aber weiter nichts zur Folge, als daß sie jetzt sämmtlich gegen ihn Front machten, und zwar die Köpfe ihm seitwärts zugedreht, um jedem etwaigen, nach ihnen geschleuderten Wurfgeschoß schnell genug ausweichen zu können, sonst aber fuhren sie in ihren entsetzlichen Accorden ruhig fort.

„Laßt's gut sein, Sir,“ tröstete ihn jetzt Hennigs, als der

kleine Friedensrichter halb lachend, halb ärgerlich wieder in der Thüre erſchien, „ich will ſie ſchon zum Schweigen bringen.“

„Ruhig, ihr Beſtien!“ ſchrie er dann mit Donnerſtimme, als er eben vor das Haus getreten war, „ruhig, oder ich drehe euch die Hälſe um!“ und eine dort lehnende Stange ergreifend, fuhr er mit ſo gut gemeinten und links und rechts ausgetheilten Schlägen zwiſchen ſie hinein, daß ſie nach allen Seiten auseinander ſtoben und ſich winſelnd theils in den Wipfeln der umhergeſtreuten Bäume, theils unter dem Hauſe verkrochen. Hennigs aber blieb jetzt einen Augenblick auf die Stange geſtützt und wie in tiefen Gedanken ſtehen; da ſchreckte ihn der näher und näher kommende Lärm der Jäger, das entfernte Bellen von Hunden aus ſeinem Sinnen empor. Er warf den Blick ſchnell umher, ergriff den noch neben dem Hauſe liegenden Sattel und Zaum, trug beides hinter daſſelbe und rief nun mit leiſem Pfiff ſein gehorſames Poney herbei.

„Nun, Madame, werden Sie gleich Einquartirung bekommen,“ ſagte der Friedensrichter, während er ſich ſchmunzelnd die Hände rieb und zum Feuer trat, an welchem Lucy und Sally jetzt eifrig beſchäftigt waren, die verſchiedenen, ſchnell hinzugerückten Lebensmittel zu vertheilen. — „'s wird freilich knapp hergehen hier in dem engen Zimmerchen, man kann ſich das aber Alles eintheilen. Lieber Gott, in Arkenſas lagen wir einmal Siebenzehn in einem Raume, der, wenn nicht noch kleiner, auf jeden Fall keinen Zoll breit größer war, als dieſer hier. Traper macht wohl ſchon ſein Lager da zwiſchen den Betten zurecht? ja, ja, werden jedes Eckchen und Winkelchen benutzen müſſen; die

Burſche ſind wie das wilde Heer. Ob ſie den Neger nur haben? hoffentlich doch, hol der Henker eine ſolche ſchwarze Beſtie, ſchlägt ihren eigenen Herrn! Ei, wenn da nicht einmal ein Exempel ſtatuirt wird, dann wäre man ja ſeines Lebens ſelbſt nicht mehr ſicher und müßte ſich wahrhaftig fürchten, die eigenen Dienſtboten zu züchtigen. Wie ich gehört habe, wollen ſie zuſammenlegen und den Eigenthümer wenigſtens in etwas ſchadlos halten."

Mr. Pitt hatte ſich jetzt wieder halb dem Feuer und halb Mrs. Draper zugekehrt, und dieſe hielt ihre Augen auch feſt auf die ſeinigen gerichtet, aber kein Wort vernahm ſie von alle dem, was er ihr mit ſo bedeutender Zungengeläufigkeit erzählte, ihr Ohr lauſchte dem Rauſchen der Kleidungsſtücke, dem unterdrückten Flüſtern ihres Mannes, und ſie ſah jetzt plötzlich, wie ſich die Geſtalt des jungen Sclaven leiſe und vorſichtig emporhob.

„Weiß nur der liebe Gott, wo die Männer ſo lange bleiben," unterbrach ſich jetzt ſelbſt der kleine Mann, indem er einen Schritt vom Kamine zurücktrat und nach der Thüre ſah. Mr. Hennigs kommt auch nicht wieder, der iſt ihnen wahrſcheinlich entgegen; wo iſt denn Mr. Draper?"

„Hier, Sir," antwortete dieſer und trat einen Schritt vor, dicht hinter ihm ſtand der Neger, und die geringſte Bewegung hätte ihn dem Friedensrichter verrathen; die nächſte Minute mußte überhaupt das Schickſal des Verfolgten entſcheiden.

Da ſchlugen wiederum die Hunde an, es waren die Jäger, die ebenfalls, wie vor ihnen Hennigs und Pitt, durch den ziemlich begangenen Pfad herbeigelockt, an der Grenze der niedergeworfenen Bäume hielten und das Haus anriefen. — Mr. Pitt wollte

in die Thüre treten, geſchah das, ſo wurde es zu einer Unmöglichkeit, den Neger hinauszulaſſen, und er war dann rettungslos verloren.

Draußen ließ ſich der klagende Ruf einer Eule hören.

„Beſter Mr. Pitt!“ rief da Lucy plötzlich, „dürft' ich Sie wohl einmal bitten, mir den ſchweren eiſernen Topf hier auf die Kohlen zu heben, ich kann ihn wahrlich nicht regieren und unſere Gäſte kommen ſchon.“

„O, mit dem größten Vergnügen, mein Fräulein!“ rief der bereitwillige Friedensrichter und ſprang ſchnell hinzu, lehnte ſich mit dem linken Arme gegen den über den Kamin hinlaufenden Querbalken, und griff mit der Rechten in die von Lucy ſchnell in den Henkeln des Gefäßes befeſtigten Topfhaken.

„Sehen Sie, mein Fräulein, das iſt gar nicht ſo ſchwer, allerdings etwas zu maſſiv für eine Dame; aber — doch wo wollen Sie ihn denn hin haben? auf die brennenden Scheite? die müßten wohl erſt ein wenig zuſammengeſchoben werden.“

„Ach bitte, beſter Mr. Pitt, halten Sie ihn nur zwei Secunden, die Klötze haben ſich verſchoben, warten Sie, ich richte ſie gleich zurecht.“

Lucy rückte mit dem Schüreiſen die im Kamine liegenden Brände, und Friedensrichter Pitt hielt indeſſen, dicht über die Glut gebeugt, den ſchweren Topf, daß ſich ihm das Antlitz immer röther färbte und der Schweiß in großen Tropfen auf ſeine Stirn trat.

Hinter ſeinem Rücken glitt eine, in einen braunen Ueberrock gehüllte Geſtalt, den ſchwarzen Filz tief in die Augen gedrückt,

zur Thüre hinaus, ſtrich um die nächſte, der entgegengeſetzten Ecke, wo ſich die Hunde befanden, und verſchwand in der Finſterniß hinter dem Gebäude. Draper folgte ihm hinaus vor die Thüre.

„So, Sir, jetzt nur dahin; ah, das iſt recht, es iſt Ihnen wohl ſehr ſauer geworden?“ ſagte mit mitleidigem Tone das ſchöne Mädchen, und es war ihr in dieſem Augenblick, als ob ſich eine Centnerlaſt von ihrer Bruſt wälze.

„O bewahre, bewahre,“ erwiederte der galante Richter und benutzte augenblicklich die nun freigewordenen Hände, ſein Taſchentuch hervorzuholen und ſich die tropfende Stirn damit abzutrocknen; „nicht mehr als gern geſchehen, das Feuer meint's übrigens gut, blitzmäßig heiß. — Wo bleiben denn aber nur die Jäger? aha, können auch nicht durch die Baumwildniß vor dem Haus, das geſchieht ihnen recht, warum reiten ſie nicht herum, bis ſie einen Eingang finden; habe mir auch meinen Weg ſuchen müſſen.“

Draper ſtand indeſſen vor der Thüre ſeiner Wohnung und ſtarrte in die dunkle Nacht hinein, von drüben her ſchallten die Stimmen ſeiner Nachbarn, die fluchend und lachend herüberſchrieen, daß er ihnen den geheimen Pfad zum warmen Herde zeigen möchte, und hinter dem Hauſe raſchelte es in den Zweigen und er vernahm leiſes Fluſtern. Schnell ſchritt er dieſem zu. Hennigs ſtand vor dem Neger, der ſeine Hand erfaßt hatte und ſie trotz dem Sträuben des jungen Mannes inbrünſtig an die Lippen drückte. Der arme Knabe konnte vor Schluchzen kaum reden und wollte ſich immer wieder zu den Füßen ſeines Retters niederwerfen.

„Unſinn,“ ſagte dieſer und ſchob ihn von ſich, „mach jetzt

ſchnell, daß Du fortkommſt, ſonſt wird's zu ſpät; meine Adreſſe haſt Du, das Pferd ſchickſt Du mir nach St. Louis zurück."

„Euer Pferd?" frug Draper ſchnell.

„Er kann nicht anders fort!" flüſterte Jener. „Doch nun ſchnell, ſonſt wird's beim ewigen Gott zu ſpät! Kannſt Du reiten?"

„Den wildeſten Hengſt, der je einen Reiter abwarf," lautete die Antwort.

„Deſto beſſer, Du haſt's vielleicht nöthig, aber — ſchone mir das kleine Thier, wenn's irgend geht; es iſt ein ſo gutes Poney wie eins in den Staaten und — mein einziges; aber alle Teufel, da kommen die Reiter herum; Peſt und Gift, wir haben ſo lange gezögert, bis ſie uns auf dem Kragen ſitzen. Was nun thun? Willſt Du jetzt fort, ſo müſſen ſie Dir begegnen; der einzige Ausweg hier iſt kaum dreißig Schritte breit."

Der Neger ſtand wenige Secunden lauſchend ſtill, doch das immer näher kommende Galoppiren der Hufe ließ keinen Zweifel mehr übrig; was geſchehen ſollte, mußte ſchnell geſchehen, und mit kühnem Sprunge ſchwang ſich der Sohn Afrika's in den Sattel, winkte noch einmal mit der Hand und preßte die Flanken des kleinen, ungeduldig ſtampfenden Poney's. Im nächſten Augenblick überflog es einen vor ihm liegenden umgeſtürzten Futtertrog und wollte eben in den ſchmalen Pfad einlenken, der von hier aus allein durch das Gewirr von Aeſten und Zweigen führte, als von dorther ein lauter Jubelruf drang und gleich darauf ein in ein helles Jagdhemd gekleideter Reiter erſchien.

„Hurrah! hier iſt der Weg!" ſchrie dieſer, „kommt an, Hilbert, im Hauſe iſt Licht und da vorn ſeh ich auch Geſtalten, auf

jeden Fall finden wir eine trockene Stube und ein loderndes Feuer; wer zuerſt am Kamin iſt, bekommt den beſten Platz.“

Benjamin erkannte mit Entſetzen die Stimme ſeines Herrn, das Blut erſtarrte ihm in den Adern, doch hier galt es Entſchloſſenheit, das Leben ſtand auf dem Spiele; mit Blitzesſchnelle glitt er aus dem Sattel, warf ſich den Zaum über den Arm und ſchritt zurück, dem Hauſe wieder zu.

„Halt da!“ ſchrie der voranſprengende Wallis. „Hier, Burſche, hörſt Du nicht? nimm mein Pferd auch mit, reib es tüchtig ab und gib ihm genug Mais, die Thiere ſind alle todtmüde; leg' aber auch die Sättel ins Haus!“

Und er ſchwang ſich vom Rücken ſeines ſchnaubenden, ſchäumenden Rappen, überließ den Zügel dem Schwarzen, ohne dieſen weiter eines Blickes zu würdigen, und eilte dann mit flüchtigen Sätzen der Thüre zu; denn der bis jetzt drohendbedeckte Himmel fing an in großen Tropfen die Boten eines nahenden Unwetters niederzuſenden.

„Gerade zu rechter Zeit, wie abgemeſſen!“ rief er, als er das ſchützende Dach über ſich ſah. „Guten Abend, Ladies und Gentlemen, müſſen tauſendmal um Entſchuldigung bitten, es kommt aber eine ganze Jagdgeſellſchaft, die Noth zwingt uns Ihre Gaſtfreundſchaft in Anſpruch zu nehmen.“

Draußen ſprengten die Reiter vor das Haus und hingen die Zäume ihrer Thiere an einzelne Aeſte und ſchwanke Zweige der umhergeſtreuten Bäume, während ſie vergebens nach dem Neger ſchrieen, die Pferde zu verſorgen und zu futtern.

„Gentlemen,“ ſagte Draper, der in dieſem Augenblick in die Thüre trat und ſeine Gäſte bewillkommte; „Sie rufen nach einem

Neger, ich muß aber ſehr bedauern, daß ich keinen habe, deßhalb ſoll jedoch Ihren Pferden nichts abgehen, ich werde ſie ſelbſt beſorgen.“

„Ich habe doch mein Thier eben einem Neger übergeben!“ rief Wallis.

„Das war ich!“ lachte Hennigs, der jetzt ebenfalls ins Trockene trat; „ich merkte wohl, daß Ihr mich für einen Nigger hieltet.“

„O, bitte tauſendmal um Vergebung, Sir,“ ſagte der Farmer, und trat, ihm die Hand entgegenſtreckend, auf ihn zu, „es fing gerade an zu regnen, und ich ſah gar nicht ordentlich zu, dachte wahrhaftig, es wäre ſo ein ſchwarzer Hallunke geweſen. Seid übrigens froh, Draper, daß Ihr keinen habt, nichts als Sorge und Noth mit den Beſtien. Ah, guten Abend, Richter, wie geht's? wohin? zur Betverſammlung? das iſt recht; es iſt ein Glück für das Land, wenn die, ſo mit der Polizei deſſelben beauftragt ſind, auch ihren Gott darüber nicht vergeſſen. Ein frommer Richter iſt ſtets ein gerechter Richter. Ich würde auch mitgehen, aber leider hält mich dießmal die Verfolgung eines nichtsnutzigen Buben ab, den ich erſt ſeiner gerechten Strafe übergeben muß.“

Der Eintritt der Uebrigen unterbrach hier den Redner, und es war für den Augenblick ein allgemeines Begrüßen, Entſchuldigen, Einanderausweichen und Stühlerücken, bis endlich, nach mancher Platzveränderung lebendiger, wie lebloſer Gegenſtände, eine Anzahl von Perſonen in dem engen Raume nicht allein untergebracht, ſondern auch verhältnißmäßig bequem placirt war, von der ſich nur der einen richtigen Begriff machen kann, der einmal ſelbſt in einem ſolchen Haus gelebt hat und Zeuge geweſen iſt, wie in einem Raum von „zwanzig bei zwanzig,“ das heißt: „zwanzig Fuß lang und zwanzig breit,“ zwei bis drei Familien

mit einer unbeſtimmten Anzahl von Kindern im Stande ſind zu wohnen, kochen und ſchlafen.

Hennigs und Draper hingen ſich nun, als ſie das Innere des Hauſes ein wenig geordnet hatten, ihre alten wollenen Jagddecken über, und eilten ſchnell hinaus, die armen Pferde der Jäger zuerſt in einem gemeinſamen Trog zu füttern, und ſie dann, da von einem Stall oder Schuppen auch keine Spur in der Nähe war, für die Nacht ihrem Schickſal zu überlaſſen.

Der Sturm zog indeß herauf, und rauſchte und tobte in den alten, weitgeſpreizten Wipfeln der mächtigen Bäume; von Süd und Weſten kam er zuſammen, und ſchleuderte ſeine gewitterſchwangeren Hülfstruppen, die flüchtigen dunkeln Wolkenmaſſen, mit ſtarken Fäuſten gegen einander, daß ſie ſich, grollend und tobend, mit den zuckenden Glutlanzen die weiten, giftgeſchwollenen Bäuche durchſtießen und nun in tollen Schauern ihre Ströme auf die zitternde Erde hinabflutheten. Die Thiere des Waldes ſuchten ihre verſteckten Lager, die Eule ſelbſt barg ſich in der ſichern Höhlung, und verſchob den Raub auf eine günſtigere Zeit. Nur der Wolf, der immer gefräßige, zog mit ſeiner wilden Schaar lauernd und geräuſchlos unter den niederkrachenden Aeſten hin, ſchnuppernd dabei die Naſe erhoben, den Schlupfwinkel irgend eines ſchönen Wildes zu erſpähen. Dann und wann aber, wenn ein lauterer Schlag, als gewöhnlich, den Wald durchdröhnte, und das Echo aus den fernen Bergen klagend und grollend antwortete, dann ſtellte ſich wohl der Führer des Rudels, hob den langen, ſpitzen Kopf zu den jagenden, über ihn dahinſtiebenden Wolken empor, und heulte ſeine klagende Weiſe hinein in den Aufruhr der Elemente, daß ſich der unter das ſichere Farmhaus gedrückte

Hund unruhig hob, knurrend einen Augenblick den bekannten gehaßten Tönen lauſchte und ſich dann, mit halb unterdrücktem Bell wieder feſter und wärmer zuſammen rundete, als vorher.

Die Männer im Innern der Hütte ließen aber den Sturm Sturm ſein; das war ein alter Bekannter von ihnen, und das Niederpraſſeln einzelner Aeſte, ja oft ganzer Stämme, das Heulen wilder Beſtien und das Raſen der Windsbraut, ſie hatten es ſchon wie oft gehört. Ein loderndes Feuer, ein warmes Abendeſſen und gute Geſellſchaft ließ ſie bald Alles vergeſſen, was um und über ihnen vorging.

Hennigs war beſonders ausgelaſſen luſtig, und wenn auch Wallis und Pitt im Anfang nicht ſo recht mit einſtimmen wollten in ſeine Fröhlichkeit, ſo riß ſie der unverwüſtliche Humor des jungen Mannes doch zuletzt ebenfalls mit fort. Maſſen von alten Jagdgeſchichten und Anecdoten wurden erzählt, Scenen aus dem Revolutionskrieg wieder aufgefriſcht, da Pitt behauptete, die Schlacht von New-Orleans mitgemacht und hinter den Baumwollenballen damals mit vorgeſchoſſen zu haben, und es mochte zehn Uhr ſein — eine für den Backwoodsman ungemein ſpäte Stunde — als die Männer erſt das Lager ſuchten, um ſich für die Strapatzen des morgenden Tages zu ſtärken und kräftigen.

Die Nacht ging es mit dem Lagerraum allerdings eng genug her, doch wußten die Jäger bald Rath; ſeine wollene Decke hatte ein Jeder mit. Einige derſelben wurden deßhalb vor dem Feuer hingelegt, auf denen dann ſämmtliche Gäſte in langer Reihe Platz nahmen, und über dieſe wieder breitete nun ihr Wirth Alles, was er nur an breitbaren Gegenſtänden irgend vorräthig fand. Ein gutes Feuer ward dabei ebenfalls die Nacht über im Kamin

unterhalten, und die Männer lagen — wie es ſich nur ein Jäger wünſchen kann — warm und trocken.

Der nächſte Morgen fand übrigens die Letztgekommenen am frühſten zum Aufbruch fertig; Wallis war ſchon draußen geweſen, um nach den Pferden zu ſehen, als der anbrechende Tag kaum ſeine erſten bleichen Strahlen von Oſten herauf ſandte, und die Uebrigen fachten indeſſen das faſt niedergebrannte Feuer wieder an, füllten den großen blechernen Kaffetopf mit Waſſer, und bereiteten Alles zu einem äußerſt frühen Aufbruch vor.

Nur Hennigs, ſonſt immer der erſte, zögerte an dieſem Morgen; an den Kaminſims gelehnt, ſtand er, und ſtarrte gedankenlos nach Mr. Pitt hinüber, der, noch der einzige Schlafende, in einer Ecke ſein beſonderes mit einem Unterbett verſehenes Lager gefunden hatte.

Hilbert und Wallis, deren Thiere indeſſen ſchon wieder geſattelt vor der Thüre ſtanden, kamen jetzt herein, um das von den Frauen ſchnell bereitete Frühſtück einzunehmen.

„Nun, Hennigs," ſagte der Erſte, als er ſeine am Feuer aufgehangenen Leggins *) anzog und mit dem einen hart gewordenen eben wieder zur Thüre zurückſchritt, ihn auszureiben, „Ihr ſeid ja heut' Morgen verdammt bequem, Euer armes Poney ſteht da draußen, kaut an den Aeſten herum und ſcheint unmenſchlichen Hunger zu haben."

„Mein Poney?" ſagte Hennigs halb verwundert, halb ungläubig, und hob den Blick zu ihm auf.

„Nun ja, das dort drüben gehört doch Euch, wie? ſo eine

*) Die ledernen gamaſchenartigen Ueberzieher der Jäger.

kleine rauhhaarige Beſtie gibt's ja weiter gar nicht am ganzen Miſſouri."

Hennigs war mit einem Satz neben ihm und blickte hinaus; wer aber beſchriebe ſeine freudige Ueberraſchung, als er dort, mitten zwiſchen Draper's Pferden, die durch das Unwetter heimgetrieben waren, ſein eigenes, liebes, kleines Poney erkannte, an das er den ganzen Morgen mit einem recht wehmüthigen Gefühl gedacht, und jetzt ſchon viele, viele Meilen von da entfernt, todtmüde durch den anſtrengenden Ritt eines Verzweifelten, vermuthet hatte.

War denn Benjamin zu Fuße fort? ſo thöricht konnte er doch nicht geweſen ſein.

„Wie iſt denn Pitt eigentlich hierher gekommen?" frug Hilbert in dieſem Augenblick, und überzählte leiſe murmelnd die Pferde, die faſt ſämmtlich in verſchiedenen Gruppen vor dem Hauſe ſtanden.

„Auf ſeinem Fuchs," ſagte Hennigs ſchnell, und blickte forſchend nach dem eben genannten Thier umher.

„Auf dem Goldfuchs?"

„Ja; aber ich ſehe ihn nicht."

„Der iſt auch nicht hier!" meinte Hilbert, „am Haus wenigſtens nicht; denn ich bin ſeit länger als einer Stunde auf, und faſt die ganze Zeit draußen geweſen."

Mrs. Draper rief in dieſem Augenblick zum Frühſtück, und Mr. Pitt rutſchte ſchnell unter den ihn bis jetzt noch immer verhüllenden Pferdedecken hervor, zog ſeinen Rock an und trat hinaus vor die Thüre, um dort in einem großen blechernen Waſchbecken Geſicht und Hände zu baden. Die Jäger aber ließen ſich indeſſen

nicht beſonders nöthigen, ſie langten wacker zu, beendeten ſchnell ihr Mahl, und griffen dann, ohne weiteres Zögern, nach ihren Büchſen, die geſtern aufgegebene Hetze — eine nun allerdings hoffnungsloſe Arbeit — wieder zu beginnen. Beim Eſſen ſchon hatten ſie den Plan verabredet, wie ſie jetzt am Beſten des flüchtigen Negers habhaft würden, der ihnen, wie ſie äußerten, nach ſolch furchtbarem Wetter und in dem Zuſtand, in welchem er ſich befand, gar nicht mehr entgehen konnte. Wie Draper jetzt vernahm, ſo waren auch ſchon am Miſſouri ſelbſt alle Farmer, die Boote im Fluß hatten, von der Flucht des Sclaven in Kenntniß geſetzt und bereit, ihn aufzufangen. Ihre Abſicht, was mit dem Unglücklichen geſchehen ſolle, wenn ſie ihn ergriffen, äußerten ſie ebenfalls unverhohlen: er hatte ſich an einem Weißen vergriffen, und der Tod war dafür ſein Loos. Der Friedensrichter ſtimmte ihnen auch darin vollkommen bei, und verſprach ſogar, den nöthigen Bericht darüber an den Gouverneur des Staates zu machen, um von dort her wenigſtens einen Theil des Schadens für den Eigenthümer vergütet zu bekommen.

Fünf Minuten ſpäter waren die Männer beritten, riefen noch Dank und Abſchiedswort, von den Pferden herunter, ihren freundlichen Wirthen zu, und ſprengten dann, Wallis und Hilbert ausgenommen, in zwei Abtheilungen rechts und links ab, dem Miſſouri zu, die beiden Letztgenannten aber bildeten, mit den beſten Hunden der Geſellſchaft, das Centrum dieſer Kette, die alſo langſam und vorſichtig noch einmal den ganzen Wald durchſuchten, wo ſie den Flüchtling vermuthen mußten, und auf dieſe Art hofften, ihn entweder aus ſeinem Lager auf-, oder doch den am Fluß hin poſtirten Helfern in die Hände zu treiben.

Hennigs ſah ihnen lächelnd nach und murmelte, als ſie hinter den Büſchen der Niederung verſchwanden, leiſe vor ſich hin:

„Geht nur, geht, ihr wackeren Männer, hetzt eure Hunde und Pferde ab, um einen Menſchen zu jagen; den aber, den ihr ſucht, bringt ihr mir nicht mehr zurück. Hat er Glück, ſo kann er jetzt ſchon bald in Illinois ſein, und Mr. Peter Rollins mag ihm dort durchhelfen.“

Zu ſeinem keineswegs freudigen Erſtaunen entdeckte übrigens Mr. Pitt, nach eingenommenem Frühſtück die Abweſenheit ſeines Pferdes, die er ſich gar nicht erklären konnte, da das Thier ſonſt noch nie in der Nacht den Trog verlaſſen hatte, an dem es gefüttert worden, und das Fortlaufen eines Pferdes in ſolchem Wetter doppelt unwahrſcheinlich wurde, wo im Gegentheil alles zahme Vieh gern die Nähe menſchlicher Wohnungen aufſucht. Hier half aber weiter kein Beſinnen, und er mußte, wollte er die Betverſammlung heute nicht verſäumen, Mr. Draper's Vorſchlag annehmen, der ihm eines ſeiner Pferde zum Gebrauch überließ und den Goldfuchs zu ſuchen verſprach, ſobald er ſelbſt zurückkehren würde. Die beiden Männer ritten auch zuſammen voraus, und nur Hennigs blieb bei den Damen zurück, um dieſe, die erſt noch Manches im Haus zu ordnen wünſchten, ſpäter zu begleiten.

Kaum ſchloſſen ſich nun die Büſche hinter dem Friedensrichter und ſeinem Gefährten, als ſich der junge Farmer, der ihr Fortreiten durch eine Spalte der Hütte beobachtete, mit triumphirendem Blick gegen die Matrone wandte. Die arme Frau hatte aber nur mit fürchterlichſter Kraftanſtrengung bis dahin, und ſo lange die Fremden zugegen geweſen, ihre äußere Unbefangenheit und Ruhe behaupten können, jetzt, da der Zwang aufhörte, ließen

auch ihre Kräfte nach, und das Antlitz in den Händen bergend, ſank ſie zitternd auf einen Stuhl nieder und ſchluchzte laut.

„Mutter!“ riefen die beiden Mädchen, und ſprangen an ihre Seite: „liebſte, beſte Mutter!“

„Mrs. Draper!“ bat Hennigs, „beruhigen Sie ſich doch; ſchmerzt es Sie denn, daß Sie ein Menſchenleben gerettet haben?“

Die Matrone bedurfte einige Zeit, ehe ſie ſich wieder ſammeln konnte; endlich blickte ſie mit den thränenden Augen zu dem jungen Mann auf, und ſagte leiſe:

„Sie haben mich hart geſtraft, Hennigs, ich werde gewiß in recht, recht langer Zeit nicht den geſtrigen Abend vergeſſen, habe ich aber gefehlt, ſo mag mir Gott die Sünde vergeben, ich konnte nicht anders. — Ach, unſer Herz iſt ja ſo ſchwach, und weiß wohl oft ſelbſt nicht, wo es irrt, und wo es recht handelt. — Wie iſt der arme Junge entkommen, und iſt er überhaupt gerettet?“

„Er hat Pitt's Pferd mitgenommen,“ lachte Hennigs, „dem „Niggerfreſſer“ kann das übrigens nichts ſchaden. Ben muß geſtern Abend doch natürlich Alles mit angehört haben, was er über ihn und ſeine Race ſagte, und da verdenk' ich's ihm gar nicht, daß er ſich ein Bischen an ihm gerächt hat.“

„O, das thut mir leid, das thut mir ſehr leid,“ ſeufzte die Matrone, „hätten Sie das nur verhindern können; ich würde ihm ja ſo gerne eins unſerer beſten Pferde überlaſſen haben.“

Hennigs ſchwieg und ſah vor ſich nieder; jetzt nahm aber Lucy das Wort, und rief:

„Er hat's verhindern wollen, Mutter, er hatte ihm ſchon ſein eigenes, einziges Poney gegeben, ich weiß es, aber die Ankunft der Fremden trieb den Flüchtling wieder zurück. Erſt ſpäter, als

Alle hier im Hauſe waren, muß der Negerknabe zurückgekommen ſein, noch einmal mit Lebensgefahr das Pferd ſeines Retters gegen das ſeines Feindes umzutauſchen."

Hennigs reichte ihr die Hand hinüber und flüſterte:

„Ich danke Ihnen für das freundliche Wort, Lucy: jener Neger ſcheint aber in der That Rückſicht auf mein Eigenthum genommen zu haben; er ließ ſelbſt meinen Sattel zurück, den er durch darüber hingelegte Bretter vor dem nächtlichen Regen ſchützte, während er ſich ſelbſt mit der ſchlechteſten alten Satteldecke begnügte, die er in der Geſchwindigkeit finden konnte."

„Wird er aber entkommen?" frug Sally ängſtlich.

„Den ſeh'n wir nicht wieder," lachte der junge Farmer, „ſeine Verfolger glauben ihn nördlich, weil er auch zu Fuß und ohne Paß gar nicht anders hätte fliehen können, er iſt aber jetzt in anderer, als der in der Zeitung beſchriebenen, Kleidung, beritten und mit einem guten Paß öſtlich, gerade dem Miſſiſſippi zugeflohen. In St. Louis wird er ſich überſetzen laſſen, und einmal in Illinois, droht ihm, unter dieſen Verhältniſſen, keine Gefahr weiter. Der Goldfuchs iſt ohnedem ein Prachtpferd, und muß ihn bald ſeinem Ziel entgegen tragen."

„Und Canada liefert ihn nicht wieder aus?"

„Nein, wahrlich nicht; einmal dort, bringt ihn ganz Amerika nicht wieder in Banden; aber wollen wir nicht aufbrechen?"

„Ach, Mr. Hennigs, werde ich heute dem Prediger ſo frei ins Auge ſehen können?" ſagte Mrs. Draper ſeufzend.

„Frei und klar!" rief der junge Mann, „wie Sie Ihr Auge zu dem heute ebenſo rein auf uns niederlächelnden Himmel heben können. Wir haben zwar Alle gegen die Geſetze des Staates,

aber, wie ich es feſt überzeugt bin, nicht gegen die Geſetze Gottes gehandelt, und die einzige Bedenklichkeit, die ich jetzt bei der ganzen Geſchichte habe, iſt die, daß wir nicht entdeckt werden. Doch auch das hat keine Gefahr, und ſo wollen wir uns die ſchöne Zeit nicht ſelbſt mit unnützer Sorge und Noth verderben. — Iſt denn Lucy jetzt mit mir zufrieden?" flüſterte er dann, und bog ſich leiſe zu dem ſchönen Mädchen nieder.

„Sie ſind ein guter, guter Menſch!" ſagte die Jungfrau, und reichte ihm erröthend die kleine Rechte.

Acht Wochen mochten etwa nach den oben beſchriebenen Vorfällen entſchwunden ſein, der junge Hennigs hatte um Draper's älteſtes Töchterlein angehalten, und dieſes auch, da in dem ſchönen Lande der Freiheit die Herzen, die ſich lieben, nicht erſt eine hohe Polizei zu fragen brauchen, ob ſie auch einander angehören dürfen, als ſein braves Weib in die ſelbſtgegründete Heimath geführt. Um aber nicht ſo weit entfernt von den Schwiegereltern zu wohnen, ſo waren die beiden Männer übereingekommen, das einmal von Draper durch ſeine erſte Niederlaſſung in Beſchlag genommene Land gemeinſchaftlich anzubauen, und die ſchweren Aexte der wackeren Hinterwäldler hatten ſich denn auch ſchon recht tief und erfolgreich in den ſtillen Frieden des Waldes hineingearbeitet. Mit Hülfe des Feuers, das die niedergeworfenen Rieſenſtämme verzehren mußte, dehnte ſich ein recht ſtattliches Feld zwiſchen den beiden einander gegenüber ſtehenden Blockhütten aus, und von den Nachbarn angekauftes Vieh theilte der kleinen Farm jene

eigenthümliche, gemüthliche Lebendigkeit mit, ohne die ſelbſt die bedeutendſte Niederlaſſung doch nur eine Einöde ſein würde.

Da hielt eines Sonntags Morgens, gerade als ſich die kleine Familie um den reinlich gedeckten Tiſch geſetzt hatte, auf dem ſaftiges Hirſchfleiſch, braun gebackenes Maisbrod und die dampfende Kaffekanne zum leckeren Mahl einluden, ein Reiter vor der Thüre der Hütte, und beide Männer ſprangen gleich ſchnell und erſtaunt von ihren Sitzen auf; denn kein Anderer war es, als Squire Pitt auf — ſeinem Goldfuchs.

Er wurde augenblicklich hereingenöthigt, und ſollte nun ſchnell erzählen, wo er das Pferd wieder bekommen habe, das ſeit jenem ſtürmiſchen Abend nirgends wieder geſehen worden war; Pitt aber, der ſchon mehrere Stunden geritten ſein und nicht unbedeutenden Hunger verſpüren mochte, wollte ſich auf keine Erläuterungen einlaſſen, ehe nicht das Tiſchtuch abgeräumt wäre; ein Stuhl ward ihm alſo raſch herbeigerückt, und unſer Friedensrichter ließ dann auch der Kochkunſt der jungen Frau alle nur mögliche Gerechtigkeit widerfahren. Dann erſt, als das Geſchirr beſeitigt und der Tiſch zurückgeſchoben worden, löſte ſich ſeine Zunge, und halb in Entrüſtung über die Frechheit des Erlebten, halb aber auch froh darüber, ſein vortreffliches Pferd, und noch dazu in ſo gutem Zuſtande wieder erhalten zu haben, theilte er jetzt den ihm aufmerkſam Zuhorchenden mit, auf welche wunderliche Art er wieder zu ſeinem Eigenthume gekommen ſei.

„Denken Sie nur, Ladies," erzählte er, „geſtern Abend ſitze ich ruhig in meinem Zimmer und bin entſetzlich müde; denn ich hatte mich den ganzen Tag im Sattel herumgetrieben, da knurrt auf einmal mein kleiner Feiſt, der bei mir im Hauſe ſchläft, und

ehe ich nur aufſtehen kann, tritt auch ſchon, wer anders als der Poſtmeiſter vom nächſten Städtchen drüben, zu mir herein. Erſt glaubte ich, er käme aus der weſtlichen Anſiedelung und wollte zu Hauſe reiten; aber Gott bewahre, er ſagte, er brächte mir etwas, faßt mich beim Arm, führt mich vor die Thür und zeigt mir — meinen eigenen Fuchs, der leibhaftig vor mir ſteht und mich anwiehert. Ladies, es iſt zwar nur ein Vieh, aber ich fiel ihm vor lauter Freuden um den Hals und wollte eben anfangen zu fragen, wem in aller Welt ich das Wiedererlangen meines Eigenthums verdanke, als er mir einen Brief übergab und mir ſagte, ein Mulatte hätte das Pferd da nach St. Louis gebracht, dort ſich nach unſerm Poſtoffice erkundigt und dann einen Boten gemiethet, der Beides — Pferd und Brief — in unſere Anſiedelung brachte. Das war nun ſchon an und für ſich merkwürdig, das Merkwürdigſte aber iſt der Brief."

„Von wem? riefen Alle zugleich.

„Ja, das rathen Sie einmal!" ſagte der Kleine, indem er beide Arme vor ſich auf die Stuhllene ſtemmte und ein verzweifelt geheimnißvolles Geſicht machte; „aber geben Sie ſich nur keine Mühe, Sie rathen es im Leben nicht, denken Sie nur, von Ben, dem von Wallis entflohenen Nigger."

„Konnte denn der ſchreiben?" frug Draper ungläubig.

„Nein, das konnte er allerdings nicht," ſagte der Friedensrichter, „er hat auch nur ſein Zeichen, eine Art Kreuz, darunter gemacht, das iſt aber einerlei, ein anderer Nigger hat's für ihn, von Canada aus, geſchrieben."

„Von Canada aus?"

„Ja, von Canada; die Beſtie iſt glücklich, Gott nur weiß

freilich, auf welche Art, nach Canada entkommen; das iſt aber ein neuer Beweis, wie wir den Engländern ſo bald als möglich ein Land abnehmen müſſen, das uns erſtlich, nach der ganzen Natur der Sache, angehört, und durch das die Bürger der Vereinigten Staaten ſchon ſo unendlichen Schaden erlitten haben."

„Aber was ſteht in dem Brief?" frug Sally neugierig.

„Der iſt „kurz und ſüß," wie die Yankees ſagen," brummte der Friedensrichter, „noch dazu von einem verwünſchten Nigger ſelbſt geſchrieben, der ſich einen „freien canadienſiſchen Bürger" nennt und mich — wenn ich die Canaille nur hier hätte! — herzlich grüßen läßt."

„Nun, das iſt doch freundſchaftlich," lachte Hennigs.

„Freundſchaftlich? der ſchwarze Lump nennt mich ſogar ſein „liebſtes, beſtes Pittchen" und bittet mich, ich möchte ihn, wenn ich einmal nach Toronto käme, doch auf jeden Fall beſuchen."

„Aber Ben? was ſchreibt Ihnen denn Ben, beſter Mr. Pitt!" bat Sally.

„Ih nun, daß er an dem Abend meinem Pferd im Walde begegnet und überzeugt geweſen ſei, ich würde mir ein Vergnügen daraus machen, es ihm auf wenige Wochen zu überlaſſen, — der Schuft! — er kenne mein gutes Herz, ſagt er, und wünſche mir nur die Verwirklichung des Segens, den die Neger meiner Nachbarſchaft ſchon ſeit Jahren auf mich herabgefleht hätten, als ob ich nicht wüßte, daß mich die ſchwarzen Hallunken alle wie die Peſt haſſen."

„Und das Pferd?"

„Hat er, Gott weiß durch welche Gelegenheit, nach St. Louis

geſandt; es wundert mich übrigens doch, daß ein Nigger ein geſtohlenes Pferd zurückſchickt.“

„Und ſollte es unter den Negern nicht auch brave, ehrliche Leute geben?“ frug Mrs. Draper vorwurfsvoll.

„Hm, ja, Madame, mögen da nicht ganz unrecht haben,“ ſagte der kleine Friedensrichter und machte ſich fertig, nach Hauſe zurückzukehren; „das eine Beiſpiel ſpricht wenigſtens dafür, doch, ich weiß nicht, es ärgert mich auch wieder, daß uns der ſchwarze Schuft ſo zum Narren gehabt hat. Nun, ich will jetzt einmal zu Wallis hinüber und den von der glücklichen Flucht ſeines Sclaven in Kenntniß ſetzen, wird ſich auch unmenſchlich darüber freuen, iſt ein reiner Verluſt für ihn von achthundert Dollar.“

Der kleine Friedensrichter beſtieg ſeinen ſchönen Goldfuchs, den er von dieſem Augenblick an Ben nannte, und ritt zum „Squire Wallis“ ins nächſte County, — den aber ſollte er nicht mehr unter den Lebenden antreffen. Ein von ihm mißhandelter Mulatte hatte in Rache und Wuth eine Spitzhacke ergriffen und dieſe ſeinem Maſter in die Schulter gehauen; eine Stunde ſpäter war dieſer todt. Der Mulatte floh nun zwar nach der That dem Miſſouri zu und wollte dieſen durchſchwimmen, konnte aber der reißenden Strömung deſſelben nicht widerſtehen, und ſank in demſelben Augenblick unter, als ſeine Verfolger das Ufer erreicht hatten und eben noch ſahen, wie ſich die Fluth über ihm ſchloß.

Das Alles ſchien übrigens einen höchſt wohlthätigen Einfluß auf den Richter Pitt ausgeübt zu haben, er behandelte von da an ſeine Neger viel beſſer und freundlicher, und es ſoll in neuerer Zeit keinem mehr eingefallen ſein, ihn den „Negerfreſſer“ zu nennen.

Rheiniſcher Dichter-Salon.

Der Rheinische Dichter-Salon hat dießmal die Freude ein Paar liebwerthe auswärtige Gäste in sich aufzunehmen und in seinen beiden ersten Abtheilungen vorzuführen.

Zuerst Friedrich Rückert, der mit frischen Klängen eines neuen Liebesfrühlings seine eigene silberne Hochzeit sinnig feiert und den ewig jungen Dichter kund gibt.

Nächst ihm Heinrich Zschokke, der ein poetisches Lebensresumé darbietet, zu dessen näherer Bezeichnung wir folgende Stelle aus dem Begleitbriefe des Hochverehrten anführen. „Hier, mein Lieber, weil Sie es doch wollten, — ich weiß nicht einmal ob Sie es im Ernst wollten, — das Verlangte. Es ist ein Büschel „Feldblumen," ganz gemeiner wildwachsender Feldblumen, die nicht zur Schaustellung in einer schönen Vase geschaffen sind. Aber ich hatte diese, und andre, zum Andenken aufbewahrt, wie sie mir am Lebenswege links und rechts erblühten, sei es in öden Haiden oder in Lustgärten und schattigen Parks. Ich wählte für Sie daraus Gedenkblümchen, von meinem achtzehnten Jahre bis zum siebenzigsten in treuer Reihenfolge. Sie bezeichnen beinah den ganzen Wandel der Gemüthsstimmungen in den verschiedenen Lebensaltern."

Die dritte Abtheilung des Salons ist es endlich, welche eine kleine Versammlung von rheinischen Dichtern umschließt.

I.

Silberne Hochzeit.

Von Friedrich Rückert.

1. An Louiſe.

Dir ſchenk ich, was du mir geſchenkt;
Was ich dir ſchenkte, ſchenk' ich wieder:
Mein Herz wird jung, ſo oft es denkt
Die dir geſungnen Jugendlieder.

Wir alterten, ſie blieben jung,
Und werden jung auf ewig bleiben:
Erfreue dich der Huldigung,
Daß ſie von dir, von dir ſich ſchreiben.

Merk auf ihr ſchmeichelndes Getön,
Blick in den Spiegel dieſer Lieder!
Du ſiehſt dich ewig jung und ſchön
Und ſchlägſt beſchämt die Augen nieder.

---

2. Zum 26. December 1846.

So ſind gegangen dir und mir
Nun fünf und zwanzig Jahr ins Land,
Seit unſer Liebesfrühling hier
In ſeiner vollen Blüte ſtand!

In ſeiner vollen Blüte ſtand!
Und ſteht er nicht in voller noch?
O ſieh, gereiht an unſrer Hand,
Die blüh'nden Söhn' und Töchter doch!

Wie iſt Natur erfinderiſch,
Nie um Erſatz umſonſt bemüht:
Auf dieſen Wangen blühet friſch,
Was auf den unſern abgeblüht.
Da blühet dir, da blühet mir
Der allerſchönſte Hochzeitkranz;
Gabſt du ihn mir? gab ich ihn dir?
Gott gab uns dieſen Frühlingsglanz.
Ein Frühlingsglanz und Frühlingsduft,
Der unſerm Herbſt und Winter bleibt
Und der noch ſpät auf unſrer Gruft,
So Gott will, neue Blüten treibt.
Die Hoffnung iſt ein Blütentraum,
Der Wunſch ein unzufriednes Kind,
Will pflücken jede Blüt' am Baum,
Doch manche Blüt' entführt der Wind.
Doch was auch hat ein Wind entführt,
Und was auch hat ein Sturm geraubt,
Des Lebens Kern blieb unberührt,
Der Liebe Kranz iſt unentlaubt.
Biſt du zufrieden wie ich bin,
Und ſchreckt dich nicht mein graues Haar,
So nehmen wir uns immerhin
Auf neue fünf und zwanzig Jahr.
Doch wenn ich an den letzten Gang
Soll morgen ſchon, ſo denk ich heut,
Daß fünf und zwanzig Jahre lang
Mein Liebesfrühling mich erfreut.
Ich dank es Gott, und dank es dir,
Und leb' und ſterb' in dieſem Dank,
Daß, was von Lebenswonne hier
Mir ward, an deinem Mund ich trank.

Und jeden Liebesfrühlingsklang
Faſſ' ich zuſammen in den Laut,
Der meinem Innerſten entſprang:
Ich küſſe dich als meine Braut.

Wie ich mit Nachtigallenſang
Dich einſt gegrüßt als Roſenbraut,
Mit dieſem Silberſchwanenklang
Grüß ich dich neu als Silberbraut.

3. Zum 27. December 1846.

Hätt' ich heut vor fünf und zwanzig Jahren
So viel Grau gehabt in meinen Haaren,
Nicht genommen hätt'ſt du mich, ich wette;
Und wenn Roſen damals auf der Wange
Du nicht hätteſt mehr gehabt, ich bange,
Ob ich ſelber dich genommen hätte.

Dennoch iſt es glücklich ſo gekommen,
Und nicht reut mich's, daß ich dich genommen,
Und am Ende darf dich's auch nicht reuen.
Danken wir's den Lockungen der Roſen
Und der Locken, ohn' uns zu erboſen,
Daß ſie Winterreife jetzt beſtreuen.

O Natur, Allmutter deiner Kinder,
Weiſe lockeſt du durch ſolchen Flinder
Zweie, die du für einander freieſt,
Die, wenn fein ſie miteinander wallen,
Merken, wenn die äußern Flitter fallen,
Daß du ſie für Höh'res Innres weiheſt.

II.

Feldblumen.

Von Heinrich Zſchokke.

1. An Magdeburg.

(Schwerin. 1788.)

Prangend im Ring deiner Wälle und Thürme,
Schwebſt du vor mir, wie einer Ewigkeit Erbin;
Meiner Kindheit ſelige Heimath,
Liebend gedenk' ich noch deiner,
In der Fremde, dir fern.

Dennoch, o Vaterſtadt, ſchimmernde Perle
Deutſcher Städte, ſelbſt in der wüthenden Kriege
Flammen unvernichtbar geblieben,
Dennoch entlockſt du den Saiten
Einen klagenden Ton!

---

2. Wallfahrt zum Grabe des Vaters.

(Prenzlau in der Uckermark. 1789.)

Am Himmel, durch grauer Wogen Schwall,
Fährt des Abends Blutſtrahl
Ueber des Tempels Kuppeln hin
Und erſtarrt am Saum des Gewölks.
Es winſelt am Eckſtein
Meiner Hütte der Sturmwind. —
Warum pocht er mit hartem Finger
An die runde, klirrende
Scheibe des Fenſterleins.

Winſelnder Pocher, rufſt du mich?
Nimm mich mit dir und trage mich
Reißenden Fluges hin, wo einſt ich,
Ein ſeliger Knabe, mit kindlicher Luſt
Des greiſen Vaters Hals umfing.
Mit den eisgrauen Locken tändelte. —
Ach! der Vater iſt nicht mehr!
Habe zehn Jahre ihm nachgeſeufzt;
Habe zehn Jahre ihm nachgeweint;
Aber der Seufzer des Verwaiſten
Sind nicht minder geworden,
Und die Thränen meines Auges
Sind nicht getrocknet.
— — — — — —
Winſelnder Pocher, rufſt du mich?

Ha! ſie ſind's die alten Häuſer-Reih'n!
Ueber gothiſchen Gemäuern
Schwebt, im geheimnißvollen Dunkel,
Der Fittig der Nacht.
Durch die falben Abendnebel
Flimmert trübe da und hier
Noch ein leuchtend Fenſterlein.
Todtenſtille, Todesgraun
Lagert ſich in deinen Straßen,
Magdeburg, o Vaterſtadt.
Und ich wandle, gleich den Todten,
Zu den Todten.
Und es wohnen, da und drüben,
Brüder, Schweſtern, Blutsverwandte;
Blutsverwandte, — aber dennoch
Für des Blutes Stimme taub.

Bleibet ſtill in eurer Wohnſtatt,
Stört den Fremdling nicht in ſeiner
Feierlichen Wallfahrt!
Denn der Bruder hört nicht mehr
Euer ſchallendes Willkommen.
Abgeſtorben ſind dem Herzen
Frohgefühl und Lebensreiz.
Und er wandelt, gleich den Todten,
Zu den Todten.
Bleibet ſtill in eurer Wohnſtatt,
Störet nicht des Kindes Wallfahrt
Zu der Aſche ſeines Vaters!

Kennſt du ſie noch, die ſchwarzen Doppelthürme,
Hoch über St. Kathrinens Kirchenzinnen
Sich bäumend durch die Finſterniß,
Wie ſie, in grauenhafter Majeſtät,
Jahrhunderte vorüber ſtreichen ſahn,
Dahin gepflanzt von Händen
Längſt vermoderter Meiſter?

Wohl kenn' ich ſie, die ſchwarzen Doppelthürme,
Die hochgewölbten Tempelpforten
St. Katharinens, mit dem Rade,
Dem Palmenzweig' und Schwerdte;
Auch ſie, die ſturmzerbrochnen Fenſter,
Durch welche dumpf der Nachtluft Seufzer tönt.
Dem Ohre dünkt's,
Als ſumſete von Innen Orgelklang
In die Geſänge andachtsvoller Chriſten.
Es rauſcht das: „Heilig, heilig iſt der Herr!"
Mich weht ein Schauer an,

Als würd' ich angerührt von einem Boten
Des Weltgerichts.
Ich lall' es betend mit
Das „Heilig, heilig, heilig!"
Der auserwählten Geisterschaaren.

Der Himmel öffnet sich! — Es bricht,
Wie Glanz dem Allerheiligsten entströmt,
Des Mondes Silberschein herab.
Es stehn in ihm, wie Leichen, kalt und fahl,
Denkmale armer Menschenkunst und Eitelkeit,
Verwitternde Paläste.
Und vor mir schließt sich auf
Des Todes schweigendes Gefilde.

Hier ist sein Grab!
Hier, seht! — o, hier das Grab,
Wo Gottes treuster Unterthan,
Wo aller Menschen Redlichster,
Mein Vater ruht.
Vergessen ruht er da von aller Welt,
Nur nicht von Gott; nur nicht von seinem Kinde!
Hier ist sein Grab! — —
Ach, Menschenkinder, wer von euch
Solch einen Vater schon verlor,
Solch einen Vater zu verlieren hat:
Er weine mit.
Acht Sommer kaum, o Gott,
Sah ich in deiner Schöpfung mir erblühn;
Ich hatte nichts, im weiten Weltall nichts,
Als diesen Vater nur allein;
Und hatte keine Liebe,
Als seine Liebe.

Und dieſer Vater, er, um deſſen Hals
Mein Arm oft feſtgeklammert lag,
Sein Herz zu fühlen, wie es
Dem meinigen entgegenſchlug;
Er, der mein Schutz, mein Hort, mein Alles war,
Den, wie ich kindiſch wähnte,
Mir keine Macht entreißen könne, — —
O Menſchenkinder, wer von euch,
Solch einen Vater ſchon verlor,
Solch einen Vater zu verlieren hat:
Er weine mit.
— — — — — —

Er ſtarb!
Mit ihm verwelkte meiner Tage Lenz;
Und eine arme Waiſe irrte
Verlaſſen durch die Welt,
Verbannt und ungeliebt;
Verſtoßen von den fröhlichen Geſpielen;
Und blickte weinend auf zum Himmel,
Und hatte keinen Himmel.

Hier — iſt ſein Grab!
Nur feuchtes Moos umwebt es.
Der Nachtwind ſinget zwiſchen Dornen
Dem frommen Vater
Ein Schlummerlied.

---

3. Das Beſte.

Dreimal ſeliger Mann, der, gleich den unſterblichen Göttern,
Mehr gewähret der Welt, als die Welt ihm gewährt!
Thorheit iſt es fürwahr, zum Guten ihm wünſchen das Beſſre;
Wer nur Gutes vollbringt, trägt das Beſt' in ſich ſelbſt.

---

4. Becherlied.

(Frankfurt an der Oder. 1791.)

Den Becher geſchwungen und wieder gefüllt,
So lange den Trauben der Nektar entquillt!
Es lauten die Stimmen der Weiſen bedenklich:
„Hier unter dem Monde ſei Alles vergänglich!“
Drum trinket den Becher der Freude noch leer:
Wenn's immer ſo wär'!

Chor: Wenn's immer ſo wär'!

Nicht immer, wie heute, nicht immer iſt's ſo;
Wir werden des Augenblicks ſelten nur froh.
Und wißt ihr, ob drüben, im beſſeren Leben,
Es Lippen zum Küſſen und Trinken wird geben?
Drum trinket hienieden, bis Alles iſt leer:
Wenn's immer ſo wär'!

Chor: Wenn's immer ſo wär'!

Wenn's immer ſo wäre im ſeligen Rauſch,
Ich nähme nicht Kronen noch Throne zum Tauſch.
Was könnt' ich auf Erden mir Höheres preiſen,
Als Liebe der Schönen, als Freundſchaft der Weiſen?
Was wünſcht' ich und hofft' ich auf Erden noch mehr:
Wenn's immer ſo wär'?

Chor: Wenn's immer ſo wär'!

Es lebe die Tugend, und wer ſie geliebt;
Es lebe die Freude, und wer ſie uns giebt;
Es lebe der Zweifler, es lebe der Wiſſer;
Es lebe der Trinker, es lebe der Küſſer!
Dieß Gläschen ſei Allen zur Ehre nun leer:
Wenn's immer ſo wär'!

Chor: Wenn's immer ſo wär'!

5. An Professor Dr. Berends.

(Frankfurt 1795, im Namen der an der Hochschule Studirenden.)

Wär' unser izt ein Bürgerkranz
Von heil'gem Eichenlaub gewunden,
Um ihn dem Würdigsten zu weihn,
O Geisterfürst! er wäre dein,
Den wir, als Würdigsten, gefunden!
Wir brächten diesen hehren Kranz
Nicht Herrschern über Millionen;
Und zahlten sie uns unser Laub
Zehntausendfach mit goldnem Staub:
Für sie sind Kränze nicht, — nur Kronen.

6. Mein Wunsch.

(Glarus. 1795.)

Wo find' ich sie, die Heimath reiner Freuden,
Im Arme der Natur?
Ich sehne mich, des Lebens Sturm zu meiden,
Nach Ruh' und Dunkel nur.
Palläste, Gold, des Ruhmes Lorbeerkronen
Sind großer Kinder Tand;
Nur dort, wo Fried' und Treu' und Einfalt wohnen,
Da sei mein Vaterland!
Fern von der Städte gleisnerischer Sitte,
Von ihrer Pracht und Qual,
Umfange du mich, liebe, kleine Hütte,
Im unbekannten Thal.
Ich sehe dich im Kranze schatt'ger Bäume,
Im rosenfarbnen Licht;
Hast Raum genug für mich und meine Träume,
Nur für die Thorheit nicht.

Dort weihe mich die junge Morgenröthe
Zum Tageswerke ein;
Zum Abendſchlummer mich des Hirten Flöte,
Die Nachtigall im Hain.
Und will mir eines holden Gottes Segen
Verklären Edens Ruh:
So führt er mir ein treues Herz entgegen,
Und mich dem treuen zu.

7. Heimweh.

(Paris. 1796.)

In den marmornen Palläſten
Marmorherzen nur zu ſeh'n,
Zwiſchen Mord- und Wolluſtfeſten, —
Iſt das ſchrecklichſte der Weh'n.
Und mir ſelbſt muß ich es zürnen,
Daß ich thöricht euch verließ,
Silberſeeen, Silberfirnen,
Dich verlornes Paradies.
Mitten hier im Menſchenſchwarme
Bin ich aus der Welt verbannt;
Streck' ich nur nach dir die Arme,
Trautes, ſtilles Friedensland!
Könnt' ich einmal noch dich ſehen,
Nur noch einmal wieder dich,
Und auf grünen Alpenhöhen
Herzensſatt erathmen mich!
Abendlüftchen, wehſt ſo kühlend;
Kömmſt du von der Gletſcher Saal?
Vögelein, du klagſt ſo fühlend;
Sahſt du das geliebte Thal?

Hätt' ich deine ſchnellen Flügel,
Ha, wie bald riſſ' ich mich los,
Flög' ich über Wald und Hügel,
Flög' in meiner Alpen Schooß.

Dann, o dann ſeid mir gegrüßet,
Hütten, Büſche, Strom und Feld;
Sei mit Thränen mir gegrüßet
Liebe, fromme Unſchuldswelt!
Arm und froh in dir zu wohnen
Wäre ja mein höchſtes Glück;
Böte man mir Fürſtenkronen,
Lächelnd wieſ' ich ſie zurück.

Hörte dann der Hirten Sänge
Und der Heerden Glockenton;
Säh', im Abendglut-Gepränge,
Meines Dörfchens Felſenthron.
Ach, und dann — ich war einſt ſelig!
Nein, es iſt zuviel, zuviel! —
Keine Maid ruft fröhlich, wählig,
Fürder mich zu Tanz und Spiel.

Löſchte doch ein Todesſchlummer
Aus mir der Erinnrung Licht;
Denn dieß Sehnen, dieſen Kummer,
Ich ertrag' ihn länger nicht.
Immer blick' ich dort hinüber,
Immer leb' ich dort mich ein;
Hier wird's Stund' um Stunde trüber;
Stund' um Stunde wächſt die Pein.

8. An die Schweiz.

(Am Murtner See-Ufer. 1796.)

Dir weih'n, Helvetia,
Die Völker, fern und nah,
Hochheilgen Lohn.
Gott hat, voll Majeſtät,
Dir im Gebirg erhöht,
Und daß er nie vergeht,
Der Freiheit Thron.

Vom ewgen Alpenkranz
Strahlet dein Silberglanz
Auf Land und Meer.
Hell leuchte fort und fort
Verfolgter Unſchuld Port,
Der Freien letzter Hort,
Freundlich umher.

Wie aus des Gletſchers Dom
Du ſendeſt Strom an Strom
Den Ländern zu;
So, was die Menſchheit ehrt,
Spend' in der Weiſen Werth,
Spend' in der Tapfern Schwerdt,
Den Völkern du.

Hier ſind Gebirg und Thal
Den Deinen allzumal
Ein Friedensreich;
Hier kehren Fürſten ein,
Um ſich der Luſt zu freu'n,
Mit Menſchen Menſch zu ſein,
In Rechten gleich.

Wie hell ob dunkler Nacht,
In goldner Abendpracht,
Dein Aarhorn ſchwebt:
So ſtrahle rein und frei,
Wenn Nacht der Barbarei
In neue Sclaverei
Die Welt begräbt!

9. Verſchwiegene Liebe.

Ich lag, unter duftigen Roſen,
Am murmelnden Waſſerfall,
Und ließ die Zephyre koſen,
Und murmeln der Wellen Kryſtall.
Mir träumte, mir bangte,
Ich ſann, ich verlangte — — —
O ſtill! o ſtill!
Weil Liebchen es will.

Da kam die Holde gegangen;
Ihr Wandeln war ſchwebender Tanz;
Und Stirne und Augen und Wangen
Beſchatteten Hütchen und Kranz.
Der Schleier ſo loſe,
Am Buſen die Roſe — — —
O ſtill! o ſtill!
Weil Liebchen es will.

Da ſchloß ich Betrüger behende
Die Augen und ſchlummerte fein;
Sie zupfte mir Locken und Hände;
Das wiegte mich tiefer noch ein.

So ſank ſie, mit Beben,
Mir heimlich zu geben — — —
O ſtill! o ſtill!
Weil Liebchen es will.

Doch plötzlich erwacht' ich nun wieder,
Da wollte die Schüchterne fliehn.
Ich zog ſie lächelnd mir nieder,
Und fragte: mein Liebchen, wohin?
Ach, ſeufzte die Kleine,
Ich ſuchte mir eine — — —
O ſtill! o ſtill!
Weil Liebchen es will.

Nun lagen wir tändelnd im Schatten,
Und fragten bald das und bald dies,
Und ſeufzten und baten, und hatten
Wohl mehr als im Paradies.
Die Seelen verſchwammen
Im Kuſſe, in Flammen — — —
O ſtill! o ſtill!
Weil Liebchen es will.

10. Warnung.

Mädchen, Mädchen, hüte dich!
Amor läßt ſich ungern necken.
Spielt er heut mit dir Verſtecken,
Siehſt du morgen ihn mit Schrecken;
Denn der Schalk ſpielt meiſterlich.
Loſes Mädchen, hüte dich!
Büßen mit geheimen Thränen
Wirſt du bald den kühnen Spott;
Und dein Schmachten und dein Sehnen
Sühnt ſo leicht nicht aus den Gott.

Amor treibt es immer ſo!
Zärtlich weiß er uns zu kirren,
Und mit Seufzen und mit Girren
Herz und Köpfchen zu verwirren,
Und man wird des Bübchens froh;
Amor treibt es immer ſo.
Aber dann in öder Wildniß
Läßt er tückiſch uns allein;
Selbſt in Träumen wird ſein Bildniß
Uns nur neuen Qualen weihn.

Fürchte ſeine Schelmerei!
Sieh, er lächelt ſo unſchuldig,
Thut ſo ſanft und ſo geduldig,
Schmeichelt gar zu ſüß und huldig,
Und — dein Herz iſt nicht mehr frei.
Fürchte ſeine Schelmerei!
Weh, es bluten deine Wunden;
Tief getroffen hat ſein Pfeil!
Armes Kind, du willſt geſunden,
Aber er verſagt das Heil.

Hoffe nie auf Amor's Dank!
Er kann Sterbenskranken gleichen;
Einſam weinen, traurig ſchleichen,
Und du läßt dich wohl erweichen, —
Aber hoffe keinen Dank;
Er wird froh und du biſt krank.
Es verblühen deine Wangen,
Deiner Jugend Glanz verdirbt,
Eh dein Bangen und Verlangen
In des Lieblings Armen ſtirbt.

11. An den Frieden.

(Schwitz. 1799.)

Schweb' aus Gottes sel'gen Reichen,
Friedensengel, schweb' herab;
Sieh die Welt voll blut'ger Leichen,
Nun ein ungeheures Grab!
Lebensmüde Greise zagen,
Allzufrühe Waisen klagen;
Und am Sarg der Liebe laut
Jammert die verlass'ne Braut.

Mütter beten vor Altären
Für den weitentfernten Sohn;
Und der Wittwe heiße Zähren
Flehn zu des Erbarmers Thron.
Komm', dich rufen unsre Psalmen,
Komm' mit deinen heil'gen Psalmen,
Rette mit der Segenshand
Das verheerte Hirtenland!

Spend' uns aus des Himmels Höhen,
Friedensengel, wieder Glück.
Doch — soll Freiheit untergehen,
O dann kehre nie zurück!
Mögen Grund und Grath verderben;
Süßer ist's als Freie sterben,
Lieber blut'gen Untergang,
Als der Sclavenkette Klang.

12. Wiegenlied.

(Biberſtein, 1806.)

Es war einmal ein Knäbelein,
Es hüpft' auf grüner Au.
Wohin es ging, wohin es ſah,
So ſtanden tauſend Blumen da,
In Gold- und Siber-Thau.

Das Kind die bunten Blümchen brach,
Und ward wohl naß vom Thau.
Es trug den grünen Maienſtrauß
Hopp, hopp, davon, hopp, hopp, nach Haus,
Zur lieben Mutter heim.

Und gab dem trauten Mütterlein
Die Blumen zart und ſchön;
Und ſprach: Die Blümlein und das Gras,
Sie ſind von Thränen ſchwer und naß,
Sie haben viel geweint.

Die Mutter ſagt: „Du liebes Kind,
Es iſt nur Himmelsthau,
Doch Blümelein und Bübelein
In Thau und Thränen wohl gedeihn,
Daheim und auf der Au!“

13. Weihe.

(Aarau 1810, bei Gründung der Maurer-Loge.)

Wem in der Bruſt geheimſten Gründen
Sich keine hehre Ahnung regt;
Wer, um das höchſte Gut zu finden,
Nur an den Fels der Wüſte ſchlägt:

Der nahe nimmer dieſem Kreiſe,
Ihm bleibt das große Weltall leer;
Er ſteht verarmt, wie eine Waiſe,
Fühlt keinen Seelenfrieden mehr.

Hier, unſers Tempels heil'ge Hallen
Verklärt der Weisheit Wunderkraft,
Das Irdiſche ſoll uns entfallen,
Verwehn die Glut der Leidenſchaft.
Hinweg des Vorurtheiles Bürde;
Geburt und Gold ſind flüchtger Tand!
Nur Tugend iſt des Geiſtes Würde,
Das Weltall nur ſein Heimathland.

Es ſchwingt im weiten Reich der Geiſter
Den ſchwarzen Zepter nie der Tod;
Ein ewges Sein verlieh der Meiſter;
Hier dämmert uns ſchon Morgenroth.
Vom Seraph bis zum Wurm am Halme
Iſt Alles Eins, und Alles lebt:
Vollendung heißt die goldne Palme,
Nach welcher der Geweihte ſtrebt.

Laßt uns den rohen Stein beſchlagen
Zum hohen, ewgen Tempelbau:
Das Tiefſte muß das Höchſte tragen,
Drum werdet nie zur Arbeit lau.
Der Maurer kennt der Stunden Eile,
Er ſchafft, bis ihm die Kraft gebricht.
Gelehnt an ſeine heil'ge Säule,
Strahlt ihm ein dreimal heil'ges Licht.

14. Die goldne und die ſilberne Zeit.

(Aarau 1819, Epiſtel an Dr. Schmuziger.)

Als mir golden um die Stirne
Noch die Knabenlocke flog,
Und ich aus des Schickſals Urne
Leichten Sinns mir Nieten zog;
Als mit bunten Zauberkränzen
Mich die Jugend noch umſpann,
Und ich unter Spiel und Tänzen
Mancher Schönen Huld gewann:
Damals ſchienen mir zwölf Stunden
So viel volle Monden lang;
Und wie ſchnell die Zeit geſchwunden,
Schlich ſie mir doch Schneckengang.
Mit dem Blick nach fernen Zielen
Ward den ſtürmiſchen Gefühlen
Jedes Jahr zur Ewigkeit,
Und doch war's — die goldne Zeit.

Freund, wie bin ich heut erſchrocken!
Denk', es zeiget ſich, fürwahr,
Schon in meinen dunkeln Locken
Hie und da ein Silberhaar.
Ja, der Herbſt des Lebens ſendet
Reif in meine Sommerflur;
Und die Tugend ſelber ſpendet
Oft, ſtatt Roſen, Dornen nur.
Spott vergilt den beſten Willen,
Für die Lieb' iſt Haß der Lohn,
Und mein treues Pflichterfüllen
Zahlt die Welt mit kaltem Hohn.

Und — auf Sturmes Flügeln jagen
Stunden hinter mir zurück;
Jahre werden mir zu Tagen,
Tage mir zum Augenblick.
Ich verwechſ'le geſtern — heut — —
Das iſt nun die Silberzeit!

Freund, mit Aeskulapens Stabe
Schreckſt du ſelbſt den ſtarken Tod;
Rufſt du Sterbende vom Grabe,
Färbſt du bleiche Wangen roth;
Du mit deinen Zaubern allen,
Wunderthäter, willſt du nun,
Deinem Freunde zu gefallen
Nicht ein kleines Wunder thun? —
Gib doch, ſtatt der Silberhaare,
Goldne Locken ihm zurück;
Statt der Weisheit Ehrenjahre,
Ihm der Jugend flücht'ges Glück;
Herzen, die ihn wieder lieben,
Gib den Stunden Langſamkeit!
Mich, der oft die Zeit vertrieben,
Mich vertreibt nun auch die Zeit.

---

15. Der Nachtwächter am Tage.

(Aarau. 1829.)

Nachtwächter.

Hört an, ihr Herrn, ich bring' euch Kunde:
Schon iſt's zwölf Uhr und Mitternacht;
Wohl löblich iſt's, zu dieſer Stunde,
Es wird geſchlafen, nicht gewacht.

Chor.

Der Narr ſieht durch die ſchwarze Brille
Am hellen Tag die Sonne nicht.
Weiß er nichts Beſſ'res, ſchweig' er ſtille;
Nur Kautze ſcheun das goldne Licht.
Und was der Kautz da ſchreien mag:
Im Vaterland iſt's voller Tag.

Nachtwächter.

Hört an, ihr Herrn, ihr ſollt euch wahren,
Denn wer da wacht, der denket auch;
Und Denken bringt der Welt Gefahren,
Drum löſcht die Lichter; ſo iſt's Brauch!

Chor.

Der Brauch läßt ſich gar leicht erzwingen,
Wo Köpfe wachſen, leer und hohl;
Wir aber lachen eins und ſingen:
„Wer frei darf denken, denket wohl!"
Was Lichterlöſcher rathen mag:
Im Vaterlande bleibt es Tag.

Nachtwächter.

Hört an, ihr Herrn, ſingt Bußgeſänge!
Sie bringen euch nicht in Verdacht.
Unheilig tönen Becherklänge
In feierlicher Mitternacht!

Chor.

Wenn Freunde froh beiſammen trinken,
Dem Vaterland die Herzen weihn,
Da kann die Sonne niemals ſinken;
Sie ſtrahlt am Himmel und im Wein.
Drum, was der Maulwurf maulen mag:
Im Vaterlande iſt es Tag!

Nachtwächter.

Hört an, ihr Herrn, ſchlaft ſtill bis morgen,
Zieht tief die Kappe übers Ohr,
Laßt draußen Andre für euch ſorgen,
Sie hüten gern euch Thür und Thor.

Chor.

Der Schweizer wird es ſelber machen,
Er iſt im eignen Haus der Mann;
Er will ſein Vaterland bewachen,
Stellt keine Andern dafür an.
Wie auch der Lohnknecht warnen mag:
Im Vaterland iſt's heller Tag!

Nachtwächter.

Hört an, ihr Herrn, mit euern Tücken
Gewinnt ihr wahrlich ſchlechte Gunſt;
Drum bückt euch, wie ſich Andre bücken,
Und lebt nach neu'ſter Art und Kunſt.

Chor.

Packt euch mit fremder Kunſt und Neuheit!
Der Vorwelt ſtarke Tugend her!
Lebt unterm Monde keine Freiheit,
So leben keine Schweizer mehr.
Wie auch das Nachtkind drohen mag:
Im Vaterland iſt's immer Tag!

16. Prolog zum „dankbaren Sohn" von Engel.

(Aarau 1838, als das Stück von meinen Kindern im Garten, zum Geburtstag ihrer Mutter aufgeführt wurde.)

Seid uns recht herzlich im Grünen willkommen,
Ihr Freund' und Freundinnen, groß und klein!
Ihr wißt, wir haben uns vorgenommen,
Euch durch ein Schauſpiel zu erfreu'n;
Doch bitt' ich, erwartet nur nicht zu viel
Von unſrer Kunſt, von unſerm Spiel.

Wir armen Mädchen, zuſammt den Knaben,
Wir geben euch eben, wie wir's haben.
Ihr ſucht das Theater? — Ihr ſeht es hier
Im Schatten von Flieder und Pimpernüſſen;
Und Hof und Gebüſche wählten wir,
Statt buntbemalter Papier-Couliſſen.
Den Himmel aber, ihr müßt es geſtehn,
Kein fürſtlich Theater hat ihn ſo ſchön.

Um auch von den Spielern ein Wort zu ſagen,
So hoffen wir von eurer Huld,
Ihr werdet mit ihnen Nachſicht tragen;
Denn, ſpielen ſie ſchlecht, iſt's nicht ihre Schuld.
Warum? — das läßt ſich leicht errathen;
Wir ſind ja Künſtler von ſeltſamer Art.
Denkt nur, — zum Beiſpiel, wir haben Soldaten
Noch ohne Schnauz- und Backenbart!
Und, euch durch Täuſchung zu ergetzen,
Muß Kienruß den wichtigen Mangel erſetzen.
Selbſt Vater und Mutter, bei uns hier, ſind
Nicht um viel älter, als ihr Kind.
Auch wird ſich unſer Schulmeiſter zeigen,
Der, trotz ſeiner Würd' und Majeſtät,
Doch ſelber noch in die Schule geht. —
Ich will von allem Andern ſchweigen.

Wir bitten euch alſo, haltet nicht
Mit unſerm Spiel zu ſtrenges Gericht.

Ihr habt uns, faſt Alle, in unſerm Leben
So manche fröhliche Stunde gegeben;
Ihr hegtet und hieltet uns lieb und warm;
Wir möchten vergelten, und ſind ſo arm!
Wir möchten mit Scherzen und muntern Schwänken
Euch einen fröhlichen Augenblick ſchenken;
Nun bitten wir, ſeht in dem Spiele von heut
Nichts, als ein Zeichen der Dankbarkeit.

Das Schauſpiel ſelber, ihr wißt es ſchon,
Es iſt betitelt: „Der dankbare Sohn.“
Doch, notabene! es gibt auch Töchter,
Die eben ſo dankbar, als Söhne, ſind.
Wenn auch in unſerm Stück ein Knabe den Ruhm gewinnt,
Wir Mädchen ſind darum nicht ſchlechter.
Verzeiht, junge Herrn, ich bin ſo frei,
Und bemerke dieß nur nebenbei.

Doch, um die Zeit nicht länger zu ſtehlen,
Hab' ich die Ehre, mich zu empfehlen.

---

17. Gottergebenheit.

(Aarau. 1840.)

In der heitern Blumenhalde
Wohnt ein Völkchen, froh und friſch;
Jauchzt, wie Vögelein im Walde,
Tanzt wohl über Stuhl und Tiſch.

Fragt nach Kaiſer nicht und König,
Nach Cenſur und Polizei,
Weiß vom heil'gen Bunde wenig,
Und iſt doch vergnügt dabei.

Aber in dem Luſtgetümmel
Mahnt der liebe Gott uns dann,
Daß man ſeinen Freudenhimmel
Nicht auf Erden haben kann.

Oft wird's ſtill mit unſern Feſten;
Jedes Köpfchen hängt betrübt.
Gott indeſſen meint's am Beſten,
Und er züchtigt, wen er liebt.

Haben endlich Noth und Mängel
Aller Art ihr Werk gethan,
Kömmt des lieben Gottes Engel
In die Blumenhalde an.

Rings um ihn glänzt Alles lichter,
Und er rührt die Kranken an:
„Stehet auf und wandelt," ſpricht er,
Und es wandelt Jedermann.

Plötzlich ſchweigen alle Schmerzen,
Vor ihm flieht der blaſſe Tod,
Luſt wohnt wieder in den Herzen,
Und vergeſſen iſt die Noth.

Möchteſt du den Engel kennen,
Der uns ſo viel Glück verleiht?
Wirb um ihn, ich will ihn nennen,
Er heißt: Gottergebenheit.

III.

Lenzblätter.

Von E. M. Arndt.

1. Waldgruß.

Ihr ſüße Blumen, grüne Haine,
O ſeid ihr endlich wieder mein?
In euch geborgen gar alleine,
Doch nie bin ich bei euch allein;
Ihr ſprecht mit wunderſamer Stimme
Die einz'ge Sprache ohne Trug,
Der Vogel predigt hier, die Imme,
Der Blüthenzweig wie Gottes Buch.

O Gottes Buch! o welche Klänge
Aus allerſtillſter Einſamkeit!
Entfloh'n dem wilden Weltgedränge
Zu höh'rer Welt Gemeinſamkeit;
Denn wie aus längſt vergangnen Tagen,
Wie aus der Geiſter Ewigkeit
Haucht's hier von Fabeln und von Sagen,
Wie Frühlingswind mit Blüthen ſchneit.

O Gottes Buch! o heil'ge Mächte!
Hier brecht ihr alle Siegel auf,
Geheimniß ſtummer Mitternächte,
Und Sonnenlauf und Mondenlauf,
Und was von irren Wandelſternen
Die tiefe Menſchenbruſt durchkreiſt,
Kann hier der ſtille Lauſcher lernen,
Wo Alles tief nach oben weiſt.

O Gottes Buch, o ſüßes Wehen,
Das ſäuſelnd durch die Zweige geht!
O leiſes Flüſtern aus den Höhen,
Wo aller Herzen Sonne ſteht!
O ſüßes Ahnen, ſüßes Sehnen,
Hier iſt dein trauter Liebesort,
Hier findet Gram die erſten Thränen,
Hier Zorn ſein mild Verſöhnungswort.

Drum kommt, ihr Blumen, kommt, ihr Haine,
Komm, ſtille, fromme Waldesnacht,
Und werdet, bleibet ewig meine,
Mit aller milden Gottesmacht,
Mit allen Vögeln, allen Immen,
Mit allen Blüthen, groß und klein,
Mit Millionen Blätterſtimmen
Singt mir das Herz in Frieden ein.

2. Geſpräch mit der Nachtigall.

Vöglein auf dem grünen Baum,
Süße kleine Nachtigall,
Klingſt du deinen Frühlingstraum
Wieder neu mit jungem Schall?
Wieder mit den alten Weiſen,
Wieder auf dem alten Aſt?
Haſt vergeſſen all dein Reiſen,
All des langen Fluges Laſt?

O du lieblich Vögelein!
O dein lieblich ſüß Geſchick!
O wie ſchaut in euch hinein
Meiner ſtillen Sehnſucht Blick!

Hat mich einſt, wie dich, geſchaukelt
Mancher grüne Lenzeszweig,
Von Vergeſſenheit umgaukelt —
O da war ich frühlingsreich!

Aber ach! die Menſchenbruſt
Trägt weit über Land und Meer
All des Herzens Leid und Luſt
Täglich wachſend hin und her,
All ihr Grauſen, ihr Entzücken,
Alle Wonnen auf und ab
Zum Erſticken, zum Erdrücken
Trägt ſie mit ſich bis ans Grab.

Sei's! Doch ſinge mir dein Lied
Neu vom neuen Lenze vor,
Wie des Lebens Frühling flieht,
Wie verwelkt der Blumen Flor,
Wie mit Thau von Wonnethränen
Seine Blüthen küßt der Weſt,
Wie im Träumen, Ahnen, Sehnen
Liebe blühet, die nicht läßt.

Die Tröſterin.

Von Moritz Grafen zu Bentheim Tecklenburg.

Oft haſt du mir ſtill in die Seele geblickt,
Du theures und freundliches Weſen,
Und dort wie im Buche geleſen;
Oft hat mich dein linderndes Troſtwort erquickt,
Und ließ mich vom Kummer geneſen.

Gern nahm ich von dir die Belehrungen an,
Und ſtrebte beſeligt zum Himmel hinan: —
So läutern und ſtählen
Sanft liebende Seelen.

Nachtblume.

Von Adolf Dörr.

Ob du mich auch verſtoßen, glaube nicht,
Ich werde drum dir minder angehören,
Wohl meines Lebens ſchwank und ſtürmiſch Licht,
Doch meine Liebe kannſt du nicht zerſtören.
Den Blumen gleich, die über Nacht nur blühn,
Iſt meiner Liebe unerwiedert Glühn,
Sie haucht nur ſeelenvoller ihre Düfte,
Nur mächtiger, daß ſie hinüberwehn,
Der Trennung bange, todesvolle Klüfte.
Doch ſollſt du nie mein weinend Auge ſehn.
Du ſiehſt auch nicht die dunkeln Kronen ſchaukeln,
Die Blumen an dem nächtig dunkeln Hügel,
Du fühlſt nur ihre tiefen Düfte gaukeln
Zuweilen auf des Windes weichem Flügel.
So tief, ſo mächtig, ſo verſchwiegen auch
Iſt meine Liebe wie der Nachtviolen
Verborgne Glut, ſie iſt ein geiſt'ger Hauch,
Sie iſt ein ſtilles Seelenathemholen.
O fürchte nicht, o glaube, allzutheuer
Iſt deine Ruhe dem, der ſo dich liebt,
Mag ihn zerſtören ein unſelig Feuer,
Wann dich nur heller Himmelsglanz umgibt.

Meinem Bruder Guſtav

zum Abſchied nach Texas (22. Februar 1847).

Von Julius Dreſel.

Das Vaterland verlaſſen,
Die theure Heimath gar —
Wie Mancher würd' erblaſſen,
Der ſchon geſtählet war!
Er läßt das liebſte Seine,
Der Jugend ſüße Luſt —
Verzeiht ihm, daß er weine:
Die Heimath liegt am Rheine,
Zu voll iſt ihm die Bruſt!

Dich grüßen Thal und Hügel
Den ſchönen Strom entlang,
Dort, wo dein Geiſt die Flügel
Zuerſt in Träumen ſchwang;
Der Sang im Laub der Linde,
Der Garten, Wald und Au,
Dich grüßen leiſ' und linde
Vom Rheine noch die Winde
Und hoch der Himmel blau.

Der Würfel iſt gefallen,
Du ſteheſt muthig feſt —
Noch einmal ſei von Allen
Die Hand dir treu gepreßt!
Zum Siege deiner Plane
Beginne froh den Lauf,
Und überm Oceane
Da pflanze ſtolz die Fahne
Der neuen Heimath auf!

Bald wird am Colorado
Im reichſten Hoffnungsgrün
Ein andres Eldorado
Voll Segensfülle blühn.
Hier fehlt es oft am Beſten:
An Freiheit und an Brod —
Du Stern im weiten Weſten,
O leuchte deutſchen Gäſten
Zum Heil aus aller Noth!

Europa's Wunden klaffen,
Von Druck und Elend ſtumpf,
Auf will das Volk ſich raffen
Der Menſchheit zum Triumph.
Ob dann ein brennend Eiſen
In alte Wunden ziſcht?
Ob wir uns Brüder heißen,
Und ob in Friedens Gleiſen
Der alte Streit erliſcht?

Wir ſtehn daheim im Kampfe;
Aus naher Zukunft Schooß,
Sei's auch im Pulverdampfe,
Ringt ſich die Freiheit los!
Aus Deutſchland wird ſie ſtammen,
Und über Land und Meer
Schlägt ſie wie Himmelsflammen
In einen Brand zuſammen
Und wehet hin und her.

Und du wirſt unterdeſſen
In Hitz' und Bureauſtaub,
So wenig uns vergeſſen,
Als im Magnolienlaub.
Und woget auf und nieder

Im Südwind die Prärie,
Hörst du die Heimathlieder
In heißer Sehnsucht wieder —
Den Rhein vergißt du nie!
Doch jetzt mit kühnem Streben
Vorwärts, als ging's zum Streit!
Kein Ruhtag iſt das Leben,
Schön aber allezeit.
Die ſieben Brüder dachten
Dein ſtets im Vaterland. —
Soll ſich dein Stern umnachten,
Treu reichen wir dem Achten
Fern übers Meer die Hand.

Ein Kinderlied.

Von Hoffmann von Fallersleben.

Mauskätzchen, wo bleibſt du?
Mauskätzchen, was treibſt du?
In unſerem Häuschen
Sind ſchrecklich viel Mäuschen.
Sie pfeifen und rappeln,
Sie trippeln und trappeln
In Kiſten und Schränken,
Auf Tiſchen und Bänken;
Sie ſtehlen und naſchen,
Und will man ſie haſchen,
Wupp! ſind ſie fort!
„Du rufſt mich, da bin ich!
Sei ſtill, nun beginn' ich
Ein Tänzchen mit allen,
Das ſoll dir gefallen.

Erſt ſitz' ich, dann ſchleich' ich,
Dann nah' ich, dann weich' ich,
Dann leg' ich mich nieder,
Dann heb' ich mich wieder.
Kaum ſchwing' ich mein Schwänzchen
Und ſchnurre zum Tänzchen,
Wupp! ſind ſie da!"

„Sie tanzen im Kreiſe
Auf närriſche Weiſe,
Hopp heißa! ſo munter
Hinauf und herunter.
Dann faſſ' ich beim Ohr ſie,
Dann werf' ich empor ſie;
Und fallen ſie nieder,
Dann fang' ich ſie wieder.
Und will dann die Maus doch
Nun endlich ins Mausloch,
Wupp! beiß' ich ſie todt!"

In der Sylveſter-Nacht.

Von Heinrich Hoffmann.

Mag der Frühling milden Hauch,
Friſches Grün und Blumen ſpenden;
Aber tückiſch weiß er auch
Euch des Schlimmſten Viel zu ſenden.
Wenn der Winter, ſtreng und arg,
Wenig gibt, an Freuden karg,
Gibt er doch mit treuen Händen.

In der Sankt Walpurgisnacht
Regen ſich die böſen Geiſter,
Und der Zug in toller Pracht
Mit ſich fort die Andern reißt er.
Auf dem Brocken ſammelt froh
Sich das Hexen=rokoko
Um den alten Höllenmeiſter.

Anders in Sylveſters Nacht
Bei der Kerzen frohem Schimmer;
Gute Geiſter halten Wacht,
Und durch Saal und Flur und Zimmer
Schreiten ſie in ſtillem Zug,
Schauen rings und ſorgen klug,
Und die Böſen wagen's nimmer.

Heute jauchzt das Menſchenherz;
Selbſt dem Kummer fehlen Zähren.
Heute mag der alte Schmerz
Sich in neuen Wunſch verklären.
Mit der Freude theilt zugleich
Ja die Hoffnung heut' das Reich.
Laßt die Luſt nur frei gewähren.

Wenn aus würz'ger Schaal' empor
Heiß die leichten Wölkchen ſteigen,
Seht! das iſt der Geiſter Chor,
Der Sylveſterelfen Reigen.
Was ihr hofft, ſei bald erreicht!
Was ihr wünſcht, die ſchaffen's leicht:
Eins nur haſſen ſie: das Schweigen!

Freund an Freund! Ja, Hand in Hand!
Rechts der Bruder, links die Schweſter!
Einig ſoll ſich heut' das Band
Enger ſchließen noch und feſter!
Schlimmes ſei heut' abgethan!
Fangt mit Luſt das Neue an;
Denn wir feiern heut' Sylveſter.

An meinen Jungen.

Von Gottfried Kinkel.

Wie das Jahr ſich hat gewendet,
Iſt die heil'ge Drei vollendet.
Nun hinweg mit altem Harme —
Liegt mir doch ein Bub' im Arme.
Eh' des Himmels ſchwanke Gnade
Sein wird in der Taufe Bade,
Laſſ' ich über Stirn und Brauen
Ihm zwei Vaterthränen thauen.
Stell' ihn mit der Thränen Weihe
In der Menſchheit vordre Reihe:
Kühn entgegen allen Schlechten
Für die Freiheit ſoll er fechten.
Mag er feſt auf Erden ſtehen,
Nicht mehr nach dem Himmel ſehen;
Mag er mit beglückten Händen
Seines Vaters Streit vollenden!
Aber daß der jungen Seele
Nicht der Duft des Friedens fehle,
Geb' ich heut' zu ſeinen Wegen
Im dieß Lied als Vaterſegen.

Einem Dichterpaar entſproſſen,
Tret' er zu den Kampfgenoſſen,
Die dereinſt in beſſern Tagen
Für die Schönheit Waffen tragen.

Seiner Mutter gleich in Miene
Sei er, und in Kinderſinne;
Seinem Vater im Genuſſe
Und in frohen Bechers Guſſe!

Die Lieder des Geliebten.

Von Johanna Kinkel.

Hinaus nun in die kalte Welt
Zieht kühn dein liebewarmes Lied,
Das einſt ſo ſcheu das Tageslicht,
Das Ohr der Menge leis vermied.

Es beichtet alter Sehnſucht Brand
Und des Entſagens herbe Qual;
Es kündet laut der Liebe Glück,
Der Küſſe unermeßne Zahl.

Wohl mancher ſchaut' und litt wie du
Im weiten deutſchen Vaterland,
Der über Strom und Berge hin
Dir beut die ſtarke Bruderhand.

Doch nur die höchſten Häupter trifft
Der helle Blitz aus Wolkennacht.
Die ſtumpfe Maſſe zündet's nicht,
Was hoch ein ernſter Geiſt gedacht.

Raſ't das Gemeine nicht zumeiſt
Gedankenlos und haſſeswild
Der Lieb' entgegen und dem Geiſt,
Der Schönheit edelm Himmelsbild?

Ob dich empfängt auf offnem Markt
Nun Schmähung oder Preisgetön,
Ob ſie dein Lied zum Staube ziehn,
Ob ſiegreich auf dem Schild erhöhn:

Ich denke ewig jener Zeit
So ahnungsvoll und wunderbar,
Als in des Herzens Purpurſchrein
Noch Lieb' und Lied Geheimniß war.

Zum ſtillſten Plätzchen floh ich hin,
Wo, überwölbt vom Laubesdach,
Die alte Kloſtermau'r beſpült
Ein ſilberklarer Rieſelbach.

Durchſicht'ge Blätter zitterten
Hoch über mir im Sonnenlicht,
Und glitten neckiſch, wenn ich las,
Als Schatten über dein Gedicht:

Und Himmelsſtrahlen küßten nur
Mit mir das vielgeliebte Blatt,
Und ging ich heim, ſo ruht' es ſtill
An Herzens treuverborgner Statt.

Der Dichter ruht nun, wo einſt du
Nur lageſt, holde Zauberſchrift!
Geh' hin! Ach hätteſt du wie Er
Des Eiſes Klippen ſchon umſchifft!

Das Gericht.

Von Hermann Kurz.

Zum Wald zieht eine ernſte Heeresſchaar
Mit dumpfem Klang der Pauken und der Pfeifen.
Viel Banner wehen mit dem ſchwarzen Aar,
So tief geſenkt, daß ſie den Boden ſtreifen.

Und zwiſchen ihnen feſſelklirrend zieht
Erbleichten Angeſichtes ein Verbrecher;
Er ſieht, ſein Auge weiß nicht was es ſieht,
Wie ihn verſengend trifft der Blick der Rächer.

Vor einem großen Grab wird Halt gemacht.
Er hebt die Augen, die nach Rettung ſuchen.
Da tritt ein Prieſter vor in bunter Tracht,
Ihm in den Tod hinüber noch zu fluchen:

„Du Kind, verruchter Eltern! geh' dahin
Wo ſich verbannte Seelen ruhmlos härmen,
Wo nie ein freundlich Licht hinunterſchien,
Die froſtdurchſchaur'ten Glieder dran zu wärmen.

„Im finſtern Reich, bei Hela's grauſer Koſt,
Sollſt ewig über deinem Frevel brüten,
Wenn ihre Ungeheuer, Elend, Froſt
Und Hunger wild an deinem Leibe wüthen.

„Hier oben aber, in dem Reich des Lichts,
Soll dein Gedächtniß und dein Name ſterben,
Und deinen Stamm der Fluch des Böſewichts,
Dein düſtres Erbtheil, jämmerlich verderben.

„Zerbrochne Ringe, Zeichen deiner Schmach,
Nimm mit in deine abgelegne Grube,
Und keine Seele frag' der Stätte nach,
Wo namenlos vergraben liegt ein Bube.

„Verflucht ſei, wen hierher ſein Wille führt!
Verflucht wer Blumen pflanzt an dieſem Orte!
Verflucht ſei, wer ein Bein von dir berührt!
Verflucht, wer's wagt, zu flüſtern Segensworte!“ —
Mit Rachejubel flucht ihm nach das Heer,
Indeß die Henker den Vervehmten greifen.
In ſchaudervoller Qual verblutet er
Beim wilden Lärm der Pauken und der Pfeifen.
Verächtlich zugeworfen wird ſein Grab,
Mit Salz beſtreut nach altem Brauch der Rache.
Nun iſt's vorbei, die Richter ziehen ab,
Und heiße Schmach hält ihm die Todtenwache.
Doch kühlend über der verlaſſ'nen Gruft
Hinſtreicht die Zeit mit ihren leiſen Schwingen,
Und läßt harmlos, mit tröſtlich mildem Duft,
Einſame Blumen aus dem Grunde dringen.
Sie wölbt in hohen Bäumen hier ein Zelt,
Drin ſchläft Vergeſſenheit mit ſtillen Narben,
Indeß ſie draußen im Gewühl der Welt
Die Kleider rauſchend wechſelt und die Farben.
Jahrhunderte vergehn. Da wird im Wald
Ein fernes Grab von Bauern aufgefunden.
Der Ruf geht um, die Stadt erfährt ihn bald;
Man zieht herbei, den Inhalt zu erkunden.
Man gräbt. Ein roſtig Eiſen kommt hervor,
Ein halber Ring und eine Handvoll Knochen.
Volk, Zeit und Stand des Todten wird vom Chor
Der Kenner und der Laien ſcharf beſprochen.
Nach langem Streit beſchließt man mit Bedacht,
Er ſei ein Held vom Stamme der Germanen,
Mit Ehrenzeichen in der heil'gen Nacht
Des Walds beſtattet nach dem Brauch der Ahnen.

„Im Krieg gefürchtet und im Rath geehrt!
So ſoll ihn auch die ſpäte Nachwelt ehren!
Es iſt ein Fund, des Aufbewahrens werth;
Er wird die große Sammlung ſchön vermehren.“ —
Der Wald gab ungern ſeine Reſte her.
Sie ruhen nun in reich verzierten Schreinen,
Erlöſt vom Bann, bei andern Reſten mehr,
Vielleicht bei ſeines grimmen Volks Gebeinen.

Roland.

Von Feodor Löwe.

Das war ein tüchtig Streiten
Zu Ronceval im Thal;
Es troff auf beiden Seiten
Von Blut der ſcharfe Stahl!
Von Heid' und Chriſtenrittern
Sah man der Wunder viel.
Das war ein Lanzenſplittern,
Ein luſtig Würfelſpiel! —
Vor Allen aber Einer
Warf ſtets den beſten Paſch!
Dem widerſtand wohl Keiner,
Der hieb ſo tief, als raſch.
Der ſtrich die Eiſenfiedel
Auf blanker Helme Kranz,
Und ſang ein munter Liedel
Vom Rhein und ſeinem Glanz.
Das war des Kaiſers Vetter,
Der ſtarke Held Roland!
Der ſchrieb im Kampfgeſchmetter
Die leſerlichſte Hand.

Der ließ die Klinge kreiſen,
Als wär's ein Becher Wein,
Und rief: „Sonſt trink' ich weißen,
Heut ſchenk' ich rothen ein.
„Heran, ihr Herrn und Fürſten
Im ſtolzen Waffenprunk,
Mich überfällt ein Dürſten,
Kredenzt mir einen Trunk!
Den letzten meinem Munde,
Den man den Schlaftrunk heißt.
Karl, deine Tafelrunde,
Wie bald iſt ſie verwaiſt.
„Wir kämpften und wir zechten,
Doch nun iſt Alles aus.
Heut hör' ich auf zu fechten,
Dieß iſt mein letzter Strauß.
Noch treuer, als der Dame,
Hielt ich dir meinen Schwur,
Drum ewig lebt mein Name
Im Lied des Troubadour.
„Das Häuflein iſt gelichtet,
Das deine Nachhut war.
Wie Garben aufgeſchichtet,
Liegt faſt die ganze Schaar.
Um Jeden, der geſunken,
Ein Dutzend Heidenbrut;
Der Raſen iſt wie trunken
Von all' dem warmen Blut."
Als Keiner mehr von Allen,
So Chriſt, als Heide ſtand,
Dann erſt iſt er gefallen,
Der ſtarke Held Roland,

Am Schwert die müde Rechte,
Bepurpurt Helm und Schild,
Der erſte im Gefechte,
Der letzte im Gefild.
Doch eh' der Tod ſo blutig
Ihn gänzlich übermannt,
Greift er noch todesmuthig
Sein Horn, den Olifant.
„Den beſten Gruß, mein Kaiſer,
Dir noch mit dieſem Schall!"
Und leiſe klingt und leiſer
Das Horn zu Ronceval. —
O Roland, wackrer Retter
Und Hüter vor Gefahr!
Dein warnend Horngeſchmetter
Stets nahm's dein Kaiſer wahr;
Doch ihr auf ſtolzen Thronen,
Warnt euch ein Dichterhorn:
Habt Acht auf eure Kronen! —
Iſt euer Dank: — der Zorn!

Veronika.

Von Wolfgang Müller.

Auf deinem Weſen ruht ein leiſer Schleier,
Er hält dich von der äußern Welt geſchieden,
Dahinter führſt du ſtille fromme Feier
Mit leidbewegter Bruſt, doch voller Frieden.
Du ſteheſt oft ſo groß und ſtarr in Träumen,
Gleichwie erfaßt von heimlichen Gewalten,
Mag rings der Freude voller Becher ſchäumen,
Du ſchauſt wie nach unſichtbaren Geſtalten.

In deine Seele biſt du ganz verſunken,
Als wollten dort ſich neue Wunder bilden,
Nur ſelten ſprüht im Blick ein glüher Funken
Aus deines Geiſts entlegenen Gefilden.
Es lächeln wohl die Lippen ſüß und ſchmerzlich,
Es formen Worte ſich am ſchönen Munde;
Wir harren dann im Kreiſe treu und herzlich,
Doch Keinem gönnſt du die geheime Kunde.
Wenn unſre Hände treu ſich nach dir ſtrecken,
Wenn unſre Worte freundſchaftlich dir flüſtern,
Sehn wir dich wie aus tiefem Traum erſchrecken,
All unſre Tröſtung kann dich nur umdüſtern.
Du flieheſt gar, die freundlich dich umweben,
Mit wundervollern Weſen zu verkehren:
Nur Sterne, Düfte, Blumen ſind dein Leben,
Nur Lieder können deinen Blick verklären.
Als ob dein Geiſt an keinen Wechſel dächte,
So pflegſt du deine lieben holden Sorgen,
Du flichſt ſie in den luft'gen Traum der Nächte,
Sie wachen auf mit dir am frühen Morgen.
Doch hält dein Geiſt ſich noch ſo feſt verſchloſſen,
Mir dämmert auf, was in der Tiefe brütet,
Ein ſtiller Forſcher löſ' ich unverdroſſen
Geheimniſſe, mich doppelt treu gehütet.
Dein Weſen aber mahnt mich an die Tage,
Die ahnungweckend vor dem Frühling kommen:
Der Himmel führt ob dunkeln Wolken Klage,
Die Erde liegt in dickem Duft verſchwommen.
Doch Jeder fühlt: bald wird durch alle Räume
Duft, Sang und Farbe zauberglühend ſprechen!
So glaub' ich, wird durch deine ſtillen Träume
Aufjauchzend bald der Lenz der Liebe brechen.

Der fahrende Schüler.

(Elſaßiſche Sage.)

Von Friedrich Otte.

Es zog ein fahrender Scholar
Des Wegs, da es ſchon finſter war.
Er war nicht jung, er war nicht alt,
Das Mäntelein, das ihn umwallt,
Zwar fadenſcheinig hier und dorten,
War ſchön verbrämt mit güldnen Borten.
Das Mützlein auf dem Ohr ihm ſaß
Und an der Seit' ihm ſah man prangen
Ein Federrohr, ein Dintenfaß,
Ein Pergament mit Silberſpangen.

Gar wohlgemuth, mit Sing und Sang,
Zog unſer Burſch des Wegs entlang;
Er ſang vom Land Italia,
Von ſchönen Weibern, die er ſah,
Und ließ, weil es ſich fügte eben,
Den Wasgau und den Rheinwein leben.
Doch finſtre Nacht lag rings umher,
Und nirgends ſtreckt dem armen Degen
Die Herberg', wie es ſein Begehr,
Erbarmungsvoll den Arm entgegen.

Er zog fürbaß. Da traten friſch
Zwei Räuber aus dem Waldgebüſch.
Sie riefen: „Halt!" — Der Wandersmann
Sah ſchreckensbleich die Beiden an;
Da ſchwang der Eine ſeinen Degen,
Der Andre trat ihm keck entgegen

Und rief: „Gib deine Schätze her!
Dein Ränzchen auf, ohn' Widerſtreben!
Wir fragen dich: was liebſt du mehr,
Dein blankes Gold, dein frohes Leben?"

Der Wandersmann betheuert ſehr,
Daß er ein armer Schüler wär',
Und außer ſeiner Wiſſenſchaft
Nichts habe, was da Nutzen ſchafft.
Die Räuber ſchütteln, ihm zu Leide,
Das Haupt ungläubig alle beide;
Sie ſchnallen ihn aufs ſchwarze Roß
Und reiten, daß dem Burſchen grauet,
Den Berg hinan aufs Felſenſchloß,
Das trotzig aus den Föhren ſchauet.

Der Knabe liegt im tiefen Thurm,
Zu ſeinen Häupten brauſt der Sturm,
Die Bäume rauſchen ſchauerlich
Und ſchwarze Wolken ſammeln ſich.
Doch ſorglos tafeln in dem Saale
Die Ritter hinter'm Weinpokale,
Der, ſchön bekränzt, die Runde macht.
Die Buhle, auf des Einen Schooße,
Gähnt ſchlafbefangen in die Nacht
Und ſpielt mit einer welken Roſe.

Sie ſchmollt: „Langweilig iſt's, mein' Seel',
Auf Euerm Schloß, ich hab's nicht hehl!
Die ſchöne Zeit iſt längſt vorbei,
Da Ihr geſchaltet frank und frei.
Des Wandrers Schreck, des Landes Schaden, —
Nun wächſt das Gras auf allen Pfaden!

Bringt den Gefangnen drum herauf,
Daß er mit eines Liedes Würze
Und luſt'gem Schwanke uns den Lauf,
Den trägen Lauf der Stunden kürze."

Geſagt, gethan. Eintritt ſogleich
Der fahrende Schüler, hoch und bleich;
Er war nicht jung, er war nicht alt,
Das Mäntelein, das ihn umwallt,
Zwar fadenſcheinig hier und dorten,
War ſchön verbrämt mit güldnen Borten.
Das Mützlein auf dem Ohr ihm ſaß
Und an der Seit' ihm ſah man prangen
Ein Federrohr, ein Dintenfaß,
Ein Pergament mit Silberſpangen.

Er ſchaut ſich um, geblendet faſt
Vom Lichterſchein, vom bunten Glaſt;
Zieht drauf galant das Mützchen ab,
Grüßt beide Herrn, die Frau vorab,
Und ſtreicht mit heimlichem Frohlocken
Vom Angeſicht die goldnen Locken,
Er ſpricht: „An meiner ſeltnen Kunſt
Sollt Ihr Euch, hoff' ich, baß erbauen.
Gern buhl' und werb' ich um die Gunſt
So edler Herrn, ſo ſchöner Frauen."

Drauf ſtellt er aus dem Ränzchen friſch
Glas und Retorte auf den Tiſch.
Ein Zauberfläſchchen prangt dabei,
Darin Figürchen mancherlei
Zu ſchauen ſind. Ei, wie ſie alle
Sich dreh'n im glänzenden Kryſtalle!

Als da ſind: Geiſter, Teufelein
Und Drachen, ſo die Flügel ſpreiten,
Und Fledermäuſe, groß und klein,
Und Hexen, die auf Beſen reiten.

Und vor dem aufgeſchlagnen Buch
Beginnt er manchen Zauberſpruch,
Derweil er lieſt, durchblitzt den Saal
Ein goldner Strahl mit einem Mal.
Ha, welch ein Licht, ha, welch ein Flimmer!
Ein Wunderfrühling ſchmückt das Zimmer.
Der Zauberflaſche iſt alsbald
Die ſchönſte Roſenſchaar entſtiegen
Und an den Wänden glänzt ein Wald
Von Tulpen, die ſich drehn und wiegen.

Waldhörner ſchmettern luſtig drein
Die friſchen Frühlingsmelodei'n,
Und goldne Falter ſchaukeln ſich
Auf Blumenkelchen wonniglich.
Man hört die Vöglein Lieder tauſchen,
Man hört die muntern Quellen rauſchen.
O ſüßer Klang, o prächt'ger Mai,
O goldner Strahl der Frühlingsſonne!
Die Ritter jubeln alle zwei,
Der Dirne Herz zerſpringt vor Wonne.

Und dumpfer ſchallt des Schülers Wort.
Da ſteiget hie und ſteiget dort
Ein Wölkchen aus der Flaſche auf,
Ein niedlich Teuflein ſitzt darauf,
Und neue kommen — ſeltſam Wandern!
Das eine reicht die Hand dem andern.

Die Teuflein ſind, eh' man's verſieht,
Zu Teufeln flugs emporgeſchoſſen,
Da heult der Sturm ſein wildes Lied
Und iſt das Blau in Grau zerfloſſen.

Das Wölkchen hat ſich alſobald
Zur mächt'gen Wolkenfauſt geballt,
Entſendend in die Kreuz und Quer'
Den gelben Blitz, den Flammenſpeer,
Der Donner rüttelt an den Mauern.
Die Magd erblaßt, die Ritter ſchauern.
Der Zaubermann ſteht ohne Zag'
Gebietend in der hölliſchen Runde,
Er lacht und winkt, — da dröhnt ein Schlag,
Da wankt das Schloß in ſeinem Grunde.

Und noch ein Schlag! Da ſinkt das Haus
Mit Mann und Maus in Schutt und Graus.
Auf Trümmer ſchaut das Morgenlicht,
Das aus den nächt'gen Wolken bricht,
Und freie Vogellieder ſchallen
In den geborſtnen Marmorhallen.
Und aus dem Schutt ſteigt keck empor
In ſondrer Tracht, ein ſondrer Knabe,
Er ſtreicht die Locken hinters Ohr
Und zieht fürbaß am Wanderſtabe.

Reinecke und ſeine Kinder.

Aus den Waldliedern von Guſtav Pfarrius.

Als Reinecke einſt mit Vaterpflicht
Seinen Kindern ertheilte Unterricht,
Und nach der Alten Weiſ' und Lehr'
Die Jungen ſprangen kreuz und quer,
Und ſelbſt ſein Weib, Frau Ermelein,
Sich miſchte ins Getümmel hinein,
Da machte bei ihnen noch ſpät Viſitte
Grimbart der Dachs und ſprach: Ich bitte
Euch, Neffe, und Euch, Frau Ermelein,
Was iſt das für ein Toben und Schrei'n?
Ihr erzieht ja die Kinder wie Türken und Heiden
Und laßt von Niemanden Euch beſcheiden;
Vom Fuchs verlangt man heute mehr,
Als Hühner fangen und Gänſe jagen,
Und was man ſonſt aus Eurer Lehr',
Geliebter Neffe, davon wird tragen.
Vertraut die Kinder meiner Hut,
Ihr wißt, ich hab' ein Inſtitut. —
Herr Ohm, ſprach Ermelein ganz verſchämt,
Es iſt ſo leider, wie Ihr's nehmt;
Wir wohnen zu weit von der Stadt entfernt,
Und Reinecke ſelbſt hat nichts gelernt
In ſeiner Jugend; doch gerne ſäh' ich
Studirt die Kinder, ſie ſind's wohl fähig.
Reinecke ſagte nicht Ja, nicht Nein;
Den Handel ſchloß Frau Ermelein.
Und als von dannen Grimbart ſchritt,
Da nahm er Reineckens Söhne mit.

Darauf nach einem halben Jahr
Kam zur Vakanz das Kinderpaar.
Doch wie entſetzte ſich Reinecke da,
Als er die beiden Studioſen ſah:
Der älteſte, Roſſel, war lendenlahm,
An einem Stock daher er kam,
Und Reinhart, der jüngſte, ſein liebſtes Kind,
Trug eine Brille, er war halb blind.
Indeſſen Grimbart, der ſelbſt ſie brachte,
Und ihres Fleißes mit Lob gedachte,
Hielt flugs mit ihnen ein Examen.
Da nannten geläufig ſie die Namen
Der Höhen alle, die fern und nah
Man ragen um Malepartus ſah;
Sie kannten der Vögel ganz Geſchlecht
Nach Art und Klaſſe vom Strauß zum Specht,
Sie wußten mit Nachhülf' anzugeben,
Wie Fuchs und Dachs in Sibirien leben;
Es zeigte Roſſel, wie an dem Schrei
Des Hahns zu erkennen, ob fett er ſei,
Und Reinhart wußte die Zoll ſogar,
Wie weit Malepartus vom Brocken war.
Da ſchien Frau Ermelein hoch erfreut
Ob ihrer Söhne Gelehrſamkeit,
Doch Reinecke, der kluge Wicht,
Theilte der Gattin Freude nicht.
Er ſprach: Sobald's wird morgen tagen,
Damit Du zu Mittag etwas haſt
Für Grimbart, unſern lieben Gaſt,
Wollen wir einen Braten jagen.
Am frühen Morgen zogen ſie aus,
Spät kamen ſie ohne Fang nach Haus.

Da konnte man einmal Reinecken ſehn
Im Harniſch, war nicht oft geſchehn;
Fuchswild und ſtampfend mit dem Fuß
Anfuhr er Frau Ermelein ohne Gruß:
Da ſehn wir's nun an der eigenen Brut,
Was eure gelehrte Erziehung thut;
Von einem Mops ließ ſich Roſſel fangen,
In einer Schlinge blieb Reinhart hangen,
Das war ein Gewinſel und ein Gebell,
Und kam ich nicht zur Hülfe ſchnell
Mit aller Liſt und aller Kraft,
Jetzt lägen ſie in des Todes Haft.
Zu Grimbart höflicher wandte dann
Sich Reinecke, der ſchlaue Mann:
Herr Ohm, für heute thut mir's leid,
Daß Ihr ſo ſchlecht bewirthet ſeid;
Ihr freilich habt dafür Erſatz
In Eurer Kenntniſſe reichem Schatz,
Ihr wißt von weitem, ob fett ein Hahn,
Das hört Ihr ihm am Krähen an,
Und ſeid im Stande anzugeben,
Wie Fuchs und Dachs in Sibirien leben;
Dran habt nach Billigkeit und Fug
Ihr als gelehrter Mann genug.
Indeſſen meiner Söhne Lehr',
Die macht Euch allzuviel Beſchwer,
Drum will ich mich ſelber wieder plagen,
Das Nöthigſte ihnen vorzutragen.
Will's Gott, ſo ſoll mir's noch gelingen,
Sie auf den alten Sprung zu bringen.
Und kehrt Ihr dann beim Abendſchein
Einſt wieder in Malepartus ein,

So haben wir zwar keinen Strauß im Kopf,
Dafür einen fetten Hahn im Topf,
Und wollt Ihr's dann nicht mit uns haben,
So mögt Ihr am Geruch Euch laben.

Zum Abschied machte sich da bereit
Der Dachs und sprach mit Bitterkeit:
Ich weiß es wohl, der heutige Lohn
Der Gelehrsamkeit ist Spott und Hohn!
Sodann er stolz von dannen ging,
Wie schief ihm auch der Magen hing.

Doch Reinecke nahm, wie's ziemt dem Mann,
Sich wieder der Zucht der Kinder an,
Und übte sie jahrein, jahraus,
Da wurden tüchtige Füchse draus. —

Auf einsamer Haid' in heller Nacht,
Im Walde nahm ich's oft in Acht,
Wie mit den Seinen er verkehrt
Und sie des Geschlechtes Sitte lehrt,
Wie lustig sie da tanzen und springen,
Sich jagen, haschen, zu Boden ringen,
In jeglicher List sich exerciren,
In allen Wendungen manövriren,
Auf Dreien hüpfen, auf Zweien gehn; —
Es ist eine Freude zuzusehn.

Die Erfindung der Glocke.

Von H. Rustige.

Es zog ein Sängergreis vor grauen Zeiten
Mit frohem Harfenspiel von Land zu Land;
Und wo ein Schloß, wo eine Hütte stand,
Da rauschten freudebringend seine Saiten.

Einſt hüllte ſchon der Abend rings die Fluren
In Trauerflor, es webte Schneegeflocke
Um Baum und Strauch des Winters Silberlocke,
Verheerend ſchnell des Pfades letzte Spuren.
Zum Tod' ermattet ſchier, erſtarrt, verirrt,
Schritt noch der Sänger einſam durch die Föhren,
Die nackten Bettlern gleich, als ob ſie frören,
Im Winde zitterten, von Eis umklirrt.
Und grimmer peitſcht der Nord des Walds Gezweige,
Und matter, bänger pocht des Sängers Herz;
Sein Auge blickt bekümmert himmelwärts,
Ob ſich der Rettung Engel ihm nicht zeige.
Doch ſchwärzer wird die ſchwarze Winternacht,
Und eiſ'ger wird des Nordwinds Schneegebrauſe; —
Und dumpf, als ob ſie Todesgraun durchhauſe, —
— Die Harfe ſinkt, — ihr Tagwerk iſt vollbracht!
Und bei der Harfe ſinkt der Sänger nieder, —
Rings Alles ſtill, — matt ſenkt der Sturm die Flügel,
Als ſeufz' er noch um einen Grabeshügel,
Als wär's ein Nachhall dumpfer Todtenlieder!
Da plötzlich tönt in wunderbarer Weiſe
Ein Klingen, Singen in des Sängers Ohr; —
Er horcht, und rafft ſich neubelebt empor,
Beginnt mit friſchem Muth die Weiterreiſe.
Und aus des Waldes wirren Finſterniſſen
Tritt er hinaus in eines Thals Gebreite, —
Und näher tönt das zaubriſche Geläute,
Er fühlt von ihm ſich mächtig fortgeriſſen.
Und ſieh', wie aus der Erde aufgeſchoſſen,
Ein herrlich Fürſtenſchloß ſteht vor ihm da,
Aus deſſen hohen Fenſtern hell und nah
Des Sanges frohe Töne ſich ergoſſen.

Schon ſteht der Sänger in der weiten Halle,
Wo, gleich den Rittern von der Tafelrunde,
Viel edle Herren ſaßen noch zur Stunde,
Erfreuend ſich des Lieds bei Becherſchalle!
Und wie der Sängergreis den Herrn erzählet,
Daß ihn der Sang und daß der Becher Läuten
Vom jähen Tode eben ihn befreiten,
Als er in Waldesnacht des Wegs gefehlet; —
Da ruft der jüngſte von den edlen Zechern:
„Willkommen ſei, willkommen ſei uns Allen!
Wohl herrlich iſt's, wenn friſche Lieder ſchallen,
Umjauchzt von dieſen ſtarken Sorgenbrechern!
„Doch wenn das herzerfreu'nde Doppelläuten
Des Sängers heilig Leben hat errettet,
Das ſchier der Tod in ew'ge Nacht gebettet,
Muß Lieds und Bechers Klang uns mehr bedeuten!
„So will ich denn von edelem Metalle
Zum Heil der Wandrer, Sänger und der Zecher
Im höchſten Thurme ſtiften einen Becher,
Deß lauter Klang allabendlich erſchalle!
„Sein ehrner Mund ſoll gaſtlich Alle laden,
Die ſich verirrt in öden Winternächten!
O! daß wir Vielen Heil und Rettung brächten
Auf dieſes Lebens dunkelwirren Pfaden!"
Und ſo geſchah's. Bald rief vom Schloſſes Thurm
Allabendlich mit lautem Mund ein Becher,
Wohl groß genug für hundert wackre Zecher,
Und weithin übertönend Nacht und Sturm!
So ward die erſte Glocke einſt erfunden,
Und der Erfinder war ein Fürſtenſohn!
Sein Grab begrüßte manch Jahrhundert ſchon,
Doch ſei geſeguet er noch heut zur Stunden!

Des Kindes Gebet.

Von C. H. Schnauffer.

„So thu' mir das Kind aus den Augen, Weib!
Mich jammert dieß bleiche Gerippe;"
Der Vater zittert am ganzen Leib
Und knirscht mit verbiſſener Lippe:
„Iſt Hunger und Elend des Fleißes Frucht,
Der Eltern Segen verloren,
So ſei jetzt die heilige Stunde verflucht,
Die mich nicht zum Schelmen geboren!"

„„Verſündige, Vater, verſünd'ge dich nicht,
Und traue dem Richter dort oben!""
So bittet das Weib; „ein himmliſch Gericht
Kann ich mir auf Erden nicht loben!"
Er ſprach's; und wie er's geſprochen, begann
Der Donner mit furchtbaren Schlägen;
Das Weib erſchrack, ſtumm lauſcht der Mann
Des Hagels vernichtendem Regen.

„Verdammt! auch der letzten Hoffnung beraubt,
Und wieder ein Jahr, um zu darben?!
Du Weib haſt ſo fromm ja an Gott geglaubt,
Ei, keimen aus Schloßen uns Garben? —
O, trag' über's Meer mich, hab' Mitleid, Wind!
Die Freiheit gibt Brod auch dem Armen;"
So ſpricht er im Hohn; ſüß ſchläft das Kind,
Die Mutter fleht Gott um Erbarmen.

Und mitten jetzt im Wettergebraus
Tritt ſcheu ein Greis in die Hütte;
„O Chriſten! gönnt Raſt mir in euerm Haus,"
Das war ſeine klägliche Bitte. —

Es führet zum wärmenden Lager den Gaſt
Die Frau in die dürftige Kammer: —
„Der reiche Jude!“ durchzuckt es in Haſt
Den Vater, begraben in Jammer.

Leicht blendet Gold, und klüglich ſchickt
Der Wirth ſein Weib aus der Stube;
„Der Alte ſchläft; mein Plan, er glückt! —
Sein Fall hilf' mir aus der Grube; —
Ein Mörder ich? Wie? handle nicht blind!
Der Hölle willſt du dich ergeben? —
Und wär's! mein Weib, mein armes Kind,
Ihr habt mehr Recht ans Leben,

„Mehr Recht, als ſolch ein Jude, der
Im Ueberfluſſe reich geworden;
Amerika, jetzt hat Brücken dein Meer,
Denn Kühnheit hab' ich zum Morden!!“
So tobt es wild aus des Mannes Bruſt,
Er faßte das tödtliche Eiſen,
Zur Thüre flog er mit Mörderluſt,
Verfluchend den ſchlummernden Greiſen;

Aus Lager ſtürzt er; kein himmliſch Gericht
Erſchreckt ihn, kein Fluch der Bibel;
„„Führ' uns, o Herr, in Verſuchung nicht,
Sondern erlöſ' uns vom Uebel!““
„Gelobt ſei Gott!“ der Sünder fleht,
Vernichtet ſinkt er zur Erden.
Des träumenden Kindes fromm Gebet
Ließ ſchuldig den Vater nicht werden!

Wer iſt reicher?

Von K. Simrock.

Zu Schwedt am Martinsabend
Da fuhr ein Bauer trabend
Die Schatzung vor das Schloß.
Der Markgraf ſah nicht ſauer:
Laßt ihn herein, der Bauer
Sei mein's Mahls Genoß.
Du haſt mir heute wieder
Getreulich Zins gebracht,
So ruhe deine Glieder,
Sei Zeuge meiner Pracht.

Sitz in der Herren Kreiſe
Und koſte jede Speiſe,
Trink ſüßes Traubenblut.
Hör Sang und Klang erſchallen:
In den geſchmückten Hallen,
Nicht wahr, dir ſchmeckt es gut?
Von Gold iſt das Geſchirre,
Von Silber iſt der Tiſch.
Dich macht der Glanz wohl wirre?
Was ſchweigſt du? Rede friſch.

Der Bauer ſprach vermeſſen:
Herr, köſtlich iſt das Eſſen
Und theuer wohl der Wein;
Doch ſäßt ihr Herrn beim Schmauſe
In meinem niedern Hauſe,
Noch theurer ſollte ſein
Der Tiſch, den ihr da fändet,
Noch beſſer Sang und Spiel.
Ihr Alle ſelbſt geſtändet,
Ich rühmt' euch nicht zuviel.

Der edle Fürſt gedachte:
Wie das der Bauer machte,
Das Wunder ſäh' ich gern.
Da ſprach er: Uns gelüſtet,
Was du dich haſt gebrüſtet,
Zu ſchau'n mit dieſen Herrn.
Wir kommen dir als Gäſte
Wohl morgen ſchon ins Haus:
Bereite dich aufs Beſte
Und rüſte deinen Schmaus.

Der Bauer ſchied zufrieden;
Zu Hauſe ließ er ſieden
Und braten Zahm und Wild,
Den Speck zur Mettwurſt hacken,
Das feine Mehl verbacken
Zu Kuchen mürb und mild.
Sein Meth war ein Gebräude,
Viel lieblicher als Wein;
Er lud zu ſeiner Freude
Das ganze Dorf mit ein.

Der Markgraf ſprach gewogen:
Du haſt nicht gar gelogen,
Uns mundet deine Koſt.
Und reizen uns zu trinken
Die Würſte mit den Schinken,
Dein Trank iſt ſüß wie Moſt.
Doch iſt dein Tiſch ſo theuer
Nicht als der meine war,
Das Holz gehört ins Feuer,
Drum ſpracheſt du nicht wahr.

Herr, ſeht ihr auch den Schragen?
Zwei Reihen Säcke tragen
Der Platte ſchlechtes Holz.
Mag Feuer das verzehren,
Mein Weizen bleibt in Ehren,
Wenn euer Silber ſchmolz.
Ich will nicht mit euch tauſchen,
Vor Schaden wär' mir bang.
Ihr Herrn, nun wollt auch lauſchen
Auf meinen Sang und Klang.

Die Magd trieb aus den Ställen
Mit Glocken und mit Schellen
Ochs, Stier und Kalb und Kuh.
Auch wiehern Ackerpferde,
Auch meckert, blökt die Heerde,
Der Eber grunzt dazu.
Das Brüllen und das Schnauben
Gab ländlich frohen Schall;
Nun Hühner erſt und Tauben,
Die Gänſ' und Enten all!

Da hetzt der Knecht dazwiſchen
Die Hunde, daß ſich miſchen
Die Stimmen allzumal.
Das Quiken, Krähen, Schnattern,
Das Girren, Schwirren, Flattern,
Wie würzt die Luſt das Mahl!
Der Markgraf gab verloren
Das Spiel dem Bauern gleich:
„Zwar heiß' ich hochgeboren,
Doch du allein biſt reich."

Dichterwunſch.

Von Adolf Stöber.

O daß mich Goethe's Adlerblick belebte,
Die Welt zu überſchaun im Licht des Schönen!
Daß mein Geſang, das Heiligſte zu krönen,
Mit Schiller's Adlerſchwung gen Himmel ſchwebte!

O daß ich Herder's Adlerziel erſtrebte,
Zum Gottesvolk die Völker zu verſöhnen!
Daß meine Harf in reinen Silbertönen,
Wie Platen's Harmonieen, wonnig bebte!

O wüßt' ich auch die Saiten anzuſchlagen,
Wie Uhland, die im Volke wiederklingen,
Mein Lied in alle Hütten hin zu tragen! —:

Im höhern Chore wollt' ich Lieder ſingen,
Beſänftigen der Menſchheit tiefſte Klagen
Und meinem Gott des Dankes Opfer bringen.

Der Freund.

Von Auguſt Stöber.

Du warſt mein Freund. Die blauen Wogen trugen
In weichen Silberarmen ſanft das Schiff,
Gemeinſam wir die emſ'gen Ruder ſchlugen;
Die Sonne lacht'; wir mieden manches Riff.

Du ſprachſt ſo ſchön, ſo warm vom Schlag der Herzen,
Die ſich getroffen und ſich treu verſtehn,
Die durch des wandelvollen Lebens Schmerzen,
Mit gleichem Schlag, einander rettend gehn.

Da kam der Sturm mit rauſchendem Gefieder,
Das Schifflein ſchwankt, dein Blick iſt bang und irr;
Du raffſt dich auf mit aller Kraft der Glieder
Und ſchwingſt dich in der Fluthen graus Gewirr.

Du ringeſt gut, du biſt ein tücht'ger Schwimmer,
Und bald erreicht das ſichre Land dein Fuß.
Ich treibe einſam, ohne Hoffnungsſchimmer,
Vom Sturm gepeitſcht, im wilden Wogenguß.

Auf Erden iſt nicht Dauer!

Von A. von Stolterfoth.

Herz, wenn du gramvoll biſt,
Und wenn du traurig biſt,
Wem kannſt du klagen,
Du armes Menſchenherz?
Wer hilft des Daſeins Schmerz
Dir ganz verſtehn und tragen?

Du ſinnſt am raſchen Strom,
Und ſchauſt zum Himmelsdom,
Wo Wolken ziehen;
Du fragſt den Roſenſtrauch,
Gewiegt vom Windeshauch,
Warum ſo kurz ſein Blühen?

Du ſiehſt des Ruhmes Glanz,
Der Schönheit Blüthenkranz
Wie Spreu verwehen;
Du ſiehſt gekrönte Macht,
Der Erde Glück und Pracht
In Staub — in Nichts vergehen. —

Du rufst: wohin, wohin
Mit meiner Liebe fliehn,
Mit meiner Trauer?
O könnt' auch sie verblühn,
Erkalten und verglühn — —
Auf Erden ist nicht Dauer!

Oleg's Roß.

(Russische Sage.)

Vom Prinzen E. Wittgenstein.

Mit Bannern bunt, mit Waffen schwer,
Die Rosse frisch und blank die Schilde,
So stand hellfunkelnd im Gefilde
Des Fürsten Oleg wildes Heer.

Und Kiew's Mauern ragten drein
Mit ernsten moosbewachs'nen Zinnen,
Und bunte Kuppeln strahlten drinnen
Hellgülden in dem Sonnenschein:

Und manche Mutter, manche Maid,
Herabgebeugt vom hohen Walle,
Die lauschte dem Trommetenschalle,
Voll Angst die Brust und Herzeleid;

Und mancher junge Krieger stand,
Zur strahlenhellen Stadt zurücke
Gekehrt die sorglos kecken Blicke,
Das Auge schützend mit der Hand.

Jetzt wogt's im Heer und jauchzt und gellt,
Und an die Lanze ſtößt die Lanze,
Denn aus dem Zelt im Waffenglanze
Fürſt Oleg tritt, der ſtarke Held.

Seht, wie ſein Panzerhemd mit Macht
Die breiten Lenden ſchützend decket,
Und wie, an ſpitzen Helm geſtecket,
Der Schwanenfeder Silber lacht.

Seht, ſeines blauen Augs Gewalt,
Als hielt's die Welt in ſeinem Zwange,
Und wie von der gebräunten Wange
Der blonde Bart hernieder wallt.

Kein wilder Zecher wohlbeſtellt
Weiß die Stopá wie er zu ſchwenken,
Kein Schütze weiß den Pfeil zu lenken
Wie er, vom ſtrammen Band geſchnellt.

Und wen ergriff es nicht, zu ſchaun,
Wie manchmal er den Kriegerſchaaren
Entgegentrug Igor, den Zaaren,
Den Knaben mit den ſtolzen Brau'n!

Jetzt winkt er fröhlich mit der Hand:
Und vor ihm bald, von Eifer ſchäumend
Und hoch zum Himmel auf ſich bäumend,
Sein Lieblingsrappe wiehernd ſtand.

Doch wie der Krieger freundlich dort
Die Mähne ſtreicht dem ſtolzen Roſſe,
Da tritt ein Alter aus dem Troſſe
Vor ihn mit ernſtem Mahnungswort:

„O banne, Herr, aus Deiner Näh'
Dieß Thier, verbann' es noch zur Stunde!
In hohen Sternen flammt die Kunde
Von großer Noth, von argem Weh.

„Denn dieſes Thier hat ein Gebot
Des Schickſals fürchterlich bezeichnet,
Und hat's mit finſtrer Macht geeignet,
Dereinſt zu bringen Dir den Tod!"

Und gleich als ſollt' des Schickſals Ruf
Alsbald das wilde Roß beſiegeln,
So haut es, knirſchend in den Zügeln,
Nach Oleg hin mit ſtarkem Huf.

Der Fürſt erbleicht: „So ſoll die Hand,
Die oft den Eifer dir gekettet,
Die oft die Mähne dir geglättet,
Die du geliebt und du gekannt,

„So ſoll die Hand dich nimmermehr
Im Schlachtgewühl zum Siege leiten? . . .
Dich wird fortan kein Andrer reiten,
Auf immer ſei dein Bügel leer!

„Führt es hinweg aus meinem Blick,
Dorthin, wo reiche Weiden ſprießen,
Dort mag der Freiheit es genießen!" . . .
— So fröhnte Oleg dem Geſchick.

Mit Blut und Schlachtenlärm beſchwert,
Sind viele Jahre hingeſtoben,
Und Oleg iſt, vom Sieg erhoben,
Zum ſtolzen Kiew heimgekehrt.

Und wo der Engel Kiew's *) flog,
Von Oleg's mächt'ger Hand geleitet,
Da liegen Trümmer hingebreitet.
Da ſchlagen Flammen himmelhoch.

Und wo Tſchernigoff's Adler, *) wild
Mit ihm geſellt, die Flur durchſtrichen,
Da iſt das Leben längſt entwichen,
Nur Blut durchrieſelt das Gefild.

Ein Blitz im Kampf war Oleg's Speer,
Und Tod der Schild an ſeinem Arme,
Wenn er im Petſchenegenſchwarme
Die Leichen häufte um ſich her.

Und heulend floh dahin der Feind,
Wo ſeine Schwanenfeder wallte,
Und wenn ſein Schlachtgeſchrei erſchallte,
War eiſern ihm der Sieg vereint. —

Und Oleg ſitzt beim Freudenmahl,
Vom Volk umdrängt, vom Lied beſungen,
Die Glocken jauchzen hochgeſchwungen,
Und kreiſend geht der Feſtpokal.

Er fährt in wilder Luſt empor
Und ruft mit übermüth'gem Schalle:
„Wo iſt das Roß nun, das zum Falle
Das Schickſal einſt mir auserkohr?

*) Die Wappen der beiden Städte.

„Auf, bringt es mir, daß meine Hand
Die Zügel wieder kräftig faſſe
Und alle Welt es ſehen laſſe,
Wie Oleg ſelbſt das Schickſal bannt!“

„„O Herr, dein Roß, es ſtarb dahin,
Als du von dir es fortgegeben,
Es wollte nicht die Schmach erleben,
Nicht mehr mit dir zur Schlacht zu ziehn!““

„So laßt uns ſehen, wo ſein Grab
Von treuer Hand ward aufgerichtet!
Bin ihm für manchen Dienſt verpflichtet,
Den ich ihm ſchlecht vergolten hab'.“

Und wie geſprochen er das Wort,
So ſteht er auf, vom Volk begleitet,
Und zu des Roſſes Grabe ſchreitet
Der ganze Zug mit Oleg fort.

Doch durch die finſtre Nacht erſcholl
Des Windes klagendes Gewimmer,
Irrlichter flohn mit fahlem Schimmer
Und Schatten huſchten ſchauervoll.

Und als die Erde aufgehau'n
Die Knochen ſehen ließ, die weißen,
Da ſchritt der Mond aus Wolkenkreiſen
Und ſchien darein mit ſtillem Graun.

Und lange ſteht mit trübem Sinn
Der Fürſt, befangen wie vom Schlummer,
Und ſtarrt in unerklärtem Kummer
Auf ſeines Roſſes Leiche hin.

Und ſtößt den Schädel mit dem Fuß:
„So alſo, iſt des Schickſals Kunde
Von Lügen voll, daß ich zur Stunde
Dich ſchadlos hier erblicken muß?“

Da plötzlich, ſeht, beim Mondenſchein,
Was mag dort aus dem Schädel tauchen
Und funkeln wild mit rothen Augen,
Und ſchlüpfen in das Gras hinein?...

In raſchen Ringen kriecht's herbei
Und ziſcht und ſchießt mit wildem Sprunge,
Und ſchreckgelähmt iſt jede Zunge
Und angſterſtickt iſt jeder Schrei;

Denn wehe! wie vom Sturm gefällt
Zu Boden ſinkt des Berges Fichte,
So ſank, den Tod im Angeſichte,
Dahin der Ruſſen größter Held.

Mit Grauen ſieht der ſtarre Blick
Hinwinden ſich die gift'ge Schlange,
Sie zieht im trägen Ringelgange
Ins bleiche Pferdehaupt zurück.

Und von der Schreckensſtunde an
Hört man's an jenem Orte klagen,
Und Geiſterſtimmen warnend ſagen:
„Unfehlbar trifft des Schickſals Bann!“

Blaue Blumen.

Novelle

von

Julie von Großmann.

Von einem Froſtſchauer der veränderlichen Hofluft angeweht, fuhr etwas enrhumirt davon der Miniſter, Graf Aſten, vom Schloſſe in ſein Hôtel zurück. Er war Diplomat genug, um ſeine Verſtimmung unter einem heitern Lächeln vor fremden Augen zu verbergen, aber zu guter Ehemann, ſeiner Gemahlin ein Geheimniß daraus machen zu können. Anſtatt, wie gewöhnlich, in ſein Kabinet ſich zu verfügen, trat er dießmal zuerſt in ihr Boudoir, der Vertrauten zu klagen, daß der König heut kaum zehn Worte mit ihm geſprochen, dagegen über eine halbe Stunde mit Baron Raſtfort ſich unterhalten, und dieſer allem Anſcheine nach das Portefeuille als Botſchafter an der hohen Pforte erhalten werde, wie ſehr er, der Miniſter, gegen dieſe Ernennung ſich opponirt.

Die Miniſterin war eben durch den Eingang eines Billets von der Baronin Raſtfort in Mißlaune verſetzt worden, und ließ dieſe während den Mittheilungen ihres Gemahls dem Atlaspapiere entgelten, indem ſie daſſelbe ſammt ſeiner goldglänzenden Wappenvignette unter den ſie mißhandelnden zarten Fingern zerknitterte. „Darum alſo," ſagte ſie, „die myſteriöſe Ablehnung der ihr angetragenen Ehre, das Vorſteheramt in der von mir projectirten Anſtalt zu übernehmen!"

„Mein Kind," verſetzte der Miniſter, „gib dieſe Idee auf! Wie die Sachen ſtehen, wirſt Du keinen Orden dafür erlangen."

„Wird Born," fragte sie ablenkend, „Attaché des neuen Botschafters in dem präsumirten Falle?"

„Ohne Zweifel," erwiederte der Minister.

„Dann zittre ich für unsere Bianca, sie wird in Eifersucht entbrennen."

„Du mußt als kluge Mutter dieß Feuer zu löschen, die Aufwallung zu calmiren suchen," rieth der Vater, indem er die Klingel zog, Zuckerwasser für sich zu befehlen. Statt des Kammerdieners erschien eine niedliche Zofe mit einem überaus glücklichen Gesicht.

„Was hast Du?" fragte die Gebieterin nach dem ihr ertheilten Befehle, nicht ohne innern Verdruß über die Heiterkeit der Dienerin, welche nach ihrer Meinung die Farbe ihrer Herrschaft unterthänig auf dem Antlitze tragen sollte.

„O, die gnädige Comtesse sind ein Engel; so eben haben Sie mich mit einer kaum zweimal getragenen Robe beschenkt, mit dem gnädigen Befehl, sie meiner Schwester zu verehren."

„'s war wohl ein Adoucissement für eine kleine Aufwallung bei der Toilette?" fragte die Ministerin aigrirt. „Die Comtesse ist zuweilen ein wenig lebhaft reizbar."

Der Minister verhinderte die Antwort auf dieß unziemliche Zugeständniß mit dem scharf betonten Befehlswort: „Zuckerwasser!" Darauf ließ er sich in einen Sessel nieder und erklärte seiner Gemahlin, daß der Legationsrath von Born ihm als Schwiegersohn weniger convenable, als ein junger, zu den Verwandten des Hauses gehörender Majoratsherr erscheine, der zur Zeit in der Residenz anwesend war und sehr für Bianca sich zu interessiren scheine.

„Dieß iſt aber keine Parthie nach ihrem Sinn," entgegnete die Mutter. „Sie hat ſich über ſeine Häßlichkeit, ſeine Bornirtheit, ſeine Langweiligkeit ſchon moquirt."

„Im Innern," fiel der Miniſter ein, „iſt ihr dieß erlaubt. Aeußerlich wird ſie ſo viel Einſicht beſitzen, um zu wiſſen, daß kein Mann häßlich, bornirt und langweilig iſt, der Rang und Geld genug beſitzt, jene Mängel aufzuwiegen. Und Geld muß bei der Verheirathung unſerer Tochter noch mehr, als der Rang, in Betracht gezogen werden, da wir, wie Du weißt, ihr deſſen nicht viel hinterlaſſen dürften."

Die Miniſterin ſeufzte bei dieſer Eröffnung, und dachte an die ſchwierige Aufgabe, ihre Tochter davon in Kenntniß zu ſetzen. Dieſe ruhte unterdeſſen in ihrem Zimmer auf einer chaise longue, einen neuen Roman in der Hand, und ergriffen von ſeinem Inhalte ſeufzte ſie auf: „Malvina, Malvina, wie erkenne ich mich in dir wieder, wenn ich auch nicht deine Talente beſitze, dieſe ungleiche Gemüthsſtimmung, dieſes Unbefriedigtſein, dieſes Haſchen nach Neuem, dieſer Widerwille gegen Altes — ach! und wie gleicht nicht auch der Gegenſtand deiner Neigung dem meinen! — o, ich muß den Roman kaufen, die bezüglichſte Stelle aufſchlagen, vielleicht fügt es der Zufall, daß ſeine Augen darauf fallen und ein intereſſantes Geſpräch ſich daran knüpfen läßt!"

Ein Beſuch unterbrach den Monolog. Es war Cordelia, die Tochter des Barons Raſtfort, Bianca's intimſte Freundin, das heißt, ſie galt auf dem Theater der Geſellſchaft, in der Beide figurirten, dafür, wo Beide in ihrem eingeübten Spiel gegenſeitiger Sympathie ſo harmonirten, daß ſie ſich zuweilen verſucht

fühlten, an die Wahrheit der Farce zu glauben. Im petit comité dagegen kamen sie gewöhnlich von diesem Selbstbetruge zurück, ja, sie rächten denselben oft in empfindlicher Weise an einander. So auch heut.

„Ich habe Dich wohl in interessanter Lectüre unterbrochen," sagte Cordelia, indem sie das Buch ergriff.

„Ja, ich bin ganz davon enchantirt," versicherte Bianca.

„Wie? ist das Dein Ernst? von dem ennuyanten Roman! ich konnte ihn kaum durchblättern. Diese absurde Malvina!"

„Mir erscheint sie interessant," fiel Bianca, ihre Heldin in Schutz nehmend, ein.

„O, sie ist über alle Maßen unausstehlich, wie überhaupt alle Figuren in den Romanen der Verfasserin."

„Nimm Dich in Acht," drohete Bianca in einem Tone, in dem mehr Ernst, als Scherz lag, „daß ich Deine Animosität gegen ihre Werke ihr nicht verrathe. Du weißt, wir sind mit ihr befreundet, und ich gehöre zu ihren Lieblingen, so daß ich mir, unter uns gesagt, wohl einbilden kann, daß sie von ihrem aimable enfant, wie sie mich meist zu nennen beliebt, manchen Trait ihren Phantasiekindern verwebt. Ich muß Dir erzählen, durch welchen Witz ich mir, vor etwa vier Jahren, ihre Gunst erwarb. Ich hatte nämlich in meiner Schwärmerei für die interessante Frau eine eben aufblühende Königin der Nacht im Gewächshause vom Stengel gebrochen und lief damit nach dem Salon, um sie meiner Adorirten als ein pretium affectionis zu überreichen. Ich muß noch lachen, wenn ich an diese Galanterie denke, die ein kleines Gewitter des väterlichen Unwillens mir

zuzog, das zwar, als die von meiner Aufmerkſamkeit geſchmeichelte Dame mich umarmte, auf dem glatten Höflingsgeſichte des Miniſters nicht zu bemerken war, welcher es aber ſehr beklagte, daß die ganze Geſellſchaft, die eingeladen war, die grandioſe Entfaltung der im Erblühen begriffenen Blume zu bewundern, durch eine kindiſche Liebe um den Genuß gebracht worden."

„Nun, ſo ſehr Kind warſt Du damals auch nicht mehr, mit ſechzehn Jahren hatteſt Du wohl bereits längſt die Kinderſchuhe ausgetreten."

„O, Du verrechneſt Dich. Ich zählte kaum vierzehn, und Papa hätte mich gern zu dreizehn herabgeſetzt, wenn Mama nicht ſchon der Gräfin Reiſach ziemlich laut zugeflüſtert: Man muß dem vierzehnjährigen Kinde die Uebereilung als einen Genieſtreich zu Gute halten, beſonders da er als eine Huldigung gegen das Genie ſich kundgegeben."

„Ach," verſetzte Cordelia gähnend, „mir ſind die genialen Frauen unbeſchreiblich zuwider, und wenn das Schickſal es wollte, eine oder die andere bei mir zu empfangen, würde ich gewiß keiner eine Königin der Nacht zum Opfer bringen. Wie wir auch ſonſt mit einander ſympathiſiren, in dieſem Stück ſo wenig, wie im Geſchmack unſerer Lectüre; denn ich leſe jetzt mit wahrer Leidenſchaft nur Reiſememoiren, verſteht ſich, die unſerer neueſten Touriſten, mit denen Herr von Born mich ſehr reichlich verſorgt."

„Wohl ſeit dem Ball in Albach, wo Du unter den Touren des Contretanzes ſeinen Reiſetouriſten-Geſchmack adoptirt. Er zählte ſich ja zu Deinen liebenswürdigen Tänzern."

„O, Bianca, wie abominable klingt das Prädicat im Pluriel in der Beziehung."

„Aber deſto angenehmer im Singular, meinſt Du.“

„Und Du nicht minder, denk' ich, wir ſind darüber einverſtanden.“

„Nur bemerke ich, liebe Cordelia, daß Du ſeit einiger Zeit viel von der Chamäleonsnatur angenommen und beſtändig in andere Farben ſpielſt.“

„O, wie langweilig wäre es,“ lachte Cordelia bei dem Vorwurf, „immer in einer und derſelben ſich zu präſentiren, z. B. wie Du heut, Grau in Grau.“

„Laſſ' es gut ſein, in roſafarbener gedenk' ich morgen, wie Du ſogleich ſehen ſollſt, zum thé dansant bei der Gräfin Reiſach zu erſcheinen,“ erwiederte Bianca, indem ſie aufſtand und in das Nebenzimmer rief: „Bertha! meine Ballrobe auf morgen und den Carton mit den Pariſer Blumen.“

Die Gerufene bat, ihr noch einige Minuten Friſt gönnen zu wollen, da ſie noch einige Stiche bei der Befeſtigung der Garnirung anzubringen habe.

„Das Mädchen iſt wohl ſehr brauchbar?“ fragte Cordelia.

„Paſſablement; allein ich war heut früh au point, ſie zu entlaſſen, doch anſtatt dieſer Regung zu folgen, beſchenkte ich die Bedrohete mit der neuen blauen Pondichery-Robe, die Dir ſo gut gefiel. Bewunderſt Du nicht meine Generoſität?“

„Es kommt auf das Motiv dazu an,“ lächelte Cordelia. „Vermuthlich iſt Deine Jungfer auf den abnormen Einfall gerathen, ſich ein Kleid von Stoff und Farbe, wie Deine Robe, anzuſchaffen, und weil ſie Dich oft im Negligé Deiner Laune ſieht, und Du nicht willſt, daß ſie bei den Toiletten anderer Damen davon Gebrauch machen ſoll, haſt Du in beſagter Weiſe Deine Großmuth walten laſſen.“

„Vraiment!“ erwiederte Bianca kleinlaut, „es blieb mir kein anderes Mittel übrig.“

„Aber Du verſtehſt doch gar nicht die Vortheile Deiner Stellung. Dein Papa iſt Miniſter. An Deiner Stelle würde ich ihn zu perſuadiren ſuchen, ein Geſetz für die Kleiderordnung zu verfaſſen und zum Vortrage zu bringen. Das hätte eine der erſten Sorgen des neuen Regenten ſein ſollen.“

„O, Beſte, nichts von Politik, ich bitte Dich, das iſt ein entſetzliches Thema! Es iſt mir ſchon in den politiſchen Liedern verhaßt, über welche Papa, in ſeinem Verdruſſe darüber, manch unmelodiſches Wort fallen läßt.“

„Ja, ſie ſind ſehr anzüglicher Natur,“ bemerkte Cordelia, indem ſie ſich erhob, der Freundin Adieu zu ſagen. Es geſchah in der Tonweiſe ihrer Intimität. „Ich habe die Freude, Dich morgen ſchön wie einen Engel zu ſehen,“ äußerte Cordelia, indem ſie einen halben Blick auf die Ballrobe warf, mit der ſoeben die Jungfer an der Seitenthüre ſich zeigte. „Alle Herzen werden Dir zufliegen,“ ſetzte ſie emphatiſch hinzu, „Du wirſt bezaubernd ſein, und wehe dem Tänzer, dem das Glück blüht, dieſe Roſen zu berühren, um ſeine Ruhe wird's geſchehen ſein!“

„Spötterin!“ lachte Bianca; aber das Wort: Tänzer ſenkte aus der falſchen Roſe der faden Schmeichelei einen Stachel in ihr Herz, den, als die Spottende längſt durch die Thüre gerauſcht, ſie gern als Pfeil ihr nachgeſendet hätte.

Wie verſchieden ſind doch oft die Wirkungen gleichartiger Gefühle in ihrer zweifachen Richtung zu einem Gegenſtande, wenn die Eiferſucht dabei im Spiele iſt und den Wegweiſer macht. Bianca, welche geſtern die Regung eines tödtlichen Haſſes gegen Cordelia im Begegnen der beiderſeitigen Neigungen für den Legationsrath empfand, fühlte ſich heut auf dem Thé dansant innig zu der Nebenbuhlerin hingezogen, weil dieſe durch die Gleichgültigkeit, welche der Geliebte Beiden zeigte, eine aufrichtige Theilnehmerin ihres Verdruſſes geworden. So natürlich auch in dem Haſſe gegen die Veranlaſſerin ihrer heutigen Sympathie ſich begegnend, trafen Beide in ſcharfer Beobachtung des mißfälligen Gegenſtandes zuſammen. Es war eine Fremde, welche zu der Crême der Geſellſchaft nicht zu gehören ſchien, und doch den uſurpirten Platz mit einer Sicherheit behauptete, als ſei ſie heimiſch auf demſelben. Ein Kreis von Herren, unter denen auch der Legationsrath ſich befand, umgab ihren Seſſel, in deſſen Nähe die Neugierigen ſich drängten, und durch ihr lautes Geflüſter die erſehnte Aufmerkſamkeit des von fremdem Reiz Gefeſſelten auf ſich zogen. Allein der errungene Blick war ſo flüchtiger Natur, und goß, in der von fremder Flamme eingeſogenen Glut einen Eisſchauer in die ihm entgegenſchlagenden heißen Herzen der beiden Freundinnen, während Beide zu ihrem Schmerz fühlten, daß ſie ihn nie bezaubernder, nie ſchöner, nie anziehender, als in dem Moment, geſehen.

Der Legationsrath von Born gehörte zu den Männern, die den Frauen faſt immer gefährlich werden, ohne ſelbſt dabei Gefahr zu laufen, ihre Freiheit zu verlieren. Er beſaß alle die Eigen=

ſchaften, die man mit dem viel umfaſſenden Worte: intereſſant zu bezeichnen pflegt, gute und ſchlimme, in anziehender und abſtoßender Weiſe. Ein Weltmann vom feinſten Ton, ein Kenner des weiblichen Herzens, ein ſchöner junger Mann, reich, und im Fortſchritt auf ſeiner diplomatiſchen Carrière, konnte man ihm mit vollem Rechte jenes herzgewinnende Prädicat beilegen, das ihn zum Gegenſtande manches ſtillen Eroberungsplanes machte.

„Sie waren ſehr occupirt, als wir eintraten," bemerkte Cordelia, als der Beobachtete den Freundinnen ſich näherte, „und wir haben es wohl," fiel Bianca ein, „nur der Gunſt eines Augenblicks zu danken, daß ſich derſelbe uns zukehrte."

„Sie haben Recht, meine Damen," erwiederte der Legationsrath weniger galant, als aufrichtig. Ein Augenblick, ſo flüchtig, ſo unbedeutend an ſich, entſcheidet oft über die bedeutendſten Ereigniſſe, über ein ganzes Leben, er kann ſo reich, ſo arm machen!"

„Ja wohl," warf Bianca, einer Sentenz ihres Albums ſich erinnernd, ein: „Haſche Augenblicke, auf ihren Fittigen ruht der Himmel!"

„Minuten heißt es, liebe Bianca," verbeſſerte Cordelia lakoniſch boshaft.

„O, Du ſchalkhafte Wortklauberin, Du biſt küſſenswerth für die Belehrung, aber man erkennt darin, verzeihe meinen Scharfſinn, Deine phlegmatiſche Natur. Ich greife nach dem Himmel in einem Augenblick, Du bedarfſt einer ganzen Minute dazu. Sagen Sie, Herr von Born, wer wird ihn eher erfaſſen?"

„Ich maße mir darüber kein Urtheil an, ich bin ein zu materieller Menſch, um über himmliſche Angelegenheiten ent-

ſcheiden zu können. Sie müſſen einen Idealiſten darüber zu Rathe ziehen, oder beſſer, wie ich Ihnen vorſchlagen möchte, Fräulein Clara Detmold, die in dem Augenblicke wahrhaft himmliſch ihre Umgebungen unterhalten. Sie ſehen, ich bringe ſchon den Augenblick mit himmliſch in Rapport, was Fräulein Cordelia als Anhängerin der Minute mir verzeihen möge!"

„Fräulein Detmold!" repetirte Cordelia mit einem Geſicht, das einen markanten Zug von Unverſöhnlichkeit zeigte, „den obſcuren Namen habe ich in dieſer Zuſammenſtellung noch nicht gehört. Lippe-Detmold iſt mir zwar bekannt, Papa correſpondirt ſogar mit dem Fürſten dieſes Namens."

„Das erwähnte Fräulein," entgegnete Born, „hat nicht im mindeſten die Ehre, zu der fürſtlichen Linie ihres derſelben analogen Namens zu gehören. Sie heißt ſchlichtweg Detmold. Ihr Vater ſetzte zwar ein Dr. ſeinem Namen vor, doch ohne das kleine hier viel geltende, ſelten mit Dr. verbundene Wörtlein „von."

„Ach, ein Doctor alſo war er, vielleicht nur ein Wundarzt," lachte Bianca.

„Ja, Comteſſe, inſofern, als ihm der große Beruf ward, manche Wunde der Menſchheit zu heilen —"

„Während ſeine Tochter derſelben vermuthlich welche ſchlägt," flüſterte Cordelia ihrer Freundin mit einem bezüglichen Seitenblicke zu.

„Er war außerdem Naturforſcher," fuhr der Legationsrath in ſeinem Berichte fort, „er machte große Reiſen, auf denen ſeine Tochter in den letzteren Jahren ihn begleitete, und dabei den hohen

Grad wiſſenſchaftlicher Ausbildung gewann, zu welcher ihre glücklichen Anlagen und die genoſſene Erziehung ſchon den Grund gelegt."

„Eine Gelehrte alſo," ſagte Bianca, „vermuthlich auch in den Sphären der Aſtronomie bewandert, da Sie vorhin von himmliſcher Unterhaltung ſprachen."

„Sterne wurden dabei allerdings in Betracht gezogen, doch war von Aſtronomie nicht die Rede; das Geſpräch ſtreifte eher an Aſtrologie."

„Zeichendeuterei! — o, wie bedeutſam," lächelte Cordelia.

Die gegebenen Zeichen zum Tanze beendeten das Geſpräch. Bianca reichte, nach einem Blick auf die Notizen ihres Fächers, ihrem ſich nahenden Couſin den Arm, während Cordelia gleichzeitig, in Folge früheren Engagements, in die Reihen des Tanzes von dem Legationsrathe geführt wurde, von ſeiner Liebenswürdigkeit dabei aber keine Notiz in ihr geheimes Merkbuch einzutragen Gelegenheit fand.

Clara Detmold tanzte nicht; ihre Toilette, wenn auch nicht ihre Perſönlichkeit, rangirte ſie zu den Frauen, welche auf jenes Vergnügen bereits Verzicht geleiſtet. Sie trug ein Kleid von dunkler Seide, das mit dem weißen, über ihre Schultern geworfenen Kreppſhawl einem Traueranzuge glich. Eine Gemme in Goldfaſſung diente ihr als Broche. In der einfachſten Weiſe coeffirt, ſchien die ſchöne Bildung des Kopfes nur dadurch zu gewinnen, und keine Abſichtlichkeit, keine Koketterie in dieſer Schmuckloſigkeit zu liegen. Auf der blendend weißen Stirne, die der glatte Atlasſcheitel des dunkeln Haares einrahmte, thronte,

wie auf dem ganz regelmäßig ſchönen Antlitz, ein männlicher Ernſt, welcher mit der weiblichen Milde der kornblumenblauen Augen einen ewigen Freundſchaftsbund geſchloſſen zu haben ſchien, ohne davon die um den kleinen Mund ſpielenden Amoretten ausgeſchloſſen zu haben, miſchten ſie ſich auch nicht in die Worte, zu denen die Purpurlippen ſich öffneten. Dieſe Worte, ihrem Inhalte nach ſo fremdartiger Natur, ſo wenig zu der leichten Converſation paſſend, wie ſie bei einem Thé dansant im Allgemeinen geführt wird, wirkte aber gerade durch dieſe Abnormität anziehend auf den Kreis der jungen Männer, welche ſie aus ihrer verſchloſſenen Gedankentiefe hervorgelockt und ſo in Fluß gebracht, daß die erregte Sprecherin im Wahne, ſich von warmen Freunden ihrer Intereſſen umgeben zu ſehen, beim Vortrage derſelben nicht inne ward, daß ſie nur durch den hineingelegten Zauber ihrer Perſönlichkeit feſſelte. Allein eine Aeußerung des Legationsrathes, der die Saiten des Geſpräches angeſchlagen, ließ ſie am Schluſſe deſſelben ihren Irrthum ahnen. Von ihm in gewandter Weiſe von dem bunten, bewegten, mit Menſchen erfüllten Schauplatze des Augenblicks zurück in die grandioſe Oede einer Reiſeerinnerung gelenkt, mitten unter dem Lüſtreglanze des Salons, angewehet von dem zephyrartigen, durch die Evolutionen ſeiner Tanzfiguren entſtandenen Luftzuge zur Schilderung einer ägyptiſchen Finſterniß, den entſetzlichen Wirkungen des heranbrauſenden Samums verleitet, wie ſie dieſelbe auf einer Wanderung mit ihrem Vater und einem Freunde durch die Saharawüſte erfahren, warf er in den Fluß ihrer Rede einen hemmenden Stein durch den Ausruf: „O gewiß, mein Fräulein, iſt dem Freunde, der die Gefahr jener

Verfinſterung an Ihrer Seite theilen durfte, der Himmel dabei nicht verfinſtert worden."

Clara erwiederte darauf nichts, aber ſie maaß den Schmeichler mit einem Blicke, der zu ſagen ſchien: Auch Du gehörſt alſo zu der Sorte der gewöhnlichen Salonmenſchen! Wie Schade, daß ich mich in Dir irrte! Aber dieß Bedauern ſprach zu verrätheriſch aus dem wehmüthigen Blicke, um von dem ſcharfſinnigen Kenner ſolcher Gefühle nicht verſtanden und zu ſeinen Gunſten gedeutet zu werden. Es geſchah dieß in dem Augenblicke, wo Bianca und Cordelia ſich ſeiner Aufmerkſamkeit bemächtigten, ohne dieſe in der gewünſchten Weiſe zu gewinnen. Der Undankbare ſchien heute blind und taub für den Aufwand ihrer Bemühungen, und trachtete nur darnach, ſich ihnen zu entziehen und dem anziehenden Gegenſtande ſeiner Gedanken nach Erfüllung ſeiner Tanzverpflichtung wieder zuzueilen. Eine leichte Wolke des Unmuths, die auf Clara's Antlitz ſchwebte, verflüchtigte ſich bei ſeiner Annäherung, und mit Entzücken bemerkte Born dieſen Uebergang.

„Ihnen iſt nicht wohl hier, gnädiges Fräulein?" fragte er mit tiefem, von ihr verſtandenem Ausdrucke.

„In Wahrheit, nein, es koſtete mir Ueberwindung, meiner Tante in den Salon zu folgen. Ich bin zu wenig für die Societät gebildet, um mir darin gefallen zu können. Ich verſtoße gegen ihre Formen, gebe Anſtoß und thue mir weh. Wozu das? So eben hat mich meine Tante dem Miniſter Aſten vorgeſtellt, einem kalten, ſtolzen Manne, deſſen Mienen ſich zu einem bitterſüßen Lächeln zwangen, als ſie mich die Tochter ſeiner Jugendfreundin, der Comteſſe Libori, nannte. Ich ward im Augenblick an meiner

guten Tante irre, weßhalb ſie zögerte, den Namen meines Vaters zu nennen, und als es endlich geſchah, fühlte ich mich faſt verletzt durch ihre Anwendung des Prädicats „berühmt," womit ſie dem mir ſo theuren Namen Geltung vor den Ohren des Ariſtokraten verſchaffen wollte, und doch ihren Zweck nicht erlangte. Man ſah es ihm an, daß er nur aus Courtoiſie gegen die Frau vom Hauſe die biographiſchen Notizen über die Tochter des Naturforſchers, die ſie ihm zu geben ſich verpflichtet hielt, entgegennahm, und höflich ſich daran erinnerte, daß der König den Tod des berühmten Gelehrten bedauert. Aber —" ſo unterbrach ſich die Erregte plötzlich ſelbſt, — „wie komme ich dazu, Ihnen dieſe Mittheilungen zu machen?"

„Wohl nur," entgegnete von Born leiſe, „weil ein untrügliches Gefühl Ihnen ſagt, daß ich der Ehre nicht unwürdig ſein dürfte."

„Sie ſchätzten meinen Vater!" ſagte ſie.

„Ich kannte ihn," erwiederte er mit einer Betonung, die Clara's Herz berührte und zu weiterer Eröffnung ſie geneigt machte. So erzählte ſie dem Manne, der ihren Vater gekannt, daß er ihr Alles im Leben war und ſie als das einzige Kind einer früh verlorenen, heißgeliebten Gattin der ſeltenſten zärtlichen Fürſorge ſich von ihm zu erfreuen gehabt. Wie er ihr die Liebe für ſeine Wiſſenſchaft durch den ihr ertheilten Unterricht eingeflößt, und wie glücklich ſie geweſen, als der geliebte väterliche Lehrer ſie gewürdigt, ſeine Gefährtin auf den unternommenen naturwiſſenſchaftlichen Reiſen in ferne Welttheile zu werden, wie ihre Furchtloſigkeit ihn erfreut, und keine Gefahr das Vertrauen

geſchwächt, womit ſie an ſeiner Seite jeder ins Auge geblickt, wie nur einmal ihr Muth geſunken — da, wo er ihn nicht mehr beleben können, als ſein Auge vom Tode gebrochen zum letzten Male ſegnend ſie angeblickt. Wie hierauf die Welt ihr als eine große Wüſte erſchienen und keine Lebensluſt in ihr ſich geregt, dem Samum derſelben durch Niederwerfung, durch Vermählung mit dem Staube zu entgehen. Wie ſie lange erkrankt am Heimweh nach dem Vater, davon zwar nicht geneſen, doch in Milderung des Schmerzgefühls allmählich wieder in das Leben und ſeine Anforderungen eingegangen, wozu ſie auch Dank und Liebe für die Schweſter ihrer Mutter verpflichtet, die in ihrem Hauſe ſie als Tochter aufgenommen, in das ſie vor wenig Tagen getreten.

Während dieſer Mittheilungen, welche dem Zuhörer ſo feſſelnd, ſo intereſſant erſchienen, daß er die beiden jungen Damen, die auf ſeine Unterhaltung gerechnet, unbeachtet ließ, klagten dieſe gleichzeitig über einen Anfall von Migräne.

„Wahre Sympathievögelchen ſeid ihr!“ bemerkte eine andere, die Leidenden bedauernde junge Dame. „Ihr werdet Beide,“ ſetzte ſie ſchalkhaft lächelnd hinzu, „gewiß einmal in einem erhabenen Moment an einer großen Entzückung gleichzeitig ſterben.“

Das letzte Wort war in die Ohren der Miniſterin gedrungen, und erſchrocken griff ſie nach ihrem Flacon, um mit dem ſtärkenden Odeur die Lebensgeiſter ihrer Tochter zu ermuntern; doch dieſe ſprach matt: „Laß uns nach Hauſe fahren, chère Mama, meine Nerven ertragen nicht länger die Muſik und das Geräuſch der Geſellſchaft.“

Zwei Tage nach dem Balle saß Clara Detmold im Zimmer ihrer Tante neben derselben auf dem Sopha, damit beschäftigt, ihr einige Seltenheiten zu zeigen, welche einem kostbaren Muschelkästchen entnommen und zum Theil auf dem vor ihr befindlichen Tische ausgebreitet lagen, als der Legationsrath angemeldet und angenommen wurde.

„Sie kommen zu rechter Stunde, lieber Born," rief ihm die Gräfin mit freundlicher Begrüßung zu, „die allerliebsten Raritäten hier mit mir zu bewundern. Dabei finden Sie auch die beste Gelegenheit, das Licht Ihrer Gelehrsamkeit leuchten zu lassen, indem Sie die Erklärungen meiner Nichte commentiren."

„O gnädigste Gräfin!" rief der Legationsrath erfreut über den zutraulichen Empfang. „Bei dem mir von Ihnen zugedachten Genusse dürfte das Licht meiner Gelehrsamkeit als ein sehr schwaches, verdunkeltes sich zeigen."

Er war unter diesen Worten an den Tisch getreten, und während seine Blicke nach einem ausdrucksvoll auf Clara gerichteten sich auf die vorliegenden Gegenstände senkten, sagte die Eigenthümerin derselben: „Sie besitzen gewiß für meine Pretiosen ein Kennerauge?"

„Pretiosen!" fiel die Gräfin lächelnd ein, die Antwort dem Legationsrath abschneidend, indem sie von der Schicht einer kleinen Herbariensammlung eine unter seinem Glase eingerahmte Kornähre ihm reichte. „Werden Sie mir es glauben, daß meine Nichte in allem Ernst diese unscheinbare Kornähre höher als eine von Brillanten zusammengesetzte schätzt, die ich in meinem Schmuckkästchen ihr vorzeigte, dessen ganzer Inhalt ihr geringfügiger als ihre Pretiosen erschien."

„Darf ich auf Ihre Verzeihung rechnen, gnädigste Frau," ſagte Born, „wenn ich der Anſicht Ihrer Fräulein Nichte beipflichte und aufrichtig geſtehe, daß ich kein Freund und Kenner von Brillanten bin."

„Dieß letztere verdient allerdings Strafe," ſagte die Gräfin, „und nur unter der Bedingung ſei Ihnen Verzeihung dafür zugeſagt, wenn Sie als Kenner der hier ausgebreiteten Schätze ſich erweiſen und das Examen gut beſtehen, das ich ſo eben mit Ihnen unter dem Vorſitze dieſer gelehrten Schiedsrichterin hier anſtellen will. Kein Einwurf, Clara, ich werde ja das Wort führen. Alſo nehmen Sie ſich zuſammen, Born, und blamiren Sie ſich um Gotteswillen nicht; denn nichts Schlimmeres kann einem Manne, beſonders im Beiſein von Damen, begegnen."

„Ja, es gilt in der That, gefaßt zu ſein," ſagte er.

„Nun denn, Attention!" hub ſie im Pathos eines Cicerone an, indem ſie ein kleines, hermetiſch verſchloſſenes Flacon von Perlmutter ergriff und es gegen das Fenſter hielt. „Betrachten Sie die klare Flüſſigkeit darin! Es iſt nur reines Flußwaſſer, und doch hält Clara es ſehr hoch. Rathen Sie, ſagen Sie weßhalb?"

„Vermuthlich, weil ihr geliebter Vater es aus dem Jordan geſchöpft," ſo lautete die Antwort des Inquirirten.

„Zu leicht war die Aufgabe," ſagte die Gräfin; „er muß auch errathen, welchen beſondern Werth das Flacon für Dich beſitzt."

„Nein, dieß vermag er nicht," fiel Clara fürbittend ein.

Der Legationsrath lächelte dazu. „Es könnte," ſagte er, „doch möglich ſein, die treffende Antwort zu finden, ohne daß

mein Scharfſinn, nur das Intereſſe, womit ich die Reiſeberichte Ihres Vaters geleſen, ſie mir eingegeben. Ich weiß, er ließ in einer Taucherglocke ſich in den indiſchen Ocean hinab. Aus der an einem Korallenriffe losgebrochenen Perlenmuſchel iſt vielleicht das Flacon hier gearbeitet, und das Korallenbäumchen dort der zackige Arm vom Körper des Polypen, mit dem in nachbarlichem Stillleben die Muſchel im Meeresgrunde ſich angeſiedelt."

„Sie kleiden Ihre Rathfertigkeit in Worte," ſprach die Gräfin launig, „als hätten Sie dieſelben hinter einer Tapetenthüre von den Lippen meiner Nichte erlauſcht," und ohne das Erröthen derſelben zu beachten, fuhr ſie fort: „Sie ſind ſehr ſcharfſinnig, Herr von Born, aber auch ſehr egoiſtiſch. Sie gönnen uns nicht den kleinen Triumph, ein wenig an Ihrer Weisheit zweifeln zu dürfen, Ihrer Gelehrſamkeit zum Nachdenken reizende, ſchwere Räthſel aufgeben zu können. Sie hätten galanterweiſe mit der Auflöſung ſich nicht ſo beeilen, den Schlüſſel, den Sie dazu beſitzen, verbergen, nicht ſo aus Ihrer Diplomatenrolle fallen ſollen."

„Rechnen Sie, meine Gnädigſte," bat der Geſcholtene, „das Ungeſchick, womit ich Ihren Tadel verdiente, dem einfachen Umſtande zu, daß der Diplomat hier gar nicht gegenwärtig, ſondern nur ein kurzſichtiger Menſch es iſt, welcher ein in ſeiner Bruſt verſchloſſenes Räthſel nicht einmal löſen kann, dem daſſelbe dunkler als alle Geheimniſſe der Natur erſcheint, wenn dieſe auch tief und todt wie das Samenkorn in der Hand einer mehr als tauſendjährigen Mumie ruhen."

Die Gräfin lächelte und drohete bei dem Gleichniſſe mit dem Finger.

„Zu nahe liegt mir der Vergleich," entgegnete Born, „im Blick auf die Kornähre. Die kleine Note darunter belehrt mich, daß ihr ſchlafender Keim Entwickelung und Entfaltung in dem belebenden Element erſt nach Jahrtauſenden fand."

„Wie dieſe blaue Blume hier," fügte Clara hinzu, indem ſie die wunderbare, gleich der Kornähre ſorgfältig eingerahmte Blume dem Legationsrath reichte.

Als ob er den Schlüſſel zu dem verborgenſten lieblichſten Geheimniß in dieſer Darreichung empfangen, ſo freudig erfaßte er das Blumenbild und verbarg es mit den Worten: „Ich danke Ihnen!" an ſeine Bruſt.

„O, räume ſchnell Deine Raritäten zuſammen und krame ſie ſobald nicht wieder vor fremden Zuſchauern aus, die, gleich dem Legationsrathe hier, leicht Deine freundliche Handreichung mißverſtehen könnten. Dein Schatzkäſtlein würde dadurch ſeiner koſtbarſten Kleinodien bald verluſtig gehen!" So rief die Gräfin, im komiſchen Zorne ſelbſt Hand anlegend bei der angerathenen Hinwegräumung.

Der Legationsrath hielt bei dieſer anzüglichen Rede und dem dabei beobachteten Verfahren die Hand feſt an die Bruſt, zum Zeichen, daß er das geraubte Kleinod zurückzugeben nicht geſonnen ſei.

„Beruhige Dich, liebe Tante," bat Clara, indem ſie den Räuber mit verzeihendem Auge anblickte: „das Kleinod der blauen Blumen iſt, glaube ich, in gutem Verwahrſam bei dem Kenner ihres geheimnißvollen Urſprunges, und er verdient jedenfalls eine Belohnung von mir für die ſinnreiche Weiſe, mit welcher er in

dieſer Aneignung das Andenken meines Vaters ehrt. Ich glaube gewiß, dieſer würde ihm ſelbſt die blaue Blume auf den geäußerten Wunſch geſchenkt haben.“

„Wie glücklich macht mich dieſe Vorausſetzung,“ rief Born, „wie heiliget ſie jetzt meinen kühnen Raub. Ja, gewiß, mein Fräulein, Ihre Meinung, daß Ihr Kleinod in meinen Händen gut aufgehoben, iſt keine irrige!“

Der Eintritt eines Dieners machte dem Geſpräch ein Ende. Er meldete einen Damenbeſuch. Der Legationsrath empfahl ſich, als Freund vom Hauſe zu baldigem Wiederkommen von der Gräfin eingeladen. Dieſe verfügte ſich mit Clara in das anſtoßende Geſellſchaftszimmer zum Empfange der Baronin Raſtfort und ihrer Tochter Cordelia.

„Wir kommen, um Abſchied zu nehmen, theure Gräfin!“ hub die Baronin nach der Niederlaſſung an. „Wir gehen in vierzehn Tagen nach Conſtantinopel und übermorgen auf unſer Gut, um dort noch einige Arrangements wegen unſrer langen Abweſenheit zu treffen. Was ich durchaus nicht vermuthet, was mich überraſcht und erſchreckt hat, da ich ſeit ein paar Jahren die Reiſeroutine verloren, kündigte mir geſtern mein Mann mit einer Indifferenz an, als handle es ſich um eine Reiſe nach Carlsbad oder Gaſtein. Er iſt zum Geſchäftsträger bei der hohen Pforte ernannt, ein Poſten, den er allein dem Vertrauen verdankt, das der König ihm ſeit längerer Zeit, vielleicht gegen die Anſicht und den Wunſch eines ſeiner Miniſter, ſchenkt. Allein wer hat nicht mit Neidern und Widerſachern zu kämpfen!“

„Ich wünſche Ihnen Glück zu der Gnade des Monarchen

und allen Ergebniſſen derſelben," verſicherte die Gräfin unbefangen, da ſie in der letztern Beziehung keine Anſpielung auf ſich finden konnte. „Gleich Ihnen aber," fuhr ſie fort, „würde ich vor der weiten Reiſe und dem Aufenthalt in der Türkei ein wenig bangen, obwohl es an anziehenden Schilderungen davon nicht fehlt, und ſogar erſt kürzlich aus befreundetem Munde manche meiner alten Vorurtheile gegen das Land, und vorzüglich gegen die Bewohner deſſelben, widerlegt worden. Meine Nichte hier hat mit ihrem Vater mehrere Landſtriche Griechenlands und der Türkei bereiſt, und in Conſtantinopel und Pera mehrere Monate ſich aufgehalten."

„Es wird Ihnen daſelbſt ſehr gefallen, Fräulein!" ſo wandte ſich nach dieſem Anklange Clara zu Cordelia. „Land und Menſchen tragen zwar ein eigenthümliches Gepräge, das aber nur dem Fremden nicht zuſagt, der die Mühe ſcheut oder dem die Zeit fehlt, die originellen Züge genauer aufzufaſſen, um ſie anſprechend zu finden."

„Ich kenne das Land und die Menſchen der Türkei, ſowie den ganzen Orient aus den gediegenen Reiſebeſchreibungen, welche mein Vater und ein Freund unſeres Hauſes zur Lectüre mir empfohlen," antwortete ſchroff und kalt Fräulein Cordelia von Raſtfort.

„Ja, meine Tochter," ſo nahm die Baronin das Wort, „ſchwärmt ſeit Monaten in dem Gedanken einer Reiſe nach der Türkei, und der gefällige Legationsrath Born hat ſich manches blaue Blümchen bei ihr mit den Reiſetagebüchern der neueſten Touriſten verdient, die er ihr, ſowie ſie im Druck erſchienen, zu verſchaffen ſich bemühte."

Das tiefe Kornblumenblau in den Augen Clara's verdunkelte ſich bei den Worten „blaues Blümchen.“ Ein Schmerz, wie Reue über die Hingabe ihrer koſtbaren blauen Blume, beklemmte ihre Bruſt und entfärbte ihre Wangen. Es erſchien ihr in dem Augenblick gewiß, daß der Legationsrath in einem zärtlichen Verhältniſſe zu der jungen Dame ſtand, von der er blaue Blümchen empfing, der er vielleicht das von ihr erhaltene als eine Huldigung zu Füßen legte — und ihr Herz damit zertrat.

Der Blick, womit die glückliche Nebenbuhlerin die Erbleichte maaß, war auch wirklich ſo triumphirend, als träte bereits vor ihr Auge dieſe ergötzliche Anſchauung. Allein der höhniſche Ausdruck dieſer Imagination rief eben ſo ſchnell Clara's Stolz auf, in edler Haltung über äußere und innere Kränkung ſich zu erheben. Ob, als die Gegnerin ihr den Rücken gewandt, jene Anſtrengung Clara nicht eine Thräne gekoſtet, wollen wir nicht verrathen.

Die Baronin fuhr von der Gräfin im Cours ihrer Abſchiedsviſiten zu der Miniſterin Aſten.

„Erweiche Dich nicht allzuſehr, mein Kind, beim Abſchiede von Bianca,“ ermahnte die beſorgte Mutter in der Wahrnehmung, daß Cordelia während der Fahrt mehrere Male ihre Augen mit dem Taſchentuche berührte, was jedoch nur geſchah, ein angeflogenes Stäubchen zu beſeitigen. „Wie gut Dich auch Roth kleidet,“ fuhr ſie fort, „als Einkleidung Deiner Augen liebe ich die Farbe nicht an Dir, und ich bin überzeugt, daß ein gewiſſer Jemand meinen Geſchmack theilend, den Brillant Deiner Augen am liebſten ohne Rubineinfaſſung in Betracht zieht.“

„Ah, tempi passati, jetzt feſſeln ihn andere Gegenſtände.“

„In Deiner Einbildung, thörichtes Kind,“ entgegnete die Mutter. „Nach meiner Anſicht leuchten jetzt gerade Deine Hoffnungsſterne. Wir kehren nicht, ich gebe Dir mein Wort, von den Ufern des Bosporus zurück, ohne ein Vermählungsfeſt dort gefeiert zu haben, worüber vielleicht manches Mädchenauge hier ſich roth weinen dürfte.“

„Ach, daß Du Recht hätteſt, meine Mutter! daß ich Dich als die Sibylle meines Glücks verehren dürfte, dann wollte ich wirklich das Gelübde thun, eine Wallfahrt zu dem mythiſchen Orte zu unternehmen, wo die fabelhafte Pythia einſt auf dem Dreifuß ihre Orakel ſprach.“

„Ach, das würde eine ſehr langweilige und unbelohnende Tour ſein,“ erwiederte die Baronin. „Wir fänden am Ende keine Spur, keinen Span mehr von dem myſtiſchen Dreifuße, der vielleicht gar nicht exiſtirt hat. Auch lieb' ich's nicht, mit einer Sibylle mich verglei chen zu laſſen, wie alt der Stammbaum einer ſolchen Wahrſagerin auch immer ſein möge, man verbindet in der Regel den Begriff einer Zigeunerin mit ihr, und Du weißt, welchen Horreur mir immer die Altmutter einflößt, ſo oft wir Preziosa ſahen.“

Der Wagen hielt jetzt vor dem Hôtel des Miniſters; die Damen wurden angenommen, und bei dem Empfang umarmte Cordelia ihre Freundin mit ſtummem Schmerz, und blickte ſo traurig, doch thränenlos, in das neugierige Auge derſelben.

„Erräthſt Du wohl,“ flüſterte ſie ihr zu, während Bianca ſie zu einer Cauſeuſe leitete, die ziemlich entfernt von dem Sopha,

auf welchem die Baronin neben der etwas froſtigen Miniſterin ſich niedergelaſſen, „erräthſt Du, was mich heut in ſo feierlicher Stimmung zu Dir führt?“

„Doch nicht die Mittheilung, daß wir bald eine Verlobungsanzeige zu erwarten haben?“

„Nein, mein Engel, ſo ſehr ich Dich liebe, würde ich mir doch das Vergnügen, Dich damit zu überraſchen, nicht verſagen können. Allein davon iſt zur Zeit noch nicht die Rede; nur Reiſegedanken beſchäftigen mich. Wir gehen nach dem Orient. Papa hat unſern dringenden Bitten nachgegeben, ihn auf ſeinen Geſandtſchaftspoſten begleiten zu dürfen. Anfangs zeigte er ſich nicht ſehr geneigt dazu wegen Mamas Kränklichkeit, allein Dank meiner Beredſamkeit, ich trug endlich den Sieg über ſeine Bedenklichkeit davon.“

„Du denkſt unſtreitig ſchon an die Stunde, wo Du nach Deiner Rückkehr durch die Schilderung Deiner Reiſeabenteuer einen Kreis von Zuhörern um Dich zaubern, à la Detmold Dich intereſſant machen wirſt.“

„O, Beſte, wie kannſt Du die abſurde Perſon citiren und mir den ſchlechten Geſchmack zutrauen, ſie copiren zu wollen?“

„Leute von ſonſt anerkannt gutem Geſchmacke fanden neulich doch ſehr ſichtlichen Gefallen an ihr,“ warf Bianca ein.

„Bah! es geſchah vielleicht mit Abſicht, Eiferſucht dadurch zu erregen, und wäre es wirklich eine kleine Verirrung geweſen, Männer, die ſich deren ſchuldig machen, werden ja nur um ſo intereſſanter. Und welcher Triumph, wenn es uns gelingt, ſie auf den rechten Weg zurück zu führen!“

„Du beſitzeſt alle Eigenſchaften dazu, Cordelia!“

„Schmeichlerin! allein wenn Du Recht hätteſt, machteſt Du Dir ſelbſt eine Eloge. Du weißt, wie gern ich Dich copire, ſelbſt da, wo wir nach einem Ziele ſtreben.“

„Und ich ſehe Dich ſchon als Siegerin, geſchmückt mit dem Kranze,“ verſetzte Bianca, „wozu ich im Voraus gratulire.“

Ein Wink der Baronin machte dem freundſchaftlichen Geſpräch ein Ende. Die Damen erhoben ſich, tauſchten noch einige falſche Münzen aus der conventionellen Lügenfabrik mit einander aus, umarmten ſich dabei, und trennten ſich mit dem Wunſche eines frohen Wiederſehens.

„Vergiß mich nicht, meine himmliſche Bianca,“ rief Cordelia ihrer Freundin noch einmal auf der Schwelle zu, und die zärtliche Verſicherung: „O, ich werde von Dir träumen!“ hallte ihr nach.

Zu derſelben Zeit ſchritt der Legationsrath in ſeinem Zimmer unruhig auf und nieder. Die Cabinetsordre, dem neu creirten Botſchafter bei der hohen Pforte ſich anzuſchließen, war ihm ſo eben zugegangen, und hatte ihm in der Erfüllung eines längſt gehegten Wunſches, zu dem er alle Saiten ſeiner diplomatiſchen Geſchicklichkeit geſpannt, nicht die erwartete Freude gebracht. Er fühlte ſich ſehr unbehaglich in dieſem Conflicte. Seit Jahren hatte ſein Herz geſchwiegen, und jetzt, ſeit wenigen Tagen, erhob es ſeine Stimme zur ungelegenſten Zeit. Ihr Gehör zu geben, fühlte er die größte Neigung, und doch war er ein Mann, der ſich gewöhnt, in allen Dingen ſehr vorſichtig und behutſam zu Werke zu gehen. Raſch um Clara's Hand zu werben, ſich vor der Reiſe mit ihr zu verloben, daran hinderte ihn in der That

nichts, als das einzige Bedenken, daß ihr Herz ſchon verſagt ſein könne; ſeitdem er aber die blaue Blume aus ihrer Hand empfangen, hatte dieſe Sorge ſich beträchtlich gemindert. — Den Schritt zu wagen, — dieſer große Entſchluß war eben aus ſeiner diplomatiſchen Ueberlegung hervorgegangen, und ein belebender Frühlingshauch, wie ein Gruß ſeiner untergegangenen Herzensjugend, in ſeine Bruſt eingezogen, als ein Fremder ihm gemeldet wurde, deſſen Erſcheinung in die Jugendſaiten harmoniſch eingriff. Es war ein Univerſitätsfreund. Der Legationsrath hatte deren zwar viele, und manche derſelben, mit denen er zu jener Zeit viel verkehrt, erfreuten ſich ſeines Andenkens nicht mehr; auch der ihn heut Aufſuchende würde vielleicht nur kühl höflich von ihm empfangen worden ſein, hätte die Liebe nicht glücklicherweiſe als Einheizerin ſeines Herzens vor dem Eintritt die Kammern ſo erwärmt, daß auch die Freundſchaft Vortheil davon ziehen konnte.

Der mit offenen Armen und dem Kuß akademiſcher Verbrüderung Begrüßte fand zwar in dieſer Aufnahme, die er nach ſeinen Freundſchaftsbegriffen nicht anders erwartete, keine beſondere Auszeichnung, allein doch dankte er ihm dafür mit herzlichem Händedruck, indem er ſagte:

„Alter Junge! Es freut mich, daß Du, ohne die Lorgnette einzukneifen, mich wieder erkannt, und ſomit der Sehnerv im Auge Deiner Freundſchaft noch nicht ſchwach geworden, was bei euch Weltleuten nicht ſelten vorkommen ſoll.“

„Ja,“ ergänzte der Legationsrath heiter, „oft ſogar in Staarblindheit übergeht. Doch Du ſiehſt, lieber Ulrich, daß ich nicht in die Kategorie gehöre. In Bezug auf die Aeußerlichkeit aber

würde ich Dich, wäreſt Du mir auf offener Straße begegnet, nicht wieder erkannt haben."

Ulrich lachte. „Du würdeſt als Salonmenſch dem gebräunten Sohne der Wildniß am Ende aus dem Wege gegangen ſein. Allein laß Dir vertrauen, der Tectoſage geht, gleich dem Halm's, ſchon der Civiliſation jetzt mit ſtarken Schritten entgegen."

„Und natürlich wohl auf dem Wege der Liebe, wie jener, worauf wir ſogleich die Gläſer erklingen laſſen wollen," ſagte der Legationsrath, die Klingelſchnur ziehend und Champagner befehlend.

„Recht ſo," ſagte Ulrich, „es iſt ein trefflicher Gedanke von Dir, mit derſelben geiſtreichen Exploſion unſer Wiederſehen feiern zu wollen, wie den Abſchied vor zehn Jahren auf der Heidelberger Schloßruine. Du beſaßeſt zu jener Zeit eine wahre Virtuoſität in Hervorbringung dieſer Knalleffecte."

„Die ich ſeitdem mit mancher andern eingebüßt," entgegnete lächelnd der Legationsrath, während der Bediente die Flaſche entpfropfte und die Gläſer füllte.

Ulrich erhob das ergriffene, als der Diener ſich zurückgezogen, zu dem Toaſt: „Die alte Virtuoſität der Freundſchaft, der Liebe!" und heiter ſtieß der Legationsrath darauf mit ihm an.

„Hieß nicht," fragte Ulrich, „Deine Schöne damals auch Clara?"

„Clara!" wiederholte Born betroffen, doch bald ſich beſinnend ſagte er: „Clara, ach ja, Du meinſt die niedliche Blondine, die zu jener Zeit in der Niſche meines Burſchenherzens als kleine Heilige thronte und den Weihrauch meiner Anbetung in gebundener und ungebundener Rede empfing."

„Seitdem," fragte Ulrich, „hat wohl manche andere Göttin in der Niſche Platz genommen und Deine begeiſterte Huldigung empfangen, wie ſich denken läßt."

„Nein," erwiederte der Legationsrath, „die Niſche ſelbſt blieb leer, obwohl im Vorzimmer manch Geſpräch geführt wurde, als throne noch die Liebe darin. — Die Welt, die Geſellſchaft kann ja ohne dieſe Myſtification nicht beſtehen."

„Und Du befindeſt Dich wohl dabei, Carl! wohl bei dem leeren Herzen und den falſchen liebevollen Worten, die vielleicht manches Mädchens Auge, das ſie für Wahrheit nahm, mit Thränen des Schmerzes füllen, wenn es ihre Nichtigkeit erfährt. Aber ich glaube nicht Deiner Verſicherung; wenn ich in den Spiegel Deiner Augen blicke, ſtrahlt mir daraus die Widerlegung Deiner Worte entgegen. Laß uns darauf anſtoßen, die Geiſter, die Blüthen der Erinnerung herauf citiren, wenn auch nicht in ſo blühenden Beſchwörungsformeln, wie ſie Dir in der Periode Deiner Ueberſchwenglichkeit zu Gebote ſtanden."

„Du ſcheinſt Dich noch in derſelben zu befinden!" verſetzte Born.

„Nein," verſicherte Ulrich, „das wäre ein Unglück für mich. Ich ſchlug nur etwas erregt die Saite meines Lieblingsſtudiums, der Botanik, an. Mein Eifer dafür hat mich auf einen ſoliden Lehrſtuhl der Wiſſenſchaft mit der Ermächtigung geführt, mir einen Hausſtand gründen und die Blume meines Herzens darin ad libitum pflegen zu können."

„Glücklicher Menſch! ich gratulire Dir dazu. Du haſt in der That eine beſſere Carrière, als ich, gemacht, indem Du ſo

nach Wunsch festen Fuß am Ziele Deines Strebens gefaßt. Ich stehe bei dem meinigen in beständiger Schwankung, mit dem einen Fuß immer auf der Schwelle, ehe ich noch weiß, wo der andere erhobene sich festsetzen wird. Heut hier, morgen in Constantinopel, wie die Laune des gnädigen Herrn es befiehlt. Du siehst mich eben wieder auf dieser Thürschwelle, ehe ich aber die Dardanellen passire, was vielleicht schon in vierzehn Tagen geschehen dürfte, möchte ich Deine Hochzeit mit celebriren helfen; denn ich darf doch voraussetzen, daß Du mich bei der Trauung zu Deinem Beistand, nach der gebräuchlichen Redensart, erwählst."

„Versteht sich! Aber in vierzehn Tagen werde ich schwerlich schon auf der kirchlichen Stätte stehen, den freundlichen Beistand als Zeugen meines Glückes anrufend. Ich muß mir dasselbe erst vergewissern, und wenn ich auch mit dem Hoffnungsschritt darauf lossteuere, habe ich doch noch nicht das hauptsächliche „Ja," ohne welches weder Aufgebot, noch Trauung sich bestellen läßt."

„So zweifelhaft steht Dein Glück, lieber Bruder; nimm mir es nicht übel, da, fürchte ich, wird Deine Liebe zur häuslichen Botanik einen gewaltigen Stoß erleiden. Auf was stützt sie sich denn eigentlich, sag'?"

„Auf ein schwaches Stengelchen allerdings nur, wenn Du willst, aber auf ein vielsagendes — auf eine blaue Blume."

„Auf eine blaue Blume!" wiederholte der Legationsrath in höchster Betroffenheit; „höre ich recht?"

„Habe ich etwas Abnormes gesagt? Ich zögerte, frei mit der Sprache heraus das Ding beim rechten Namen zu nennen, aus Furcht vor Deinem Spott bei der sentimentalen Beziehung."

„Sorge nicht," erwiederte der Legationsrath, „ich bin durchaus nicht ſpottluſtig, aber ſehr neugierig auf Deine Liebesgeſchichte, und den Namen Deiner Erwählten."

„Er wird Deine alte Reminiscenz wecken," erwiederte Ulrich. „Clara heißt ſie, und ihr ganzes Weſen entſpricht dem ſchönen Namen, obwohl ſie keine Blondine iſt, wie Deine Clara es war. Blaue Augen aber hat ſie, himmelblaue, wie die ſchönſten himmelblauen Blumen, die es auf der Erde gibt. Prachtexemplare, die, wenn man ſie angeſchaut, eine ſo magiſche Kraft üben, daß man zeitlebens hineinblicken möchte."

„Und wo machteſt Du ihre Bekanntſchaft?" fragte der Legationsrath beklommen.

„Auf dem reizloſeſten Flecke der Erde bei einer Wanderung durch die Sahara, wo es aber keine conventionelle, die Bekanntſchaft hindernde Barrièren gibt, und die Leute, wenn ſie ſich dort begegnen, beſonders wenn es Landsleute ſind, und dieß waren der Profeſſor Detmold und ſeine Tochter und ich, einander ohne Umſtände die Hände reichen, ja, einander wohl gar um den Hals fallen."

„Und dieß Glück widerfuhr Dir, das Fräulein umarmte Dich?" fragte Born blaß vor Eiferſucht.

„Nein, leider kann ich mich dieſes Glückes von ihrer Seite nicht rühmen, aber ich umarmte ſie."

„Du? und ſie duldete es?" rief der Legationsrath mit einem Tone, als dürfe er es nicht dulden.

„Sie mußte wohl," antwortete Ulrich lächelnd, „und ſie wäre das undankbarſte Geſchöpf geweſen, hätte ſie mir nicht dafür

gedankt, daß ich sans façon meinen Arm um ihren Nacken schlang. Es war ein kritischer Moment, aber ich glaube, eine Königin, ausgenommen eine spanische, hätte mir die Freiheit, den Verstoß gegen alle Etiquette zu Gute gehalten. Der Samum brauste auf uns zu und drohete der ganzen Caravane das Lebenslicht auszublasen, wenn wir uns nicht sämmtlich vor dem schwarzen Gespenst zur Erde warfen. Wir folgten dem Lebenstriebe, ohne uns lange zu besinnen; in dieser Todesangst aber hatte meine Reisegefährtin den kindlichen Einfall, doch den Kopf ein wenig zu erheben, um nachzusehen, ob auch ihr Vater in Sicherheit ihr zur Seite geblieben, während ich gleichzeitig an ihrer linken, von der liebevollen Sorge um ihre Augen geleitet, der Gefahr, welche den meinen drohete, Trotz bot und, was ich bereits erzählt, meinen Arm um ihren Nacken schlang, so gewaltsam zu ihrer Rettung ihr Köpfchen zu Boden drückte."

„Und wie weit kamst Du nach dieser Lebensrettung mit der schönen Reisegefährtin?" fragte Born finstern Blickes.

„O, sehr weit, bis an die Pyramiden und die Sphynx, durch Palästina an den Jordan, wo Clara's Vater erkrankte und sie mir in dieser Noth die Rechte eines Bruders einräumte."

„Sie liebte Dich also nicht?"

„So leider, noch nicht, um auf mein Liebeswerben mir ans Herz zu sinken, mit dem „Ja" der Verlobung, wie ich es wünschte. „Sie sind mir werth," erwiederte sie, „aber ich liebe Sie nicht genug, um Ihre Gattin werden zu können. Auch hängt mein ganzes Herz an meinem Vater; schon der Gedanke einer Losreißung macht mir Schmerz. Ich kann mich nicht von ihm trennen."

„„Geben Sie die Hoffnung nicht auf," ſagte der Profeſſor, als ich ihm mein Leid klagte, „Clara iſt Ihnen geneigter, als ſie es ſich ſelbſt eingeſtehen will. Vertrauen Sie der Zeit, und denken Sie an das alte deutſche Sprichwort!" Aber die Zeit verſtrich, ohne mir Roſen zu bringen, doch durfte ich endlich beim Scheiden eine kleine blaue Blume dafür anſehen."

„Eine blaue Blume?" fragte der Legationsrath noch betroffener von der Andeutung, als das erſte Mal.

„Nun ja, eine kleine blaue Blume, wie ſchon erwähnt, ein Vergißmeinnicht, das mir Clara am Fuße des Montanvert auf dem grünen Wieſenteppich, Angeſichts der ſtarren Aiguille de Dru, pflückte und mir reichte, als ein Liebeszeichen, daß das Eis ihres Buſens für mich auf der Frühlingsau, auf der wir ſtanden, geſchmolzen. Ich habe das Pfand nun drei Jahre verwahrt und mit mir auf einer Expedition nach dem Nordpol herumgetragen, wo mich ſtarre Eismaſſen in Menge, aber kein ſich daran ſchmiegendes Wieſengrün, kein Vergißmeinnicht an die hoffnungsreiche Abſchiedsminute erinnert, und mir jede Gelegenheit abgeſchnitten war, Kunde von der treuen Verwahrung des blauen Blümchens der Entfernten zu geben und Nachrichten über ſie einzuziehen. Aber ich vertraute meinem guten Stern, der in der ägyptiſchen Finſterniß des Samum mir aufgegangen, und, wenn auch unter zeitweiliger Wolkenverhüllung während der Reiſegefährtſchaft mit der Geliebten, doch nicht untergegangen war.

„Vor drei Monaten erfuhr ich in Paris, daß ſie bereits ſeit einem Jahr ihren Vater betraure und in der Provence bei einer ihr befreundeten Familie, wo er geſtorben, lebe. Ich änderte

ſogleich auf dieſe Kunde meine Reiſetour, kam in Hières, dem mir bezeichneten Ort ihres Aufenthaltes, an, fand ſie aber nicht mehr, erhielt jedoch von ihren Freunden ſo befriedigende Mittheilungen, daß ich unverweilt meinen Stab weiter ſetzte und unterweges, wie eine mir von Oben zugefallene blaue Blume des Glücks, meine Beſtallung als Profeſſor der Naturwiſſenſchaft an der Univerſität zu B . . . in die Taſche ſteckte, um hier das vertrocknete blaue Blümchen als einen Talisman hervorzuziehen und deſſen Wunderkraft zu erproben. Kaum im erſten Hôtel hier abgeſtiegen, und das verlangte Adreßbuch durchblätternd treffe ich auf Deinen Namen, der die alte Saite der Freundſchaft ſo mächtig anſchlug, daß ich auf der Stelle dem zu Dir leitenden Klange folgte. Um meiner Herzensdame die Aufwartung zu machen, bedarf es freilich größerer Umſtändlichkeit und einer gewählteren Toilette, als da, wo mir das Glück ihrer Bekanntſchaft zu Theil ward. Sie lebt, wie ich erfahren, bei ihrer Tante, der Gräfin Reiſach. Du kennſt vielleicht als ein mit allen hieſigen Notabilitäten liirter Mann die Dame, und demnach auch Clara. Wenn dieß der Fall wäre, würdeſt Du mir einen Freundſchaftsdienſt erweiſen, wollteſt Du ſie auf meinen Beſuch vorbereiten. Lebte ſie in andern Umgebungen, würde ich keinen Anſtand nehmen, mit der Thür ins Haus zu fallen, sans façon, wie ſie mich kennt, aber das gräfliche Hôtel hemmt meine Schritte, Du kennſt mich! Viel leichter ſtieg' ich über die Stufen einer Pyramide, in das Grab eines Pharaonen, als über die Schwelle eines Palaſtes, in das Prunkgemach eines lebenden Königs, und bin geſchickter, vor einer indiſchen Gottheit die vorgeſchriebenen Reve-

renzen zu machen, als vor einer europäiſchen Salondame. Leiſte daher meiner Unbehülflichkeit durch eine gewandte Anmeldung einen kleinen Vorſchub!“

In dem Legationsrathe regte ſich bei dieſer Aufforderung der alte Adamstrieb mächtig, mit dem Fingerdruck der Eigenliebe das zarte Hoffnungsblümchen des Freundes durch Vorzeigung ſeiner blauen Blume zu zerknicken. Allein ſei es, daß das beſſere Prinzip in ihm ſiegte, oder die Eigenliebe ihm zuflüſterte: Clara werde jetzt weniger, als je, geneigt ſein, das Creditiv ſeines Nebenbuhlers anzuerkennen; er verbarg ihm ſorgfältig, daß er ihm dieß durch ſeine Herzenseröffnung geworden, in der verlangten Weiſe ihm aber zu Erreichung ſeiner Wünſche beiſtändig zu ſein, war doch eine allzu ſtarke Zumuthung, die er ablehnen mußte.

„Du liebteſt ja ſonſt Interpretationen nicht,“ ſagte er. „Gehe denn auch jetzt Deinen gewohnten geraden Weg in Verfolgung Deines Zieles. Selbſt iſt der Mann! Ueberraſche Clara durch Deine Erſcheinung. Ob ſie Dich liebt, oder nicht, wirſt Du im Moment an der Farbe ihres Erſchreckens, an dem Tone ihrer Begrüßung erfahren. Gönnſt Du ihr Zeit zur Vorbereitung auf Deine Ankunft, ſo wirſt Du viel Zeit verlieren müſſen, den Schleier ihres Herzens zu heben, den der überraſchende Augenblick von ſelbſt gelüftet haben würde.“

„Du haſt Recht,“ ſagte der Profeſſor, indem er ſich erhob, und der Freund auf eine Karte die Adreſſe ſchrieb, deren er zu der vorhabenden Ueberraſchungs-Viſite bedurfte.

„Nun, wir wollen in möglichſter Ruhe es abwarten, wie die Würfel fallen werden!“ ſagte der junge Diplomat, als Ulrich ihn verlaſſen, indem er die Hand auf ſein ſchlagendes Herz legte. Um ſich in dieſem Vorſatze zu befeſtigen, trat er an ſein Bureau, einige nöthige Geſchäftsbriefe zu ſchreiben. Unglücklicherweiſe aber fiel dabei ſein Blick auf die Tapetenwand, an welcher daſſelbe ſtand, und was er vorher nie in Betracht gezogen, die auf ihr befindlichen blauen Blumen ſtörten ihn ſo, daß er die bereits ergriffene Feder aus der Hand legen mußte. Er hätte am liebſten ſein Arbeitszimmer um der Tapete willen mit einem andern vertauſchen mögen, und eigentlich fühlte er ſich gar nicht zum Arbeiten aufgelegt, zerſtreuen aber mußte er ſich, und an Gelegenheit dazu fehlte es nicht. Daß aber eine empfängliche Stimmung dazu nöthig, erfuhr der Legationsrath bei ſeinen Verſuchen heut und am nächſten Tage mehr als je, ja, ſeine Verſtimmung wollte nicht weichen, als ſehr theilnehmende Beobachter derſelben, Comteſſe Bianca und deren Mutter, zu ihrer Behebung bemüht ſich zeigten. Es reute ihn ſogar, daß er der Einladung zu einem petit comité in der Sommervilla des Miniſters Folge geleiſtet, während dieſer mit einiger Satisfaction aus ſeiner ſichtlichen Mißlaune den Schluß zog, daß ſie reine Folge der Aufmerkſamkeit ſei, deren ſich Herr von Tepel, der junge Mann, den er ſich zum Schwiegerſohn wünſchte, zu erfreuen hatte.

Dagegen gab Bianca, ſo ſehr der Vetter auch den Hof ihr machte, dem ſpröden Manne, den ſie liebte, durchaus keine Urſache zur Eiferſucht, verfehlte aber in ihrer verblendeten Zuvorkommenheit gegen denſelben, wie dieß in der Regel zu geſchehen pflegt,

gänzlich ihren Zweck. Während der Majoratsherr durch ihre Machination an einem Spieltiſch gefeſſelt ihr vergebens zärtliche Blicke zuwarf, hatte ſie nur Augen für den Unempfindlichen, deſſen Mund noch vor Kurzem ſo beredt in ſüßen Schmeicheleien ihr den Glauben eingeflößt, daß ſie ihm nicht gleichgültig ſei. Wohl wußte ſie, daß auch Cordelia gleiche Ueberzeugung in Bezug auf ſich hege, und bei der letzteren Unterredung mit ihr hatte ſie dieſelbe nur zu deutlich ausgeſprochen, allein Bianca fühlte ſich der Freundin in allen Beziehungen ſo ſehr überlegen, um nicht die eigenliebige Einbildung zu hegen, daß jene ſich täuſche und der Legationsrath längſt in ſeiner Wahl entſchieden, nur aus diplomatiſchen Rückſichten mit der Erklärung zögere. Anlaß zu dieſer irrigen Meinung hatte er allerdings Bianca, ſowie ihrer Freundin durch ſein Benehmen gegen Beide gegeben, und ehe Clara durch ihr Erſcheinen ſeine Neigung feſſelte, war einige Male der fragende Gedanke in ihm aufgeſtiegen, ob eine Verbindung mit der Tochter des Miniſters oder eine mit der ſeines Gegners für ihn vortheilhafter ſein dürfte. — Seinem Herzen aber ſtand die eine ſo fern, wie die andere, und gleichgültig würde er in der Beziehung in eine ihm gereichte, Beider Namen enthaltende Urne, zur Wahl gegriffen haben. In ſeiner heutigen Laune fühlte er ſich aber nicht nur geneigt, Beide zu verſchmähen, ſondern jede Andere, die vielleicht ihr Auge eroberungsluſtig auf ihn zu richten die Abſicht hegen dürfte, wenn ſie auch als Inbegriff aller weiblichen Vollkommenheit ihm erſcheinen ſollte.

In dieſem vortheilhaften Lichte ſich ihm zu zeigen, hatte Bianca heut ihre bisherigen Anſtrengungen verdoppelt. Es lag

ihr zu viel daran, gerade heut die erſehnte Gewißheit zu erlangen, um damit der ihr drohenden Bewerbung des Vetters um ihre Hand und den ſie unterſtützenden Wünſchen des Vaters abweiſend entgegen treten zu können.

In Aufbietung ihrer coquetten Künſte zu Erreichung ihrer Abſicht hatte ſie den Arm des kaltſinnigen Geliebten zu einer Promenade durch den Garten erfaßt, mit dem Vorſatz, ihn zum Vertrauten ihrer Sorge hinſichtlich des gefürchteten Heirathsantrages zu machen. Ein über Botanik eingeleitetes Geſpräch bot zu dem in die Nähe der Treibhäuſer führenden Spaziergang den ſchicklichen Vorwand. Sie dankte auf dem Wege ihrem Begleiter, daß er durch eine vor längerer Zeit hingeworfene Aeußerung ihr eine wahre Paſſion für das Studium der Botanik eingeflößt, verband aber damit das naive Geſtändniß, daß die Bedeutung der Blumen in morgenländiſcher Auffaſſung ſie noch mehr, als das Linné'ſche Syſtem der Pflanzenkunde, anſpreche und ihrem Gedächtniß ſich eingeprägt. Sie ſtreifte dabei mit ihrer penſéefarbenen Sammetrobe den Sammetſchmelz einer gleichfarbigen Blumenflora, womit eine Rabatte des Weges beſetzt war. Ihr Auge aber weilte zärtlich auf den im Fortſchritt achtlos gemißhandelten Blumen des zarten Gedenkens, in deſſen Farbe ſie ſich heute ſelbſt in ſinniger Weiſe aus Liebe gekleidet. Sie hoffte, ihr Begleiter werde den augenfälligen Vergleich zur Sprache bringen, und ſie ließ dazu dem gelben, ihre ſchönen Schultern leicht umwallenden Creppſhawl volle Freiheit im Spiele mit dem ihn hebenden Zephyr.

„Ich ſchwärme," hub ſie endlich ſelbſt an, dem Schweigſamen die Zunge zu löſen, „ich ſchwärme für die Penſées, dieſe lieblichen

Blumen der Freundſchaft!" Sie bückte ſich bei der Verſicherung, einige ihrer Lieblinge zu pflücken. „Sehen Sie," fuhr ſie fort, „dieſe ganze damit prangende Rabatte verſetzt mich oft in die tiefſinnigſten Betrachtungen, und meine Phantaſie iſt, ſo lebhaft ſüßen Träumen dabei Raum zu geben, Hoffnungen daran zu knüpfen, die vielleicht nie in Erfüllung gehen."

„Dieß iſt nicht ſelten das Beſte, was uns in der Welt begegnen kann," erwiederte der Legationsrath philoſophiſch, und faßte dabei den Majoratsherrn ins Auge, der aus einem Seitengange dem Paare entgegen trat und dadurch Bianca ſo erſchreckte, daß ſie die gepflückten Penſées zur Erde fallen ließ.

Mit einem Blick auf die kalten Züge ſeines Nebenbuhlers bemerkte Herr von Tepel, daß derſelbe nicht der Spender jener bedeutſamen Blumen geweſen. Er bückte ſich daher ſchnell, und ſie aufhebend und ſie an ſein Herz preſſend, fragte er: „Darf ich?"

„Warum nicht!" erwiederte Bianca im erzwungenen Tone des Scherzes. „Die ganze Rabatte hier ſteht Ihnen zu Dienſten. Die heut abgepflückten ſind gewiß morgen ſchon wieder erſetzt."

„Ich begnüge mich," entgegnete Herr von Tepel, „mit den aus Ihrer Hand empfangenen, wenn ſie vorher auch einen kleinen Umweg nahmen, und ich hoffe, ſchöne Couſine, daß Sie bei der Aneignung mir erlauben, zugleich Ihre liebliche Idee in der Perſonification zu bewundern, mit der Sie, als das reizendſte Contrefei aller Penſées, nur ein wenig penſiv herumwandeln."

„O, Vetter," entgegnete Bianca, „wenn Sie wüßten, wie ſehr Sie mich mit Ihren Gleichniſſen ennuyiren, Sie würden mich damit verſchonen!"

„Nein," versicherte er, „die Kenntniß würde mich nur antreiben, so lange in meinen Gleichnissen fortzufahren, bis ich eine ansprechende Seite derselben aufgefunden."

„Dabei dürfte die Anwesenheit eines Dritten störend einwirken," bemerkte der Legationsrath, indem er mit leichter Verbeugung sich zurückzog und die beiden Verwandten mit dem Wunsche allein ließ, daß ihr tête à tête vollkommen der Absicht des Majoratsherrn entsprechen möge.

„Ich hätte dem Vetter in der That nicht so viel Geschmack, noch eine so sinnige Auffassungsgabe zugetraut." Mit diesen Worten betrachtete die Ministerin einige Tage nach der Soirée am Morgen des Geburtsfestes ihrer Tochter ein in Brillanten strahlendes Pensée, das in Form einer Broche unter den übrigen Geschenken elterlicher Liebe auf dem damit bedeckten Tische Platz gefunden.

„Es ist ein wahrhaft fürstliches, ja königliches Geschenk!" fuhr die Ministerin in der Extase ihrer Bewunderung fort.

„Du meinst die Imitation eines königlichen Geschenkes," entgegnete Bianca. „Selbst eine Idee, Erfindungsgabe zu haben, die Du dem Vetter vindicirest, dazu ist Adrian zu bornirt, und darum erscheint mir sein kostbares Cadeau werthlos. Ein Pensée in Brillanten ist durchaus nichts Neues, und ich wette, die sie begleitenden poetischen Strophen sind es ebenso wenig, verbrauchte sentimentale Ausdrücke, Anspielungen, die ich schon hundertmal gehört oder gelesen. Ich hatte an der ersten Zeile schon genug, die mir so bekannt klang, als wäre sie Alberti's Complimentirbuch

entnommen, das ich neulich in Bertha's Stube vorfand, und zum Amuſement darinnen blätterte."

„Aber was iſt noch neu, liebes Kind, was iſt noch nicht ausgebeutet?" fragte die zärtliche Mutter.

„O, ich weiß es nicht!" antwortete Bianca in aufwallendem Mißmuthe, daß heute nicht, wie an ihrem vorigen Geburtstage, ein blühender Roſenſtock mit ſeinem ſtillen Glanze die darunter befindlichen Geſchenke verklärte. Sie hatte damals, entzückt über die Spende, eine Galanterie des Legationsrathes, der am Abend zuvor aus Bianca's Mund erfahren, daß ſie am nächſten Morgen ſich recht alt vorkommen werde, da ſie ihr achtzehntes Jahr antrete, die Idee, eine junge Dame mit einem Roſenſtocke zu beſchenken, für keine verbrauchte gehalten.

„Ich weiß nur," fuhr ſie, bei der Erinnerung plötzlich in Thränen ausbrechend, fort, „daß ich grenzenlos unglücklich bin, und es in der Welt keine Freude, keinen Menſchen mehr darin gibt, der Luſt hätte, ſie mir zu bereiten."

Die Unglückliche warf ſich bei dieſem Ausbruch ihres Schmerzes auf einen Diwan und verhüllte ihr Geſicht mit beiden Händen, den Verſicherungen ihrer Mutter, die ſich vergebens bemühte, ihr zu beweiſen, daß ſie das glücklichſte Geſchöpf unter der Sonne ſei, keinen Glauben ſchenkend.

„Sage, was willſt Du mehr?" fragte die Miniſterin, nachdem ſie alle Vorzüge, deren ſich ihre Tochter zu erfreuen hatte, in das glänzendſte Licht gehoben; allein ein unſäglich kalter Blick aus Bianca's Augen dankte ihr dafür.

„Du verſtehſt mich nicht, liebe Mutter, wie Niemand in der

Welt. Laß mich allein, ich werde ſuchen, mich mit mir ſelbſt zu verſtändigen durch Lectüre oder durch Muſik. Das Lied ohne Wort wird mir wohlthun. Ich will es einüben."

„Ja, thue dieß, mein Kind," rieth die beruhigte Mutter, „Du wirſt heute Abend die Geſellſchaft damit entzücken, und Jemand darunter wird vielleicht dem wortloſen Liede einen Text unterlegen, der in ſtiller Mittheilung Dir Freude bereiten dürfte."

„Ach, Jemand, Jemand!" rief Bianca, als die Mutter ſich entfernt, und aus der Attitüde ihrer Verzweiflung vom Sopha plötzlich ſich erhebend, trat ſie an den Trümeau in momentaner Neugier, ob ſie wirklich ſo ſchön ſei, wie das Bild, das ſoeben die Mutterliebe von ihrer Perſönlichkeit entworfen. Von dem Geiſte der böſen Laune und des Widerſpruches verleitet, hatte ſie vorhin zum crêve-coeur der Mutter ſich ſelbſt häßlich geſcholten, und ſie lächelte jetzt vor dem Spiegel über die bêtise und überſah die kleinen Mängel, die zu der Regelmäßigkeit ihrer Schönheit fehlten, wiſſend ja auch, daß die Toilette dergleichen oft recht glücklich ausgleicht. Dieſe Betrachtungen lenkten ihre Augen unwillkührlich auf die vorhin ſo gering geſchätzten Gaben des heutigen Tages, ihre Anwendung und die damit zu erzielenden Effecte. Die Mutter hatte der Tochter Geſchmack in einer meerfarbenen Ballrobe und den dazu gehörenden Pariſer Blumen getroffen, und die in Brillanten ſtrahlende Broche ſchien kein unpaſſender Schmuck dazu. Auch heute trug Bianca ein blaßgrün-ſeidenes Kleid, und die Verſuchung lag nahe, das Prisma der Brillanten auf dieſer ihrer Lieblingsfarbe zu erproben. Sie ſteckte vor dem Spiegel die Broche an den Buſen, und ihr lächeln-

der Blick verrieth volle Befriedigung. So erheitert, hielt ſie es für Undank, die poetiſche Erläuterung des Geſchenkes ganz unbeachtet zu laſſeu. Sie hatte aber kaum das duftende, mit einem gemalten Kranze von Penſées eingefaßte Blatt ergriffen, als ſie es mit einem Schrei des Schreckens wieder fallen ließ. Sie fühlte einen Kuß auf ihrer Schulter brennen und von einem Manne ſich umfaßt, der ohne Rückſicht bei ihrer ſchnellen Wendung des Kopfes ſeinen Mund auf ihre Lippen preßte. Der Verwegene empfing für dieſe Kühnheit zwar auf der Stelle einen Backenſtreich mit den ſcheltenden Worten: „Adrian! Sie verdienen, daß ich Sie augenblicklich aus meinem Angeſicht verbanne, auf nimmer Wiederſehen!“ allein er hielt der Drohung Stich, indem er betheuerte, er ſei in ſeinem guten Rechte und Bianca habe ihm das Jawort auf ſeine Liebeswerbung in der Befeſtigung ſeiner Penſée an ihrem Buſen in der deutlichſten und in der begehrten Weiſe ertheilt.

Höchſt indignirt über dieſe Erklärung, wollte Bianca ſich ſogleich des Schmuckes entledigen, doch glückte der Verſuch nicht, da ſie dabei der ſehr übel angebrachten plumpen Galanterie des entflammten Vetters, ihr behülflich ſein zu wollen, zu wehren hatte.

„Einigen wir uns in Liebe,“ ſagte er, die erfaßten Hände der Zürnenden küſſend, „und ſchenken Sie Ihrem Sclaven nur einige Augenblicke Gehör! Er gerieth auf den originellen Gedanken, dieß Penſée hier als einen ſogenannten Selam in Ihre Hände zu ſpielen, und in dem Verſe hier, den ein mit meiner Idee vertrauter Freund fabricirt, Ihnen meine Bitte ans Herz zu legen, das erſehnte Ja in der heutigen Anlegung des Schmuckes mir ertheilen zu wollen. Sie ſind auf die Bitte eingegangen, — mein

origineller Gedanke hat ſich Ihres Beifalls zu erfreuen gehabt, in dem Entzücken darüber nahete ich mich Ihnen, wenn auch leiſe, wie auf Socken, doch mit liebendem Ungeſtüm. Sie beſtraften mich dafür, ich litt es geduldig, aber nun Verzeihung, meine ſüße holde Braut!"

Er kniete bei dieſem Ausrufe zu Bianca's Füßen, und Beide bemerkten nicht, daß durch die von ihm offen gelaſſene Thür des Zimmers zwei Perſonen, die Miniſterin und der Legationsrath, ſich naheten.

„So überraſcht Ihr mich, Kinder, und noch dazu vor einem Zeugen!" rief die erſtere.

„Es iſt ein Glückwünſchender," ſagte der Legationsrath lächelnd und ſich tief vor Bianca beugend.

„O, Scherz, nichts als Scherz," entgegnete dieſe, indem ſie dem Arme des Vetters, der nach der Kniebeugung ſie umfaßt hielt, ſich zu entwinden ſuchte.

„Nein, Ernſt, Ernſt iſt es!" betheuerte Herr von Tepel. „Wir bedürfen nur Ihres Segens noch, beſte Mama; denn den des Papa trage ich ſchon in der Taſche. Er hat mich zu dem originellen Einfall verleitet, ſo verblümt wie es geſchehen, mich meines Glückes zu verſichern."

„O ſchweigen Sie davon!" befahl Bianca in einem Tone, der wenig von ihrem Glücke zeugte.

„Bei dieſem Einverſtändniſſe," fiel der Legationsrath ein, „erlauben Sie mir wohl, Comteſſe, der Bote zu ſein, der Ihren Herrn Vater zuerſt von dem glücklichen Erfolge der vereinigten Combination avertirt."

„Ja," entgegnete Bianca, innerlich entrüſtet, „folgen Sie dem Antriebe Ihres gefälligen Eifers. Melden Sie meinem Vater, daß ich aus freier Neigung mich ſo eben mit meinem Couſin verlobt; doch verziehen Sie noch einen Augenblick, Ihre Anzeige glaubwürdiger zu machen." — Unter dieſen Worten bemühete ſie ſich, einen feſt anſchließenden Ring vom Finger zu ziehen, ihre Haſt dabei war aber ſo groß, daß ſie die Blume des Ringes abbrach. Der Verlobte betrachtete jedoch dieſen Zufall als kein ſchlimmes Omen, er ſchob vergnügt den ihm gereichten Goldreif an die Spitze ſeines kleinen Fingers, während der Legationsrath ſich bückte, die abgefallene Zierde aufzuheben. Er überreichte ſie auf der flachen Hand der Comteſſe. Es war ein Vergißmeinnicht. Beinahe ſchämte er ſich ſeiner Malice; denn als Bianca das Blümchen ihm aus der Hand nahm, fühlte er an den eiſig ſie berührenden Fingerſpitzen und in dem Blicke, der ihn dabei traf, wie weh er ihr gethan.

Er aber ſtand ja auch in Erwartung einer Schickſalswehthat, und das blaue Blümchen blitzte ihm wie der Dolch entgegen, den die feindliche Macht gegen ſein Herz zuckte. Hätte dieſer Stich nicht ihm gedroht, wer weiß, ob er nicht in weichmüthiger Regung zum Troſte der Verſchmäheten bei Behändigung des Vergißmeinnichts den Namen ihr leiſe zugeflüſtert haben würde. —

Direct aus dem Hôtel des Miniſters verfügte er ſich in das des neuen Botſchafters, um eingegangene, auf die Geſandtſchaftsreiſe bezügliche Briefe ihm vorzulegen. „Sie kommen wie gerufen," rief dieſer ihm beim Eintritt entgegen; ich wollte Sie eben zu mir citiren laſſen. Sie müſſen mich noch dieſen Nachmittag

nach Thereſienruh begleiten. Eine Staffette hat mir vor einer Stunde die Nachricht gebracht, daß meine Frau an ihren alten Nervenzufällen in ſehr bedenklicher Weiſe erkrankt iſt. Der Arzt iſt ſchon mit Courierpferden vorausgeeilt, und nach dem Diner und der Abfertigung einiger Depeſchen gedenke ich ihm zu folgen. Das Ereigniß berührt mich gerade jetzt, wo ich von meiner Miſſion ſo abſorbirt bin, ſehr unangenehm. Ich habe keinen Augenblick Zeit, mich damit zu beſchäftigen, und Sie kommen gewiß, lieber Legationsrath, meinem Wunſche gern entgegen, durch Ihre Gefährtſchaft die Geſchäftsbürde wie die der häuslichen Calamität mir einigermaßen zu erleichtern. Punkt fünf Uhr werde ich zu Ihrer Abholung bei Ihnen vorfahren, und hoffentlich überſteigt unſere Abweſenheit von der Reſidenz nicht die Dauer einiger Tage. Meine Frau war bereits mehrere Male in Folge derſelben Zufälle dem Tode nahe, und immer obſiegte ihre vortreffliche Conſtitution; ich rechne dießmal mehr als je darauf.“

Der Legationsrath beſtärkte den zärtlichen Gatten in dieſer Hoffnung, während er ſeinem innern Verdruſſe über die verlangte Gefährtſchaft in der Andeutung Luft machte, daß ſeine Conſtitution eine ſehr ſchlechte ſei und er jetzt täglich an einer Migräne leide, die ihm alle Lebensluſt raube.

Ein paar Tage Landluft, meinte der Botſchafter, werden gegen das Uebel den wohlthuendſten Einfluß üben und das Miasma des Krankheitsſtoffes in ihm zertheilen.

Wir finden den Patienten — er fühlte in Wahrheit ſich nicht wohl — am folgenden Abend bereits in der heilſamen ländlichen Sphäre auf einem Spaziergange und — ein Glück, daß Bianca's Augen nicht ſo weit trugen — an ſeiner Seite Cordelien, die zutraulich ihren Arm in den ſeinen gelegt. Sie klagte ihrem Gefährten, als ſie ihn zur Stütze in Anſpruch nahm, daß ſie noch ſchwach von der ausgeſtandenen Sorge und den durchwachten Nächten am Krankenbett ihrer geliebten Mutter ſich fühle; ſie verhehlte ihm dabei auch nicht, daß ſie ſehr traurig ſei, ihren ſchönen Reiſehoffnungen entſagen zu müſſen, ſich ſelbſt zwar wegen dieſer Betrübniß ſchelte, da ja der Himmel ihr heißes Gebet erhört, und die theure Leidende in der Geneſung ſich befinde. Sehr einſam, ganz zurückgezogen werde ſie die Zeit während der Abweſenheit ihres Vaters verbringen. Sie trocknete dabei die Thränen, welche dem Gefährten verriethen, daß die nahe Trennung von ihm ſie dem Herzen erpreßt.

Er blieb nicht ganz ungerührt dabei, und ein Lächeln geſchmeichelter Eitelkeit überflog ſein Geſicht, als auf Cordelien's Frage, ob er kürzlich Bianca geſehen, nach der ertheilten Antwort, daß er Zeuge ihrer Verlobung mit Herrn von Tepel geweſen, deren intimſte Freundin über dieſe Nachricht die froheſte Ueberraſchung äußerte: „So blüht mir doch eine Freude," ſagte ſie, „die Theilnahme an Anderer Glück, und dieſe iſt ja die reinſte!"

Der Legationsrath blieb ihr auf dieſe edle Aeußerung einer ſchönen Reſignation die Antwort ſchuldig, aber er zeigte ſich theilnehmend geſchäftig auf dem eingeſchlagenen Wege durch ein Kornfeld, Halmen und Blumen ihr pflücken zu helfen, womit die

ſorgliche Tochter das Krankenzimmer der Mutter auszuſchmücken beabſichtigte, da dieſe den narkotiſchen Duft der Gartenflora noch nicht vertrug. Als Träger des mächtig herangewachſenen Straußes erſchien er einigen Bauernkindern, die am Dorfbache Vergißmeinnicht gepflückt und in Sträuße gebunden, als ein Blumenfreund, mit dem ein Geſchäft anzuknüpfen ſie ſogleich Miene machten.

„Schöner gnädiger Herr," redeten ſie ihn bittend an, „kaufen Sie uns ein Sträußlein ab. Schenken Sie es Ihrer Liebſten hier," ſetzte vorlaut der Anführer der kleinen Verkäufer hinzu, indem er auf das Fräulein deutete.

„Behaltet nur eure Blumen!" damit wollte der Angeſprochene die Kinder in Zuwerfung einiger kleinen Münzen eben abfertigen, als Cordelien's Ausruf: „O, Vergißmeinnicht ſind meine Paſſion!" jene Ablehnung unterſagte. Er ergriff den dargehaltenen Strauß, und überreichte ihr denſelben.

„Ein pretium affectionis?" fragte ſie im ſcheinbaren Tone des Scherzes.

„Das iſt, denk' ich, jede Blume, die eine junge Dame aus Männerhand empfängt," erwiederte der Verſuchte ausweichend.

„Eine Blume; ja, da haben Sie Recht," ſagte Cordelia. „Dieß Blumengeſchenk aber iſt zu voluminös, um für ein pretium affectionis gelten zu können. Ziehen Sie ein einziges Vergißmeinnicht heraus, dieß will ich zu Ihrem Andenken bewahren — und Ihnen dabei volle Freiheit gönnen, mich zu vergeſſen."

„Wie könnte ich dieß!" verſetzte der Bedrängte in abgedrungener Schmeichelei, während er ihr das Blümchen reichte.

Eine ſehr ſinnige Geſprächspauſe trat jetzt folgerecht ein,

und führte in das Ohr der Schweigſamen das laute Geſchwätz der ſie escortirenden Kinder.

„Gelt," ſagte eines davon, „das iſt der Bräutigam von unſerem gnädigen Fräulein?"

„Freilich muß er's ſein," antwortete das andere, „Du haſt ja geſehn, daß ſie ihn gerade ſo liebreich angeſchaut, wie Anne Marie den Gottfried, ihren Schatz, als er ihr das Nelkenſträußlein reichte, kurz vor dem Aufgebot in der Kirche."

„O, gehen wir etwas ſchneller," bat Cordelia, indem ſie angſthaft den kurz zuvor frei gegebenen Arm ihres Gefährten wieder erfaßte. „Mir iſt unwohl! ein Schwindel! führen Sie mich dort zu der Gartenbank."

Dieſe Worte waren aber kaum geſprochen, als das Fräulein ohnmächtig in dem Arm ihres Gefährten lag und von dieſem auf einen Ruheſitz in der Parkanlage getragen werden mußte. Die Schaar der plaudernden Kinder war, als ob ſie das böſe Gewiſſen vertrieben, wie zerſtoben, der Hauptſprecher derſelben aber erſchien ein paar Minuten darauf hinter dem herbeigerufenen Baron, den er in der Ferne mit einem Wirthſchaftsbeamten im Geſpräch erblickt hatte.

„Mon Dieu!" rief dieſer, „eine hier im freien Felde improviſirte Verlobungsſcene, von welcher ein zerlumpter postillon d'amour mir die Annonce überbringt."

Cordelia ſchlug bei dieſer Apoſtrophe die Augen auf. „Schone Dein armes Kind!" rief ſie, „nimm mich an Deine Bruſt, laß mich weinen!"

„Gern, ſo viel Du willſt," ſagte der zärtliche Vater, die

Weinende an ſich ziehend, und zu dem präſumtiven Eidam ſich wendend: „So ſind die Frauen! Sie weinen, wenn wir lachen, die ſüßeſten Empfindungen bringen bei ihnen den Thränenquell in der gefühlvollen Bruſt zum Ueberlaufen.“

„Fräulein Cordelia ſcheint wirklich leidend, krank zu ſein,“ entgegnete der Legationsrath in größter Verlegenheit.

„Sein Sie unbeſorgt,“ tröſtete der Vater. „Es iſt nur eine Reizbarkeit der Nerven, des Gefühls, die ſie von ihrer Mutter geerbt, welche, als ich mit meinem Liebesantrag ſie überraſchte, auch vor Schreck in Ohnmacht fiel. Die Aermſte aber traf dabei das Donnerwort eines zürnenden Vaters, welcher ſich der Verlobung widerſetzte und erſt nach langen Kämpfen ſeine Einwilligung dazu ertheilte. Zu einem gleichen Verfahren iſt hier kein Grund vorhanden, und da ich nicht zürnen darf, daß Sie, lieber Born, erſt der Zuneigung Ihrer Erwählten gewiß ſein wollten, ehe Sie von den Eltern ihre Hand begehrten, komme ich Ihnen gerne mit meiner Zuſage entgegen, wie ſie der Ehrenmann dem Ehrenmann ohne Sorge, mißverſtanden zu werden, gewähren kann. Meine Frau wird mit mir einverſtanden ſein. Sie ſchätzt Sie, und keinem andern Manne dürfte ſie mit ſo viel Vertrauen das einzige geliebte Kind überlaſſen.“

So war er denn umſtrickt, gefeſſelt wider Willen, der freie Mann, der noch Tags zuvor ſich für unüberwindlich gehalten hatte. Aus der verfänglichen Affaire mit der Glätte des routinirten Weltmannes ſich zu ziehen, dazu hatte er den rechten Moment verpaßt. Mit dieſer Einſicht kam ihm die, daß er den Fehler, die augenblickliche Conſternation nach den Geſetzen der Convenienz

büßen müſſe, und er unterwarf ſich der Strafe mit allem Anſtand, aller Beobachtung der Form, wie es in der großen intriguanten Welt bei ähnlichen Fällen zu geſchehen pflegt.

Bei ſeiner Rückkehr in die Reſidenz fand er einen Brief von Ulrich vor. Zwei Minuten war er unentſchloſſen, ob er ihn ungeleſen ins Feuer werfen ſollte, dann erbrach er ihn und las das Folgende, oder überflog es vielmehr.

„Freue Dich mit mir, alter Freund! Mein Talisman hat ſich bewährt, obwohl zwar nicht in dem erſten Augenblicke ſeiner Erprobung, wie ich voreilig hoffte. Ich will es Dir nicht verhehlen, Clara empfing mich nicht ſo, wie mein warmes Herz es forderte. Ich ſpürte ſo etwas an ihr von der Gletſchernatur, in deren Nähe ſie mir das blaue Blümchen reichte, ohne den grünen Teppich zu erblicken, auf dem wir damals ſtanden, den ſchönſten, den ich im Leben geſehen. Die Eisluft ihrer Begrüßung wehete mich ſo froſtig an, daß die bei ihrem Anblick mir unwillkührlich ins Auge getretene Thräne — erſtarrte. Aber ſie kam wieder, Gottlob, in warmen Fluß während der Unterhaltung. Es konnte nicht anders ſein, denn dieſe bezog ſich zuerſt auf Clara's Vater und ſeinen Tod. An andere Dinge ſie zu erinnern, hütete ich mich wohl, aber ſie ſelbſt leitete mit dem ſichern, den Frauen eigenthümlichen Takt das Geſpräch in die Sphäre unſerer Reiſeerinnerungen, wobei ſie freilich mit keiner Fußſpitze auf den Teppich von Montanvert trat, während ich mit Leib und Seele in Gedanken auf demſelben ſtand und ihn vor Augen hatte. Ihn zur Sprache zu bringen, wagte ich aber erſt am nächſten Tage bei dem zweiten Beſuch, den ſie auf meine Aeußerung, daß ich eine wichtige Mit-

theilung ihr zu machen habe, mir geſtattete. Deinen Rath, von dem wahrgenommenen Eindrucke meines erſten Beſuches den zweiten abhängig zu machen, hatte ich rein vergeſſen; ich dachte nur daran, ein bündig „Ja" oder „Nein" zu erlangen. Als meine Worte vom Herzen herunter waren, da ſchien es leider, als werde das letztere mir zu Theil werden. Das Wort der Verneinung ſchwebte, ich ſah es, auf ihren Lippen. Daſſelbe zurückzudrängen, beging ich eine große Uebereilung. Ich zog aus meiner Bruſttaſche — nicht das Vergißmeinnicht, aber ein Blättchen mit ein paar Worten von der Hand des Profeſſors. Er ſagte mir darin, daß er mich als Sohn gern anerkennen werde, wenn Clara meine Neigung erwiedere, die jetzt zwar wohl, wie es ſchiene, noch als eine verſchloſſene Knospe in ihrem Herzen ſchlummere, deren Erweckung einer beſtändigen Liebe aber, wie er hoffe und wünſche, gelingen dürfte, und ſo dem Segen entſprechen werde, den er mit väterlicher Liebe in Ahnung ſeines nahen Todes mir ertheile.

„Als Clara dieſes Blatt geleſen, reichte ſie mir, wie zum Tode erbleicht, die Hand und ſagte: „Ich bin die Ihrige, lieber Freund, nehmen Sie mich hin, der Wunſch meines Vaters iſt mir heilig!"

„Der Ton dieſer Hingabe aber drang an mein Herz wie ein Grabgeläute. „Nein, meine Freundin," ſagte ich mit einem Tone, an dem ſie auch erkennen konnte, was ich dabei litt, „nein! ich gebe das Wort Ihrer heiß erſehnten Zuſage Ihnen zurück, wenn — wenn dieſe nur das Ergebniß des väterlichen Wunſches, nicht die Blüthe Ihrer entfalteten Neigung für mich iſt, die er bei dem mir ertheilten Segen im Auge ſeiner Hoffnung hatte. Ent-

laſſen Sie mich aber als Ihren Freund, Ihren Bruder, den als Sohn Ihr Vater geſegnet.“

„Da, was ich nicht erwartet, trug meine Entſagung den Sieg davon.

„Bleiben Sie,“ ſagte Clara, „ich fühle, daß Sie mir werther ſind, als ich es Ihnen ausgeſprochen, und glaube, die Fähigkeit, Ihre Liebe zu erwiedern, in mir zu tragen; aber gönnen Sie mir Zeit dazu!“

„O, ein ganzes Leben lang,“ erwiederte ich hochbeglückt, und kniete zu Bekräftigung dieſes Verſprechens vor ihr nieder, die Weihe des ihrigen zu empfangen, die ſie in einem Kuſſe auf meine Stirne hauchte. Ich kann Dir die Seligkeit dieſes Moments nicht ſchildern, und wünſche nur, daß Du ſie ſelbſt erfahren mögeſt.

„Ich brach hier ab, um zu Clara zu eilen, nöthige Dinge mit ihr zu beſprechen. Was finde ich dort! Ich traute meinen Augen kaum. Deine Verlobungskarte! O, Du Schalk! den Geheimnißvollen gegen mich zu ſpielen, während ich mein ganzes Herz Dir öffnete. Danke es aber Clara, daß ich Dir nicht zürnen kann, daß ſie mich in die Stimmung verſetzte, in welcher ſelbſt ein Tectoſage verſöhnliche Geſinnungen gegen ſeinen Todfeind hegt.“

„Ha!“ unterbrach ſich hier der Leſer ſelbſt, „ich gäbe ein Jahr meines Lebens darum, wenn Clara die verwünſchte Karte vor ihrem ihm gegebenen Jawort erhalten hätte — dann wüßte ich, welch ein Motiv ſie beſtimmt, den Sohn der Wildniß mir vorzuziehen!“

Der civiliſirte Mann war ſo aigrirt über dieſen Vorzug,

daß er die Schlußzeilen kaum der Beachtung würdigte. Der Schreiber ſprach darin ſein Bedauern aus, daß er den Freund wahrſcheinlich nicht als Zeugen ſeines Glückes bei ſeiner Hochzeit ſehen werde, indem, nach Clara's und ihrer Tante Beſtimmung, dieſelbe erſt in drei Monaten ſtattfinden ſolle, wo der Legationsrath wohl noch nicht von ſeiner Geſandtſchaftsreiſe zurückgekehrt ſein dürfte.

Zehn Jahre waren vergangen, als an einem ſchönen Spätſommertage zwei Damen, die auch bereits im Sommer ihres Lebens ſtanden, in den Parkanlagen von Tepelhof, dem Landſitze des Barons von Tepel, luſtwandelten. Ein achtjähriges Mädchen hüpfte voran und diente eben zur Anknüpfung des ſtockenden Geſprächs, das in ſeiner Tonart uns ſogleich die zärtlichen Freundinnen erkennen läßt, die wir im Frühling ihres Lebens einige Male bei ihren Unterhaltungen belauſcht haben.

„Findeſt Du nicht auch, daß Gertrud meinem Manne ſprechend ähnlich ſieht?“ ſo fragte die Staatsräthin Born bei Empfangnahme einiger blauer Blümchen, die das Töchterchen auf dem Wege gepflückt und ihr brachte.

„Nein, gar nicht,“ erwiederte die Baronin. „Mir erſcheint Gertrud ganz Dein Ebenbild. Stirne, Augen, Naſe und Mund hat ſie von Dir, ſelbſt in der Angewöhnung, mit dem rechten Auge ein wenig zu ſchielen, verläugnet ſie die Aehnlichkeit nicht. An Deiner Stelle würde ich aber doch mit Dieſenbach über den Fehler ſprechen, und von ihm das Auge operiren laſſen, es entſtellt doch ſehr das Kind. Eltern, beſonders Mütter, ſind freilich

bei dergleichen Mängeln ihrer Lieblinge oft wie mit Blindheit geſchlagen, und dann iſt es die Pflicht der Freundſchaft, darauf aufmerkſam zu machen. Du zürnſt mir alſo gewiß nicht, meine Theuerſte!"

„O, keineswegs," verſicherte die Staatsräthin, obwohl die etwas bebende Stimme und ein höheres Colorit ihrer Wangen der Verſicherung widerſprach. „In der That aber," ſagte ſie, „hat noch Niemand außer Dir den falſchen Blick Gertrud's bemerkt, ſelbſt mein Mann nicht, der doch die Kleine täglich mit väterlicher Liebe ins Auge faßt."

„Und Du dabei gewiß mit mütterlicher Sorge," fiel die Baronin ein, „jeden Pulsſchlag Deines Püppchens zählſt; denn ein einziges Kind iſt ein Angſtkind, wie man ſagt, und daher finde ich mich gelaſſen in das Schickſal, gar keines zu beſitzen, obwohl Tepel des Majorats wegen ſich einen Erben wünſcht."

„Der Mangel mag ihn gewiß ſehr unglücklich machen!" äußerte Cordelia.

„O, mit nichten," verſicherte die Baronin. „Wir würden ohne denſelben zu glücklich und verſucht ſein, gleich dem Polykrates die neidiſchen Schickſalsmächte durch eine Verſöhnungsſpende zu beſchwichtigen."

„Ich beneide Dich um das Talent, dieſe Anſicht zu hegen, die bei Deiner beſtändigen Kränklichkeit von eben ſo viel Reſignation als Geiſtesſtärke zeugt," ſagte Cordelia mit feinem Lächeln.

„Immer noch die alte Schmeichlerin, wie Du es in den Roſentagen unſerer Jugend warſt," erwiederte Bianca.

„Wir wetteiferten, glaub' ich, in der Tugend mit einander, und verzogen uns dadurch gegenſeitig —"

„Bis unſere Männer dem Cultus ein Ende und uns zu ihren Gottheiten machten. Ich darf doch im Pluriel ſprechen und vorausſetzen, daß Dein Gemahl Dich ſo adorirt, wie mich der meinige, und ſeine ſcheinbare Kälte gegen Dich nur eine diplomatiſche Attitude oder Habitude iſt; denn Deine Liebenswürdigkeit trug ja den Sieg über eine Verirrung ſeines Geſchmacks davon, die uns damals gleichzeitig frappirte, mich natürlich nur, weil Deine ſtille Inclination für Born das Intereſſe meiner Freundſchaft für Dich in Anſpruch nahm.“

„Glücklicherweiſe,“ verſetzte die Staatsräthin, „erwies ſich der Anlaß als Irrthum. Mein Mann intereſſirte ſich für die Detmold nur deßhalb, weil ſie die Braut eines ſeiner Univerſitätsfreunde war, mit dem ſie ſich in der Sahara-Wüſte verlobt, gerade in dem Moment, als der Samum Beiden die Augen voll Sand geſtreut.“

„Ein ſublimer Einfall,“ rief die Baronin, ſo enchantirt davon, daß ſie der Freundin in wahrer Sympathie dafür die Hand drückte.

Die Geſchmeichelte fuhr, animirt dadurch, immer witziger werdend fort: „Wie verlautet, conſervirt das zärtliche Ehepaar dieſen Goldſtaub ihrer Verlöbniß nach der Thränenwäſche in einem Flacon mit andern Raritäten ähnlicher Art, das einzige Erbtheil, das der Naturforſcher ſeiner Tochter hinterlaſſen und welches dieſe als Mitgabe ihrem Gemahl zugebracht.“

„Der Beneidenswerthe! und rechnen wir dazu das Opfer, das ſie ihm mit der abgelegten Reiſechauſſure gebracht! Oder begleitet vielleicht die hausfräuliche Amazone ihren Mann bei

den Reiſen, zu welchen ſein Metier als Naturforſcher ihn verpflichtet?“ fragte die Baronin.

„Nein; ſie ſoll die Touriſtenſtiefel gänzlich ausgezogen haben, ſeit vier wilde Knaben, die Sprößlinge des glücklichen Ehepaars, bei ihren Turnübungen gewiß mehr Stiefel zerreißen, als der Profeſſors-Frau lieb iſt.“

Das alſo in den Fluß der Sympathie gerathene Geſpräch ward hier durch das hierbei etwas außer Acht gelaſſene vorgeſchrittene und jetzt umkehrende Töchterchen der Staatsräthin unterbrochen. Das nach Gefährtſchaft und Unterhaltung verlangende Kind hatte dieſe unerwartet angetroffen, doch in Ahnung, daß es keine ſtandesmäßige ſei, und in den ihm eingeprägten Grundſätzen der feinen Erziehung fragte es: „Mama, Mama, darf ich mit den beiden gemeinen, aber niedlichen Mädchen hier mich führen?“ Nach Kinderweiſe aber die mütterliche Gewährung vorausſetzend, und die ihrer Frage begegnende Verneinung: „Non, mon enfant, cela ne se convient pas!“ ignorirend, faßte es die beiden widerſtrebenden gemeinen Kinder unter die Arme.

„Wem gehören die Kinder?“ fragte die Staatsräthin, indem ſie die blondgelockten, von Gertrude herbeigezogenen ſchönen Mädchen ins Auge faßte.

„Auch einem recht glücklichen Ehepaar, wie es ſelten unter Leuten gemeinen Standes angetroffen wird,“ erwiederte die Baronin, „wir ſind zwar die Schöpfer dieſes Glücks und erfreuen uns dafür ungemeiner Dankbarkeit und Anhänglichkeit. Du beſinnſt Dich vielleicht noch auf meine ehemalige Jungfer, die etwas naſeweiſe, dieſe hat den damaligen Bedienten meines Mannes

geheirathet, der ihm die Förſterſtelle hier gegeben und das hübſche Haus dort hat bauen laſſen."

„Nette Kinder, ſprechende Phyſiognomien, vornehme, möcht' ich ſagen," äußerte die Staatsräthin, indem ſie dem einen der Mädchen mit der Hand, wie prüfend, unter das Kinn faßte. „Wie Schade," fuhr ſie bei der Betrachtung fort, „daß dieſe reizenden Kinder nicht die Deinigen ſind, und der Knabe beſonders, der dort an der Thüre des Förſterhauſes ſpielt. Ein wahrer Liebesgott! — Ich ſollte meinen, Dir und Deinem Manne müßte das Herz beim Anblicke dieſer lieblichen Kindergruppe bluten."

Die Baronin wollte antworten, allein ein kicherndes unheimliches Lachen in der Ferne feſſelte ihre ganze Aufmerkſamkeit. „Ach, Bodo," rief ſie lebhaft, „der kleine Unband hat im Zimmer nicht aushalten können."

„Dein Affe?" fragte die Staatsräthin ſarkaſtiſch.

„Ja; o ſieh das poſſierliche Geſchöpf, ich könnte Dir von ſeiner Klugheit und ſeinen Espieglerien ſtundenlang erzählen."

Der Jäger trat mit dem belobten Liebling aus dem Gebüſche jetzt näher, und das verwöhnte Thier ſprang ſogleich auf die Schulter ſeiner Herrin, die ihre Wange zärtlich an die ſeinige lehnte und ſeine Küſſe erwiederte. Während dieſer Liebkoſungen vernahm ſie nur mit halbem Ohre den Rapport des Jägers, daß die gnädigen Herren von der Jagd retournirt und im Speiſeſaal die Ankunft der Damen zum Souper erwarteten, allein eine hohe Röthe überflog ihre Wangen, als ihr Pathchen, das jüngſte Töchterchen der Förſterin, den Bericht des Jägers mit den Worten commentirte: „Ja, ſie ſind vorhin hier vorbeigekommen, und unſer

gnädiger Herr hat meiner Mutter einen ganzen Busch schöner blauer Blumen zum Fenster hineingereicht.“ Ihre Betroffenheit über diese Mittheilung ward durch die Auffassung der Staatsräthin vermehrt, welche, die am Fenster stehende Försterin lorgnettirend, äußerte: „Erregt die Galanterie Deines Mannes gegen eine so hübsche Frau nicht Deine Eifersucht?“

„Nicht im mindesten!“ entgegnete die Baronin mit schneller Fassung, „mein Mann, der noch die Bräutigams-Manie hat, mich mit blauen Blumen zu beschenken, die er zu der Zeit sogar in Brillanten mir überreichte, hat den für mich gepflückten Vergißmeinnichtstrauß, der wahrscheinlich in seiner Hand welk geworden, nur zur Erfrischung Bertha'n behändigt, und die treue Seele sendet mir die Blumen gewiß morgen früh in einen Kranz gewunden durch eines ihrer Kinder hier, wie dieß schon oft geschehen.“

Statt der Replik auf diese Erklärung gab sie die Staatsräthin in einer fingirten Klage, daß der Wind — ein Abendlüftchen machte sich zwar nur kaum bemerkbar — Sand und Staub ihr ins Auge gewehet. Sie war noch mit Beseitigung des Uebelstandes beschäftigt, als ein rasch vom Schlosse herannahender Lakei seiner Gebieterin die Meldung überbrachte, daß soeben eine reisende Dame durch Umwerfen ihres Wagens kurz vor Tepelhof eine Beschädigung am Arme erlitten habe und von ihrer Begleiterin ins Schloß geleitet worden, wo sie nach Abgabe einer Karte und Frage nach der gnädigen Frau geäußert, daß sie eine intime Freundin derselben sei.

„O, gewiß die Prinzessin Myrha, die mich in diesen Tagen mit ihrem Besuch erfreuen wollte,“ rief voreilig die Baronin, indem sie die Hand nach der Karte ausstreckte. Ihr Gesicht aber

verlängerte ſich beträchtlich, als ihr dieſelbe von dem Bedienten behändigt worden.

„Nun?“ fragte die Staatsräthin, „iſt es die Prinzeſſin? Da möchten wir wohl unſere Schritte etwas beſchleunigen.“

„Nein! wir können uns Zeit nehmen,“ ſagte die Baronin mit verdrießlichem Geſichte. „Es iſt Frau von Bingen, die bekannte Schriftſtellerin, die unter dem Namen Elfriede eine Menge Romane und was weiß ich Alles geſchrieben.“

„Wie? die, welcher Du als blutjunges Mädchen von vierzehn, eigentlich ſechzehn Jahren, in ſchwärmeriſcher Adoration eine Königin der Nacht opferteſt?“

„Dieſelbe.“

„Und Du biſt nicht entzückt, die berühmte, von Dir ſo angebetete Schriftſtellerin bei Dir zu ſehen?“

„Nein, ganz und gar nicht; denn ich leſe jetzt keine deutſchen Romane mehr, allen Geſchmack dafür haben mir die entzückenden franzöſiſchen benommen. Ja, wenn einer oder der andere von den Autoren derſelben in meinem Schloſſe eingekehrt wäre, ſollte es an der ſolennſten Aufnahme einer ſolchen Celebrität nicht fehlen. Aber was ſoll mir die heute ſo ungelegen meine Hoſpitalität anſprechende deutſche Novelliſtin, deren Feder überdieß, wie ich glaube, ſeit Jahr und Tag ruht. Ich bin über die Zudringlichkeit warhaft empört; dergleichen Perſonen beſitzen eine enorme Dreiſtigkeit.“

„Aber auch ein gutes Gedächtniß,“ fiel die Staatsräthin lachend ein, „ſicherlich will ſie in Erinnerung an Deine ehemalige Affabilität Deine Gaſtfreundſchaft auf längere Zeit in Anſpruch nehmen.“

„Das wäre ſchrecklich!“ ſeufzte die Baronin, und in der

Bedrängniß dieſer Perſpektive ſagte ſie der Freundin eine ewige Dankbarkeit zu, als dieſe ihr verſicherte, ſie wolle ihre Bemühungen mit den ihren zur Verkürzung des ſo unangenehmen Beſuches vereinen. Nach dieſem neugeknüpften Freundſchaftsbündniſſe der beiden Weltdamen, die zu unſerer Skizze aus dem Salonleben uns flüchtig geſeſſen, wenden wir ihnen den Rücken und ſtreichen, ohne uns lange aufzuhalten bei Verlaſſung des Schloſſes von Tepelhof, an den Männern der beiden Damen vorüber, die jetzt auf dem beſten Fuße zu einander ſtanden. Sie, die früher eine Art Antipathie gegen einander hegten, waren jetzt — Dank der ausgleichenden Zeit und durch dieſelbe herbeigeführten ſocialen Intereſſen, ganz gute Freunde geworden, wie eben durch dieß Bindewerk zuſammengehaltene Leute es ſind. Sie waren dieß ohne Affectation und viel zu bequem, um einander, was überhaupt nicht Männerart, Stecknadelwunden zu verſetzen, wie es ihre Frauen thaten, die ihren Ruhm darin ſuchten, auf dem Welttheater mit der Beſtändigkeit ihrer Jugendfreundſchaft zu prunken. Die gegenwärtige Zuſammenkunft war ein Ergebniß dieſes falſchen Scheines. Die Freundinnen hatten ſich ſeit ihrer Verheirathung meiſt nur in großen Zirkeln geſehen, und bei ihrem letzten Zuſammentreffen in einer Soirée Arm in Arm ihren anweſenden Männern mitgetheilt, daß ſie hinter ihren Rücken complottirt, ein paar Tage ſentimental ihren Jugendreminiscenzen in idylliſcher Einſamkeit Audienz geben zu wollen, während ihre Herren und Gebieter, in waidmänniſcher Luſt ſich ergehend, ſich gewiß gern von der Theilnahme an ihren Genüſſen dispenſirt ſehen würden.

Der Staatsrath von Born wie der Baron Tepel hatten beide dem Entſchluſſe der Damen ihren Beifall geſpendet und

der Letztere ſcherzend gedroht, ihrer zarten Converſation durch einen derben waidmänniſchen Knalleffect die Pointe geben zu wollen.

Unter vier Augen aber fragte nach der Verabredung des Beſuches Herr von Born ſeine Frau: „Mein Kind, wie konnteſt Du ſo ſtupid ſein, in die Falle einer Höflichkeitsphraſe, denn nichts anderes war die Invitation der Baronin, einzugehen?“

Und Herr von Tepel ſagte faſt gleichzeitig zu der ſeinigen: „Von allen Frauen Deiner Bekanntſchaft iſt mir keine mehr zuwider als die Staatsräthin, und wohl nur in Kenntniß dieſer Antipathie legſt Du mir die Pflicht auf, Deiner Sympathie für dieſelbe zu Liebe, die Honneurs ihr in meinem Hauſe zu machen?“

„Mein Freund,“ entgegnete darauf die Baronin, „ich freue mich, daß Du ſo ſcharfſinnig anerkennſt, wie ich ſtets bemüht bin, Deine Vorzüge auch ſelbſt bei denen geltend zu machen, die daran zweifeln könnten.“

Und Cordelien's Entgegnung auf die Frage ihres Mannes lautete: „Weil es mich unendlich amuſirt, die Baronin durch meine nicht von ihr erwartete Annahme ihrer Einladung in Verlegenheit zu ſetzen. Wir werden aber, ich ſtehe dafür, während der Entrevue gewiß Beide unſere Rollen ſo vortrefflich ſpielen, daß Niemand an der Wahrheit unſerer Empfindung und unſeres Attachements für einander zweifeln ſoll.“

Der Staatsrath fixirte bei dieſer Eröffnung ſeine Frau mit einem ſehr finſtern Blicke. „Du thuſt nicht wohl,“ ſagte er, „mich an Deine Virtuoſität in dieſem Fache zu erinnern.“

„Und doch verdankteſt Du dieſer Virtuoſität Deine gegenwärtige diplomatiſche Stellung und die aus ihr für Dich hervorgegangenen glänzenden Vortheile.“

„Die," entgegnete er bitter, „wenn Du Recht hätteſt, mir nur das Verlangen einflößen würden, zu reſigniren und in eine Lage mich zu verſetzen, die Dir ſchwerlich Gelegenheit zu fernerer Uebung Deines diplomatiſchen Talentes, dagegen Befriedigung Deiner früheren Reiſeluſt bieten dürfte."

„Wie, Du tentireſt doch nicht etwa einen Geſandtſchaftspoſten am Hofe des Kaiſers von China?"

„Nein; ich würde, wie ſchon angedeutet, der diplomatiſchen Carrière ganz entſagen, und dafür ein ſehr einfaches Metier ergreifen, nämlich das eines Farmers in den nordamerikaniſchen Freiſtaaten."

Cordelia lachte bei dieſer Mittheilung laut auf. „Eine köſtliche Idee," rief ſie, „ich errathe ihren Urſprung! Wahrſcheinlich hat Deinen Freund, den Naturforſcher, und deſſen Gattin das Auswanderungsfieber erfaßt, und Du biſt bei Deiner letzteren Zuſammenkunft mit dem glücklichen Paare davon angeſteckt worden?"

„Leider irrſt Du Dich," erwiederte er. „Beide ſind in den Boden ihrer häuslichen und heimiſchen Glückſeligkeit ſo eingewurzelt, daß ſie nicht daran denken, ihn zu verlaſſen, und die glückliche Frau und Mutter, die als Mädchen ſo große Reiſen unternahm, ſich jetzt kaum entſchließen kann, ihrem häuslichen Herde auf einige Tage nur den Rücken zuzukehren, obwohl die ſchützenden Laren unterdeß gewiß jedes Unheil davon entfernt halten würden."

Es war in der That ſo, wie der Staatsrath ſeiner Frau im Eifer des tête à tête zum großen Verdruß derſelben ſehr warm verſicherte. Allein in der Stunde, wo dieß geſchah, ſtieg ein

leichtes Wölkchen am heitern Himmel des glücklichen Ehepaares empor, zur Rechtfertigung des alten Aberglaubens, daß man nichts berufen dürfe, und die neidiſchen Schickſalsmächte ſchauten in ihrem Verſtecke ſchon lauſchend zu, wie daſſelbe ſich aufthürmen und zu einem häuslichen Unwetter losbrechen werde.

Die beiden älteſten Knaben des Profeſſors hatten heute von ihrer Mutter die Erfüllung eines längſt gehegten Wunſches nach einer ihr vorgezeigten vortrefflichen vom Lehrer erhaltenen Conduite erlangt: den Inhalt des verſchloſſenen, in einem Glasſchranke ſtehenden Raritätenkäſtchens, der, wie ſie erfahren, in ganz beſonderen Seltenheiten beſtand, hatte die Mutter auf das ſchmeichelnde Bitten der kleinen Neugierigen vor ihnen ausgebreitet und damit eine ihrem Verſtändniß angemeſſene Explication verbunden.

Die Kinder aber, welche während einer jahrelangen unbefriedigt gebliebenen Neugier allerlei phantaſtiſche Vorſtellungen von dem Inhalte des myſtiſchen Raritätenkäſtchens gehegt, faßten, als das erſchloſſene Geheimniß ihre ſtillen Erwartungen getäuſcht, mit dem Ausdrucke der Nichtbefriedigung die ihnen vorgezeigten Schätze ins Auge, und als die Mutter mit ihrer Erklärung zu Ende, fragten Beide, ein wenig gelangweilt davon: „Dürfen wir jetzt in den Garten gehen?“ und die ihnen ertheilte Erlaubniß eiligſt benutzend, ſtürzten ſie zum Zimmer hinaus, als der Vater eben in daſſelbe trat.

„Was trieb denn die Buben ſo eilig von dannen?“ fragte er mit einem Blick auf das ſinnig ihnen nachſchauende Geſicht ihrer Mutter.

„Eine unangenehme Erfahrung,“ ſagte dieſe. Sie ſtanden

eben vor dem Bilde zu Sais, ich hob' den Schleier, und ſie ſahen mich mit langen Geſichtern und mit der ſtillen Gedankenfrage an: „Weiter nichts?“

„Ach, ich errathe,“ rief der Profeſſor in ſchneller Verſtändniß der Andeutung, indem er dem Tiſche ſich näherte; „Du haſt den Zauber des Geheimniſſes zerſtört, und ſie aus dem ſüßen Wahne, der ihnen fabelhafte Wunderdinge vorſpiegelte, geriſſen.“

„Sie wollten es ſo, ſie beſtürmten mich mit Bitten, bis ich ihrem Verlangen nachgab,“ erwiederte Clara. „Später ziehen ſie vielleicht aus der heutigen Erfahrung, deren ganzen Sinn ſie noch nicht zu faſſen vermögen, die Nutzanwendung.“

Ulrich betrachtete während dieſer Worte ſeiner Frau die ihm wohlbekannten Koſtbarkeiten, welche dazu Anlaß gegeben. „Aber,“ ſagte er, indem ſeine Augen plötzlich unruhig ſuchend ſie überflogen, „ich vermiſſe ja die blaue Blume, das Prachtſtück der Herbarienſammlung. Wo muß die hingekommen ſein, ſchwerlich hat ſie der Vater verſchenkt?“

„Sie iſt mir geraubt worden,“ erwiederte Clara mit einem leiſen Zittern der Stimme.

„Geraubt! Wie war das möglich, und wann geſchah dieß?“

„Bei einer ähnlichen Auskramung, wie die heutige, zu welcher Dein Freund, der damalige Legationsrath von Born, unberufener Weiſe einige Tage vor unſerer Verlobung ſich einfand.“

Der Profeſſor ſtarrte ſeine Frau an; dann rief er: „O, nun geht mir ein großes Licht auf. Jetzt wird mir klar, warum Born bei den vertraulichen Mittheilungen meiner Liebe zu Dir ſich ſo ſonderbar benahm, ſo betroffen war, daß ich ein pretium affectionis in einer blauen Blume von Dir beſitze.

Aber er hat ſich brav dabei benommen, das muß ich ihm zur Ehre nachſagen. Ein großes Glück war es freilich für mich, daß ich durch meine Ankunft ihm den Liebesweg zu Dir vertrat, auf welchem er, wie es ſchien, ſchon einige Schritte vorwärts gethan, und Du, meine Clara, geſtehe es nur, wäreſt ihm am Ende nicht aus dem Wege gegangen, und der Räuber der blauen Blume hätte damit vielleicht eine größere Koſtbarkeit, dein Herz, davon getragen."

„Ja," ſagte Clara, zu dem Gatten freimüthig aufſchauend, „ich will es nicht läugnen, daß es hätte ſo kommen können."

Der Profeſſor aber, welcher, trotz ſeiner Aufforderung, nichts weniger als dieſes Geſtändniß erwartet, zeigte ſich darüber betroffener und trauriger noch als ſeine Knaben bei Enttäuſchung ihres Wahnes.

„Wie? Du liebteſt ihn alſo?" fragte er mit bebender Stimme.

„Ja, ſo ſchien es mir," erwiederte ſie, „und ich wähnte dieß noch, als ich einem gewiſſen Profeſſor der Botanik auf ſeine Liebeswerbung erklärte, ich wolle unter der Bedingung die Seine werden, wenn er dem in mir wahrgenommenen Keime der Zuneigung für ihn Zeit zur Entfaltung laſſen wollte; ein ganzes Lebenlang verſprach er mir dazu, ich aber —"

„Du — Clara! Wahrheit, Wahrheit!"

„Ich fand ſchon in den erſten Tagen meiner Vereinigung mit ihm, daß ich mich geirrt."

„Entſetzlich, entſetzlich!" rief der Profeſſor todtenbleich.

Sie aber ſchlang die Arme um ſeinen Hals und ſeine bleichen Lippen küſſend, ſagte ſie: „Daß ich mich geirrt, — nicht den Räuber der blauen Blume, ſondern nur den Mann liebte, dem

ich das Vergißmeinnicht geſchenkt, — und daß ich — höre mein Bekenntniß nur zu Ende, ehe Du die Lippen zur Abbitte öffneſt — daß ich ſeit dem erſten Jahre unſerer Verheirathung einen Diebſtahlsgedanken, in reiner Folge der mir entwendeten blauen Blume, hege, zu deſſen Ausführung aber noch nicht gelangen, den begehrten Gegenſtand nicht auffinden konnte, obwohl ich einmal während der Abweſenheit meines Eheherrn deſſen ganze Herbarienſammlung durchſtöberte."

„O, Du herzinnig geliebte Diebin!" rief der Profeſſor entzückt über dieſes Geſtändniß, und eilte an ſeinen Schreibtiſch, dort aus einem verborgenen Fache das unter Glas gefaßte Vergißmeinnicht hervorzuholen.

Er hielt es in der Hand, als ſeine Knaben, die Hände voll blauer Blumen, freudig ins Zimmer traten.

„Mutter!" rief der Aelteſte, „da bringen wir Dir einen ganzen Strauß Vergißmeinnicht zum Erſatze für die kleine blaue Wunderblume, von der Du uns vorhin erzähltеſt, daß ſie Dir ein Liebhaber ſolcher Pflanzen genommen habe."

„Erſatz, ja, Erſatz, wie mein Herz ihn ſich nur wünſchen konnte," rief bei dem Anblicke die glückliche Frau und Mutter, indem ſie mit beiden Händen die ihr von dem Gatten und den Kindern gereichten Blumen erfaßte und die unſichtbaren feindlichen Zuſchauer der Scene ſich beſchämt zurückzogen, um an andern Orten, wo keine Liebe die am Ehehimmel aufgeſtiegenen Wolken verſcheuchte, ihre Augenweide daran zu ſuchen.

Muſikaliſche Orthodoxie.

Novelle

von

Johanna Kinkel.

Digitized by Google

„Beſſer lerne ich die F Moll-Sonate doch nicht ſpielen," ſagte Ida und ſtand müde vom Clavier auf. „Eigentlich geht ſie recht gut, und ſelbſt mein überſtrenger Lehrer wäre damit zufrieden geweſen," fügte ſie hinzu. „Was ihr in meinem Gefühl noch fehlt, das, fürchte ich, läßt ſich mit weiterm Ueben nicht herausbringen. Das unbegreiflich Phantaſtiſche des erſten Allegro, das verzweifelte Spielen mit dem Schmerz im Adagio, dieß lachend dem Untergang Zuſtürzen im Finale, das hab' ich anfangs beſſer ausdrücken können. Indem ich aber die raſchen Paſſagen zu feilen ſuchte, iſt mir der Vortrag glatter, zierlicher geworden, und ich kann nicht mehr in den großen Styl zurück. Ich ſpiele die Sonate jetzt exakt aber ohne Geiſt, das iſt höchſt fatal!"

„Sie nehmen auch Alles gar zu pedantiſch ſtreng," antwortete eine bejahrte Dame, die zuhörend in der Sofa-Ecke ſaß, „und legen Dinge in die Muſik hinein, die kein anderer Menſch heraushört."

Die Künſtlerin war früh verwaiſt von entfernten Verwandten in Obhut genommen worden. Ein verſtändiger Vormund hatte ihr kleines Vermögen größtentheils dazu verwendet, ihr hervorragendes Talent für die Muſik ausbilden zu laſſen. Jetzt war ſie ſelbſtſtändig und hatte den Reſt ihres Eigenthums für einen

Flügel von Erard hingegeben. Kaum ſo viel blieb ihr übrig, daß ſie die Reiſekoſten nach ihrem Beſtimmungsort und eine ſehr einfache Einrichtung beſtreiten konnte.

Umherreiſen und Conzerte geben mochte ſie nicht, da ihre muſikaliſche Richtung zu ſehr dem herrſchenden Geſchmack des Publikums entgegenſtand; auch hätte ſich ihr abgeſchloſſener Charakter nie zu den tauſend kleinen Demüthigungen hergegeben, die Keinem erlaſſen werden, der noch unbekannt in der Fremde ſeine Erfolge ſucht. Lieber wollte ſie in einer bedeutenden Stadt als Lehrerin ihr Heil verſuchen, und indem ſie das Opfer brachte, Anfänger zu bilden, ſich ſo die Mittel erwerben, um auf jene höchſte Kunſtſtufe zu gelangen, die ihr in der abgelegenen Heimathſtadt unerreichbar geblieben war.

Jetzt war ſie bei einer alten Freundin ihrer verſtorbenen Mutter gaſtlich aufgenommen worden. Es war die Frau des Amtmanns Werl in Waldheim, welches eine Stunde von der Hauptſtadt in einem Gebirgsthale lag. So lange ſollte ſie dort verweilen, bis ſie eine paſſende Wohnung und einige Schülerinnen gefunden hätte. Mit großer Gefälligkeit begleitete Frau Werl ſie täglich zur Stadt, um die nöthigen Beſuche zu machen und Erkundigungen einzuziehen, wobei es leider viel vergebliche Schritte gab.

Der Empfang bei den meiſten Kunſtgenoſſen war ziemlich abſtoßend, oder kam doch Ida ſo vor. Weil ſie immer an die traute Umgebung der Verwandten und Jugendfreunde gewöhnt war, erſchienen ihr die großſtädtiſchen Formen unſäglich froſtig und die Kürze wahrhaft erſchreckend, mit der die muſikaliſchen Notabilitäten ihre Fragen abfertigten. Meiſt vertröſtete man ſie

damit: es werde ſich wohl machen, wenn ſie es abwarten könne, bis ihre Leiſtungen bekannter würden; doch um dieſe bekannt zu machen, rührte ſich Niemand, obgleich hier Alles auf eine raſche Entſcheidung ankam.

Neben der Amtmanns-Wohnung des Dörfchens Waldheim lag die Villa des Grafen Selvar, die er vom erſten Frühlingswehen bis zu den Novemberſtürmen zu bewohnen pflegte. Der Amtmann und ſeine Frau waren immer gern dort geſehen, und ſo oft der Graf ihnen begegnete, wiederholte er ſeine Einladung, ihn häufiger zu beſuchen; doch ging Frau Werl nur in der ſchlechtern Jahreszeit darauf ein, wenn die Beſuche der vornehmen Welt ausblieben, die in den Sommermonaten ſtets Salon und Garten des Grafen füllten. Um Ida's willen überwand ſie dießmal ihre Scheu vor der großen Geſellſchaft. Im Selvar'ſchen Hauſe trieb man leidenſchaftlich die Muſik, und hatte ſich dieſe Familie einmal für Ida intereſſirt, ſo konnte es ihr nicht fehlen, daß ſie in den erſten Häuſern Zutritt fand.

Frau Werl theilte Ida ihren Plan mit und ermahnte ſie, nur ja keine Fugen von Johann Sebaſtian Bach im Salon des Grafen vorzutragen, weil ſie damit Alles verderben würde.

„Warum ſoll ich denn nicht mein Beſtes leiſten?“ ſagte Ida. „Ich weiß nichts, was mehr die Aufmerkſamkeit wach erhält, als eine Fuge. Ich möchte deren Stimmengang dem ewigen Wandel der Geſtirne vergleichen. Die wunderlich in einander verſchlungenen Melismen in den Präludien erinnern mich dagegen an die ſeltſamen Mooſe und Steinbildungen, die ich zuweilen geſehen.“

Frau Werl theilte der jungen Bach-Enthuſiaſtin ihre eigenen

Erfahrungen über das Muſik-Naſchen der Vornehmen mit, und brachte ſie glücklich dahin, einige vermittelnde Compoſitionen von Hummel und Carl Maria von Weber friſch einzuüben, die ſo ziemlich die Grenze zwiſchen der gelehrten und ganz trivialen Muſik hielten.

Um die Theeſtunde ging ſie mit Ida hinüber. Die Geſellſchaft ſei heute im entfernteſten Theile des Gartens unter dem neuen Zelt verſammelt, ſagte der Diener.

„Das iſt auch eine Liebhaberei des Grafen," erzählte, indem ſie den Garten durchwanderten, Frau Werl, „immer friſche Anlagen zu machen, und man muß zugeben, daß er ſehr viel Geſchmack hat."

Ida hatte nie einen ſo reizenden Aufenthalt geſehen, der, wie dieſer, das Elegante mit dem Phantaſtiſchen verband. Immer waren ihr die kleinen Obſt- und Blumengärtchen, die angelegten Promenaden unausſtehlich geweſen, und der wilde Bergwald ihr einzig lieber Spaziergang. Hier trat ihr zuerſt die reiche Poeſie eines geordneten Pflanzenlebens in den ſchönſten maleriſchen Formen entgegen. Das ſchneeweiße, in klaren Verhältniſſen erbaute Landhaus lehnte an eine Parthie von hohen dunkeln Linden. Aus dem Gartenſaal trat man in einen weiten Kreis von Aloen und blühenden Orangenbäumen. Der Garten zog ſich wohl eine halbe Stunde weit dieſſeit und jenſeit eines kleinen Flüßchens bis zu einem Dorf, das zu der ganzen Anlage zu gehören ſchien.

Durch Arkaden von Clematis und wilden Wein, an den ſchönſten Blumenparthien, Springbrunnen und Volièren entlang erreichten Ida und ihre Beſchützerin das Zelt, wo eine große

Verſammlung von Herren und Damen ſo vertieft in ſcherzende Geſpräche waren, daß ſie die unſcheinbaren Geſtalten der beiden Ankommenden gar nicht zu bemerken ſchienen. Der Graf war eben mit einigen Perſonen zu einem andern Theile des Gartens hin gegangen. Seine Schweſter, die die Fremden empfing, bot zwar der Nachbarin einen Platz an ihrer Seite an und unterhielt ſich ſehr zuvorkommend mit Ida, doch ſo oft ein neuer Wagen herbeirollte, gab es neues Begrüßen, Vorſtellen ankommender Gäſte, wobei die beiden einzigen bürgerlichen Perſonen am Tiſche nie das gedrückte Gefühl des Verlaſſenſeins los wurden. Die Dame des Hauſes hatte zwar Takt genug, ſich in jedem freien Moment zu ihnen hinzuwenden und ein Geſpräch anzuknüpfen, doch konnte ſie nicht füglich die Rückſicht, die ſie einem großen Kreiſe ſchuldig war, auf zwei Perſonen allein concentriren. Die Andern waren zu egoiſtiſch, um ſich einen Augenblick in ihrer Bequemlichkeit ſtören zu laſſen. Man ſchwatzte mit den Bekannten und beachtete die Verlegenheit der beiden Fremden nicht, die, nachdem ſie ſich eine kleine halbe Stunde lang leiſe unter ſich von der ſchönen Natur unterhalten hatten, die günſtige Minute erhaſchten, um ſich zu empfehlen.

Draußen athmete Ida ſchwer auf und wollte eben gegen ihre Beſchützerin das Gelöbniß ausſprechen, nie wieder dieſe ſchwüle Atmoſphäre zu beſuchen, als ein Mann, den ſie für den Ober-gärtner hielt, raſch vor ihnen hin über eine Brücke ſchritt, ohne ſie zu ſehen. Er war ſehr luftig in hellgrauen Stoff gekleidet und trug einen großen Strohhut tief in die Stirne gedrückt.

„Welch ein merkwürdig ſchönes Geſicht iſt das!“ ſagte Ida.

„Ich dachte, ſolche gäb' es nur im Antiken-Muſeum, nicht in der Wirklichkeit."

„Ei, das iſt ja der Graf," lachte Frau Werl; „nun, eine Antike iſt er freilich, wenn er ſich auch trägt wie ein junger romantiſcher Maler."

Verwundert hörte Ida, daß der Mann, dem ſie kaum vierzig Jahre zugetraut hatte, mindeſtens acht und fünfzig alt ſein müſſe. Es war eine jener unverwüſtlichen Männerſchönheiten, die als Greiſe noch bezaubernd ſein können. In der Jugend höchſt ſchmächtig, hatte er durch die Jahre eine kräftige Fülle geliehen erhalten, die nirgends über das reine Ebenmaaß hinausſchwankte. Das Profil mit der Adlernaſe, den graziöſen feingerundeten Lippen über dem etwas vorſtrebenden Kinn war wirklich majeſtätiſch. Während die entſchieden blauen oder ſchwarzen Augen meiſt im Alter eine trübere Farbe annehmen, hatten ſeine, von einem dunkeln Grau, eine geiſtige Klarheit bekommen, die ſeinem Blick etwas Hinreißendes, Unwiderſtehliches gab.

„Welch ein unermeßlicher Vorzug iſt ein ſchönes Geſicht," ſeufzte Ida; „dieſem völlig Unbekannten traue ich ſogleich ein Verſtändniß alles Großen und Schönen zu, blos weil er ſo ſehr geſcheidt ausſieht. Wäre ich ſchön, oder hätte ich nur irgend etwas Impoſantes in Miene und Geberde, ſo hätte mich in dem Kreiſe, den ich mit gepreßtem Herzen verlaſſen, gewiß Einer oder der Andere angeredet, während Niemand daran denkt, daß hinter einem blaſſen Geſicht und einer gebückten Stellung auch eine Seele wohnt."

Nach einigen Tagen kam eine freundliche Einladung an die

Amtmannsfamilie und deren Gast, einen stillen Abend beim Grafen Selvar und den Seinigen zuzubringen.

„Gott sei Dank, es ist ein Regentag," sagte Frau Werl, „da bleiben wir wohl allein drüben."

Und so war's auch. Außer der verheiratheten Tochter des Grafen und deren Gemahl kam Niemand weiter. Der Amtmann, ein sehr munterer alter Herr, mit dem Selvar gerne verkehrte, hatte ihn mit Ida's Verhältnissen und Aussichten bekannt gemacht, indeß diese mit der jungen Gräfin über Bellini und Donizetti disputirte. Gleich den meisten aristokratischen Damen liebte die Gräfin diese beiden Componisten über alles Maaß, und fand Alles von ihnen magnifique, superbe u. s. w.

Ida hielt ihr die große Armuth der modernen italienischen Compositionsweise entgegen. Sie erinnerte sie an die immer wiederkehrenden süßlichen, charakterlosen Melodien, unfähig, das höchste Entzücken, wie den tiefsten Seelenschmerz auszudrücken; an die Ansätze zu Kraftstellen, die stets affectirt und lächerlich erschienen und durch die mindeste Parodie sogleich in ihrer ganzen Blöße aufgedeckt würden; an den monotonen Marschrhythmus; an die Harmonie, die in zwei oder drei verwandten Tonarten im Kreise läuft, wie im Tretrad, und an die totale Nichtigkeit der Begleitung und der Zwischenspiele.

„Und dennoch entzückt diese Musik alle Welt," sagte die Gräfin, „man hört und singt sie mit Vergnügen alle Tage, während man bei einem Oratorium von Bach oder Händel vor Langeweile einschläft."

„Wer sich bei diesen Meistern langweilen kann," erwiederte

Ida, „dem traue ich überhaupt keinen Kunſtſinn zu. Es iſt vielleicht eine Trägheit des Denkens in vielen muſikaliſch begabten Menſchen, die ſie verlockt, ſich mit halbem Ohr und halber Seele dem ſinnlichen Reiz einer ſchmeichelnden Melodie hinzugeben, ohne Rechenſchaft zu verlangen, ob dieſes die wahre und edle Kunſt iſt. Könnten Sie ſich einmal überwinden, Frau Gräfin, den Gang jeder Einzelſtimme in einer Bach'ſchen Fuge aufmerkſam zu verfolgen, oder eine Sonate von Beethoven ſo zu ſtudiren, daß Sie die Unendlichkeit ihrer Tiefe empfänden, Sie würden nach ſolch einem geiſtigen Genießen gar nicht mehr zu jener faden Spielerei mit Tönen zurückkehren mögen."

Die Gräfin lachte und meinte, wozu ſie ſich denn die Mühe eines anſtrengenden Studiums geben ſolle, wenn die leichte Muſik, die ſie von ſelbſt begriffe, eben ſo angenehm klänge. „Das mag für die gelehrten Muſiker ſein," fügte ſie hinzu, „die den ſogenannten Contrapunkt verſtehen. Für uns genügt eine Melodie, die oben liegt und die vom Baß und den Mittelſtimmen nicht weiter behelligt wird. Die künſtliche Ausarbeitung iſt nur Schuld, daß man das Schönſte nicht mehr klar verſteht. Es iſt gewiß Zeichen eines feinern Geſchmacks, daß die Italiener ſo elegant und einfach componiren."

Der Graf erinnerte jetzt, daß die Zuhörer ſich viel beſſer an wirklicher Muſik, als am Geſpräch darüber, ergötzen würden, und bot Ida den Arm, um ſie ans Clavier zu führen.

Ida wählte Hummel's Es-Dur-Phantaſie, ein Stück, das auf der letzten Grenze desjenigen Gebietes ſteht, welches ein an Sebaſtian Bach gewohnter Spieler nicht überſchreitet, und deſſen

anmuthige Verzierungen andererſeits noch eben im Stande ſind, einen Bellini-Fanatiker zu verſöhnen.

Ida's Vorzüge als Spielerin waren beſonders groß in mannigfaltigen Schattirungen des Vortrags. Ward ſie hie und da in Fertigkeit der Finger übertroffen, ſo blieb ſie doch unnachahmlich in dem Intereſſe, das ſie durch die freie Entfaltung ihrer eigenthümlichen Auffaſſung einem Tonſtück zu geben wußte, ſo daß es bald wie ein Drama, bald wie ein Bild erſchien, wobei ſie dennoch nie die Schranken überſchritt, die der Wille des Componiſten vorſchrieb. Kam ſie in Feuer, ſo beflügelten ſich ihre Finger, die Wangen rötheten ſich und das ſchwarze Auge leuchtete auf.

Selvar betrachtete ſie während des Spiels und wunderte ſich über die Veränderung ihrer Züge, die ihm vorher ſo unbedeutend erſchienen waren. Fein und klug wußte er ihr, als ſie aufſtand, die üblichen Schmeicheleien in einer ganz neuen Weiſe zu ſagen, ſo daß ſie mehr wie eine Beurtheilung, die er an die Anweſenden richtete, und nicht wie Complimente klangen.

„Verſteht denn Ihr Mund auch ſo zu ſingen, wie Ihre Finger?“ fragte er.

„Der Geſang iſt mein Fach nicht, doch ſinge ich gerne Lieder, deren Text meiner Stimmung entſpricht; aber die kann ich nur gut vortragen, wenn ich allein bin; vor Zuhörern glaube ich mein Innerſtes zu verrathen, wenn ich ausdrucksvoll ſinge.“

„Das iſt eine zu unkünſtleriſche Geſinnung, als daß ich ſie Ihnen zutrauen könnte.“

Nach einigen Weigerungen, die ihr übrigens ganz ernſt gemeint waren, ſang Ida mit einer vollen tiefen Altſtimme einige

überaus ſchöne Volkslieder fremder Nationen, deren Ueberſetzungen in dieſem Kreiſe noch unbekannt waren.

Selvar war völlig hingeriſſen; ſeine von den Jahren nie herabgeſtimmte enthuſiaſtiſche Natur verleitete ihn zu Ausdrücken der Bewunderung, welche eben ſo begeiſternd auf die Sängerin zurückwirkten. Die verſchloſſene Gluth ihrer Seele machte ſich Luft in ſchmelzenden, jubelnden, verzweifelnden und ſchalkhaften Liedern, und Blitz auf Blitz entzündeten dieſe noch nicht ganz erloſchene jugendliche Empfindungen im Herzen ihres Zuhörers. So unerſchöpflich ihr Gedächtniß, ſo unerſättlich war er im Belauſchen ihrer ſchönen Lieder. Den Andern ward es denn doch endlich zu viel. Erſt hatten ſie mit um Mehr gebeten; dann zogen ſie ſich aus dem Kabinet, worin das Clavier ſtand, in den anſtoßenden Salon zurück, um verſtohlen neben der Muſik des Plauderns zu genießen. Dort wurden Lampen herein gebracht. Der Graf verbat das Licht als die reine Wirkung der Muſik ſtörend. Nur durch ein geöffnetes Gartenfenſter blickte zwiſchen duftenden Orangenbäumen der aufgehende Mond herein, und vom Waſſerfalle her rauſchte und plätſcherte es zu dem ewig rührenden, zauberreichen Liede von Goethe:

Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz.

Jetzt ſtand Ida auf, weil ſie fürchtete, Frau Werl möchte es tadeln, daß ſie ſich zu ſehr von der Geſellſchaft iſolire. Raſch ergriff der Graf noch in der Thüre ihre Hand, drückte dieſe auf ſein Herz, nannte ſie: „liebe, holde Freundin!“ und ſprach mit

ſchmeichelnden Lauten ihr aus, wie ſie ſeine liebſten Träume aus der Verſchollenheit alter Zeiten neu heraufbeſchworen, und wie ihrer Stimme eine Wundergewalt über ſeine Seele verliehen ſei, die er ſich nicht erklären könne.

Bei der Abendtafel war Ida zerſtreut und verlegen. Kein Gedanke erſchien ihr gut genug, um ihn ihm gegenüber auszuſprechen. Der Witz verſagte ihr, wenn ſie in ſeine mächtigen Augen blickte, die er ernſt und zuverſichtlich auf ſie gerichtet hielt.

Ida's Umgang war ſeit ihrer Kindheit auf ſehr ſpießbürgerliche Perſonen beſchränkt geweſen. Eine Ausnahme machte ihr Vormund und ihr Muſiklehrer. Das Publikum der jungen Männer in ihrer Heimath beſtand meiſt aus Handlungsbefliſſenen oder angehenden Landwirthen. Dachte ſie jetzt an die Wenigen zurück, die ihr einſt vorzüglich gebildet und angenehm erſchienen waren, oder deren Artigkeit ſie in eine kleine Aufregung verſetzt hatte, ſo ſchämte ſie ſich vor ihr ſelber. Wie äſthetiſch waren alle Bewegungen, wie ruhig der langſame Sprachton des vornehmen Mannes; welch eine furchtſame Ehrerbietung flößte ſeine edle, prachtvolle Erſcheinung ihr ein! Und dieſer Mann mit der Königsmiene hatte ihre Hand an ſein Herz gedrückt, ſie ſeine liebe, holde Freundin genannt. Alſo hatte auch er denſelben Zug zu ihr in ſeinem Herzen empfunden, wie ſie zu ihm; ſo glaubte ſie mit ſchauerndem Entzücken.

Nie an Verſtellung gewöhnt, bemühte ſie ſich nicht im geringſten, ihre Aufwallung zu verbergen. Daheim ſaß ſie ungeſprächig, oft völlig ſtumm, und ſchaute nach dem weißen Hauſe hinüber, ward glühend roth, wenn der Graf erſchien, und zitterte

merklich, als er heraufkam, sie zu besuchen. Frau Werl durchschaute bald ihr Gefühl, und setzte sich eifrig vor, sie von einer so unnatürlichen Narrheit zu kuriren; denn so sah sie die Leidenschaft eines jungen Mädchens zu einem Manne an, der bei aller Liebenswürdigkeit doch immer dem Greisenalter nahe stand.

Sie erzählte Ida eine Menge von Liebesgeschichten, die er der Sage nach während und nach seiner Heirath durchlebt haben sollte, und warnte, daß sie sich nicht lächerlich machen möchte, indem sie einen zu großen Werth auf seine Freundlichkeiten legte. Das immer wiederkehrende Thema ihrer Tischreden, in welche der Amtmann, wenn auch weniger rigoristisch, mit einstimmte, war: „Selvar ist eine männliche Coquette und um so gefährlicher, weil er nicht selber kalt bleibt. Aber nur so lange dauert seine Begeisterung, bis er merkt, daß er einen tiefen Eindruck gemacht hat; dann ist seine Eitelkeit befriedigt, und er ist wieder kalt höflich und verbindlich, wie immer. Und was begeistert ihn nicht Alles! Schönheit, Talent, Eleganz und geniale Nachlässigkeit, was nur irgend auffallend ist. Am längsten fesselt ihn ein kalter, witziger, minutiöser Verstand. Wenn er diese vornehmen Eigenschaften einmal in seiner Umgebung entbehren muß, so läßt er sich auch wohl herab, dem Talent im Kattunkleidchen zum Spaß den Hof zu machen.“

Von all diesem glaubte Ida natürlich nichts, und sah nur die Absicht ihrer Freunde hindurch. Die Schilderung war auch wirklich nicht in dem Maaße wahrhaft, als sie wohlmeinend gegeben wurde. Es war ein Kern in der Begeisterung für das Hohe, Geistige, bis zum äußerlich Anmuthigen hinab, welche

Selvar den Frauen gegenüber empfand. Allerdings wehte ein Anflug von Eitelkeit und vornehmer Leichtfertigkeit drüber hin, doch dieſe waren *nicht* der Grundinhalt, und jenes liebevolle Element eben ſo wenig eine bloße Färbung.

Die jetzt ſehr häufigen Einladungen des Grafen lehnte der Amtmann unter allerlei Vorwänden ab, konnte aber nicht hindern, daß er deſto häufiger ſein Haus beſuchte und ſich unbefangen neben Ida ans Clavier ſetzte. Es ward für Frau Werl unmöglich, dasjenige conſequent durchzuführen, was ſie ſich zur Pflicht gemacht hatte: nie einen Augenblick das Paar allein zu laſſen, damit, wie ſie es platt ausſprach: „der alte Roué nicht vollends dem unerfahrenen Mädchen den Kopf verrücke.“ Nur zu oft fand ſich eine unbewachte Minute, wo er ihr einen neuen Funken in die Seele werfen konnte, den ſie in der Einſamkeit Tagelang nährte.

Ihre erſte Sorge ward jetzt, ſich der Tyrannei ihrer Beſchützerin zu entziehen, deren ſtetes Verunglimpfen Selvar's ihr unausſtehlich erſchien. Sie erklärte, ſie wolle ihren Beruf als Lehrerin nun endlich friſch antreten. Raſch hatte ſie eine Wohnung in der Stadt gemiethet, und da ſie durch die bekannte Vorliebe ihres Freundes einmal der vornehmen Welt intereſſant geworden war, ſo drängte man ſich dazu, von ihr Unterrichtsſtunden zu erhalten.

Nun begann eine neue Lebensordnung, in die ſich Ida ſehr ſchwer hineinfand. Jedes große muſikaliſche Talent muß im Lehrerberuf anfangs eine Periode der Verzweiflung überwinden. Alle freie Zeit, die Ida ehemals dem Studiren der trefflichſten Werke gewidmet hatte, wurde nun durch größtentheils talentloſe Schüler aufgezehrt, die gar zu gerne ſchwere Compoſitionen

ſtotterten, zu denen ſie nicht befähigt waren. Ihr ſelbſt ging noch die Mäßigung und Routine ab, die ein Muſiklehrer vor Allen braucht, um nicht aus übelverſtandener Pflichttreue den Schüler auf einmal mehr zu lehren, als er binnen einer Stunde begreifen kann. Nun kam das Schwerſte hinzu: ihr Gemüth war von einem andern Intereſſe ganz erfüllt, und wenn ſie ſich bewußt ward, daß ſie die Schülerin gedankenlos hatte weiter ſpielen laſſen, weil ſie in ihren Träumen bei dem ſchönen Freunde drüben in Waldheim war, ſo ſchreckte ſie zuſammen und verdoppelte ihre Aufmerkſamkeit. Mitten im Streben, jene Gewiſſensloſigkeit wieder gut zu machen, ward ihr von neuem die Seele entführt. Erſchöpft kam ſie nach Hauſe, und warf ſich in die Sofaecke, um endlich ungeſtört an ihn zu denken; dann ſcheuchte der Trieb Neues zu lernen ſie wieder auf, und mit unglaublicher Anſtrengung zwang ſie ſich, die wenigen Stunden, die ihr bis zur Nacht blieben, redlich auf ihre Fortbildung zu wenden. Aber alle Vorſätze zerriſſen, wenn der Wagen des Grafen draußen hielt, um ſie nach Waldheim zu führen. Dieſe Einladungen waren für ſie unwiderſtehlich, und doch kam ſie nie zu einer reinen Seelenſtimmung, wenn ſie ihnen gefolgt war.

So ſehr ſie ſich ihrer alten Beſchützerin entfremdet hatte, hielt ſie ſich doch verpflichtet, ſie jedesmal zu beſuchen, ehe ſie das Haus der neuen Freunde betrat. Dann konnte Frau Werl ſich's nie verſagen, die junge Künſtlerin, die ſich ihrer Botmäßigkeit entzogen hatte, mit einer Warnung oder einem Spott zu quälen, der ihr den Abend verbitterte. Selten ward ihr der Erſatz eines einſamen, recht herzlichen Geſprächs mit Selvar; denn die junge

Gräfin, ſeine Tochter, ließ es abſichtlich nicht dazu kommen. An flüchtige leidenſchaftliche Zuneigungen des Grafen zu dieſer oder jener Weltdame war ſeine Familie gewöhnt und fand ſie ganz in der Ordnung. Hier aber drohte ein ernſtlicher Ausgang, weil die Leidenſchaft mit jugendlicher Heftigkeit erwiedert ward.

Dieſe Beſorgniß war indeß ungegründet; denn ſo ſehr Selvar manche kleine Neckereien ſchmeichelten, es ward ihm doch etwas ängſtlich dabei, wenn er an Ida's geringe Selbſtbeherrſchung und an ihre Weltunkenntniß dachte. Stets war er in Gefahr, daß ſie ſich durch eine unverhohlene Liebesäußerung vor Menſchen verrieth, die darüber witzelten, während er ſelbſt in den Schranken der Klugheit blieb. Darum ward er immer ſparſamer mit Ausdrücken der Leidenſchaft, und ließ ſich nur in ſolchen Stunden den Zügel ſchießen, wo er ſicher war, daß ihm Zeit blieb, ſeine Enthuſiaſtin wieder zu beruhigen.

Die Muſik war hierzu die beſte Vermittlerin. Ida's eigene Seele lechzte nach geiſtiger Nahrung, wenn ſie einen Tag lang die muſikaliſchen Fadaiſen ihrer Schülerinnen durchgeſtanden hatte. Ihre geliebten Melodien waren ihr nun zugleich Liebesſprache geworden. Selvar fühlte es, wie ſie mit der höchſten Gluth ihres Vortrags ihm ihr ganzes Sein zu Füßen zu legen ſtrebte. Nichts Leichtfertiges lag in dieſem Spiel mit den Tönen. Indem ſie nur das Edelſte, was die Kunſt im leidenſchaftlichen Styl geſchaffen, zum Ausſprechen ihrer Gefühle erwählte, erſchienen dieſe dichteriſch verklärt und geadelt.

Wie ein Donnerſchlag traf es ſie, als Selvar ihr vorſchlug, Variationen von Herz über ein Thema von Roſſini einzuſtudiren.

Er hatte ſie in einem Concert gehört und war davon ungemein entzückt.

Die junge Gräfin, die bemerkte, wie Ida ſtutzte, fiel ein: „Man iſt doch endlich des langweiligen Beethoven müde, und Ihr Repertoire würde durch etwas Mannigfaltigkeit ſehr gewinnen.“

Ida ſprach mit gewohnter Heftigkeit ihre Verachtung aller bloßen Variationen-Schmiede aus, und erklärte, daß Herz in der Kunſt auf der unterſten Stufe ſtehe, ja ſtreng genommen er und ſeines Gleichen gar nicht mitzählten.

Der Graf wollte begütigen: „Meine Freundin,“ ſagte er ſanft, „Sie ſind allzu extrem. Man muß gegen alle Leiſtungen gerecht ſein. Ich höre ſehr gerne Beethoven, aber Roſſini macht mir eben ſo viel Vergnügen. Vollkommen liebenswürdig würden Sie handeln, wenn Sie mir zu Liebe jetzt die moderne italieniſche Muſik eben ſo eifrig ſtudiren wollten, als ich Ihnen bisher treu in die Labyrinthe der claſſiſchen deutſchen gefolgt bin.“

Ida war einen Augenblick erſtarrt. Dann ſagte ſie: „Heißt das nicht: laß das Schlechte gelten, ſo wollen wir tolerant gegen das Gute ſein?“

Die junge Gräfin entgegnete ſpitz: „Auch das größte Talent verliert an Werth, wenn einem Künſtler die Beſcheidenheit abgeht.“

Ein mißbilligender Blick ihres Vaters ließ ſie ſchnell abbrechen. Er hatte ſich zwar auch durch Ida's Aeußerung verletzt gefühlt, doch ſah er eher eine ihr längſt verziehene geſellſchaftliche Unbildung darin, die er durch ſeinen Einfluß mehr und mehr abzuſchleifen hoffte.

Ida hatte die Augen voll ſchwerer Thränen. Selvar bot ihr

einen Spaziergang durch den Garten an. Es war ſchon herbſtlich kühl geworden; die abfallenden gelben Blätter mahnten an den baldigen Heimzug in die Stadt. Selvar bat Ida, dort ſein Haus wie das eines Vaters anzuſehen, und dabei drückte er ihren Arm noch zärtlicher an ſeine Bruſt, als ein Vater gethan hätte. Ida hatte ſich ſchon im Stillen gelobt, ihm zu Ehren als höchſtes Liebesopfer die verhaßten Variationen einzuüben, obſchon ſie ihre muſikaliſche Religion dabei verläugnen mußte. Sie ſpiegelte ihrem Gewiſſen vor: „Wer weiß, ob nicht auch dieſe Art von Muſik ihren Zauber beſitzt, der nur demjenigen ewig verſchloſſen bleibt, der ſich nicht mit Kindesglauben hinein verſenkt. Ich habe nie ein ſolches Stück geduldig bis zu Ende geſpielt, es gleich nach den erſten Seiten weggeworfen; eine affectirte Paſſage reichte hin, mir eine ganz anmuthige Melodie, die vielleicht nicht ohne Seele war, zu verleiden. Eben ſo ungerecht habe ich ja einem Menſchen mit modiſcher Friſur bisher keinen großen Gedanken zutrauen können.“

Dieſem Gedankengange ſchloß Selvar unbewußt noch einige Bemerkungen an, die Ida in ihrem Toleranzentſchluß beſtärkten. Er ſagte: „Sie haben in Ihrer ſchönen Begeiſterung mich ſo oft überzeugt, daß Ihr Gluck, Ihr Händel und Ihre anderen Abgötter die heiligſten Menſchengefühle, das größte Geſchick, das Sterbliche treffen kann, uns in Tönen wieder erſchließen. Aber wie wenige Menſchen haben Ungeheures erlebt oder ſind befähigt, es zu verſtehen. Wie fern liegt uns die Sympathie für eine Armida, eine Alceſte! Dieſe Fabelweſen haben kaum einen Anſpruch an unſer Mitgefühl, und wir müſſen uns vorher in eine erhöhte Stimmung

ſchrauben, die wir unmöglich jeden Abend zur Theeſtunde heraufbeſchwören können. Sollen wir Salonmenſchen mit unſeren Salonſchmerzen, die wahrlich oft nicht geringer ſind als die eines zerſchnürten Herzens, ſollen wir völlig unberechtigt ſein, eine Kunſt zu kultiviren, die eben unſere Leiden ausſpricht? So wie die feine Sitte, die Grazie der äußern Erſcheinung jeden rohen Ausbruch der Leidenſchaft verhüllt, ſo umſchleiern Roſſini's und ſeiner Nachfolger reizende Fioriturен die tieferen Ausdrücke eines Wehegefühls, das uns ohne dieſen Schmuck peinlich afficiren würde."

Ida begann zu Hauſe die Variationen, und war nach zwei Tagen über die Wahrheit im Reinen, daß es leichter iſt, für ein geliebtes Weſen ſich in Lebensgefahr zu ſtürzen, als eine täglich ſich erneuende Widerwärtigkeit zu ertragen: ein Opfer, das von demjenigen gar nicht als ein ſolches anerkannt wird, dem man es mit blutendem Herzen darbringt.

Während der größere Theil gediegener Muſikſtücke einem geübten Spieler wenig techniſche Schwierigkeiten in den Weg wirft, und er ſogleich den Genuß ihres geiſtigen Inhalts gewinnt, der ſich beim jedesmaligen Durchſpielen ſteigert, tritt das Gegentheil bei der Salonmuſik ein. Eine oberflächliche Melodie, die man ſogleich auswendig behält, muß man Tagelang unermüdlich wiederholen, weil die abſurden Sprünge und Zierrathen, die ihr zugeſellt ſind, in der ungeheuerſten Raſchheit blindlings getroffen werden müſſen. Auch ein Virtuoſe erſten Ranges wendet mindeſtens einen Monat Zeit an das ſchwierigſte moderne Concertſtück.

Ida verzweifelte an der dritten Variation. Sie ſaß mit heißen Unmuthsthränen am Clavier, weil ſie ſich gelobt hatte, ſie

durchzuführen. Ihre wenigen Mußestunden vergingen, ohne daß die Sprünge merklich rascher und reiner gelingen wollten. Dieses Geklimper lag ihr zu fern; sie hätte eher das ganze „wohltemperirte Klavier" vom Blatt gespielt. Nun sah sie von weitem drohen, daß es bei dieser einen Anforderung nicht bleiben werde, daß, je glänzender sie dieß erste Stück vortrüge, allen Rondo brillants, Fantaisies sur des themes favoris, ja dem ganzen parfümirten Verlage von Schott's Söhnen in Mainz die Schleußen so viel weiter eröffnet würden. Ihr treuer Erard'scher Flügel erschien ihr profanirt, und nachdem sie den „Henri Herz" erst in eine Ecke geschleudert, und dann erschrocken als ein Geschenk des Geliebten wieder aufgehoben, geküßt und sanft auf den Tisch gelegt, nahm sie die „chromatische Fantasie" hervor und entsühnte damit die Saiten.

Plötzlich fuhr's ihr durch den Sinn: „Dieß Opfer ist nicht durchzuführen und kann gar nicht von mir verlangt werden. Wäre ich über die volle Tageszeit Herr, wie sonst, so wendete ich ein paar Stunden an diese Monstermusik, und erholte mich nachher am Vortrefflichsten. Aber jetzt, da ich sechs Stunden unterrichte und fast jeden Abend in Waldheim zubringe, muß ich geistig verschmachten, wenn mir die wenigen Mußestunden geraubt werden. Er wird das begreifen, wenn ich ihm schildere, wie dieser Henri Herz mich ums Leben bringt. Aber das Andere kann ich: italienische Opern singen lernen. Die kosten weniger Zeit und machen ihm eben so viel Freude."

Sie ließ sogleich Bellini'sche Arien holen und versuchte sie in der modernen Prima-Donnen-Manier zu singen. Fast mußte sie

über ſich ſelbſt lachen; denn ſie kam ſich vor, als probire ſie eine Maskeraden-Toilette.

„Wie kann Selvar glauben," rief ſie, „daß ſolche Karrikaturen wirkliche Liebe und wirklichen Schmerz ausſprächen! Nur Lüge und Affectation iſt in dieſer Muſik, und was ſollen wir von den vornehmen Empfindungen der Salonmenſchen Beſſeres halten, wenn ſie ſagen: das iſt unſere Sprache. Und Alceſte, Iphigenie ſollen nicht mehr von der Gegenwart verſtanden werden können? Was iſt denn ewig und allen Generationen aufgeſchloſſen, wenn nicht die geheiligten Triebe der Eltern-, Gatten- und Geſchwiſterliebe, für die Gluck die wahrhafteſte und einfachſte Sprache gefunden hat? Der Stolz und die Hingebung Armiden's, leben ſie nicht neu in jedem Herzen auf, das von der Leidenſchaft für die Schönheit nach verzweifelten Kämpfen überwältigt wird!"

„Ach, wer vertilgt ihn wohl von des Daſeins Spur," ſtimmte ſie an, und vertiefte ſich ſo ſehr in die Rolle Armiden's, daß ſie das Klopfen an der Thür überhörte und plötzlich Selvar neben ihr ſtand.

Es war das erſte Mal, daß er ſie in ihrer Wohnung beſuchte. Bisher hatte er vermieden in die Stadt zu kommen; nun wollte er beim Vertauſchen ſeines Landgutes mit dem Winteraufenthalt ihr einige Zimmer ſeines Hauſes anbieten, wo ſie unter dem Schutze ſeiner Familie, wie er ihr vorſtellte, ſchicklicher in der großen Stadt exiſtiren könne, als ſo allein bei fremden Menſchen.

So reizend es Ida erſchien, mit ihm unter einem Dache zu leben, ſo ſüß ſie ſich dort in ein innigeres Verhältniß zu ihm geträumt hätte, — in welches, war ihr ſelbſt nicht klar, — ſo

hatte sie doch eine unnennbare Scheu, von ihm etwas anzunehmen, das nur den Schein eines Geschenkes gehabt hätte. Liebe und geistige Gaben konnte sie erwiedern, aber womit sollte sie die verschwenderische Gastfreundschaft des Reichen lohnen, als indem sie ihr Talent dem Salon dienstbar machte? Ihn wollte sie zu jeder Stunde damit erfrischen, wenn ihm die durchgenossene Welt schaal erschien, aber eben aus dieser faden Welt heraus strebte sie in kindlicher Unschuld ihn zu reißen, in den geweihten Tempel eines überirdischen Daseins, wie ihr die Musik erschien.

Nachdem sie entschieden Selvar's Anerbieten abgelehnt hatte, legte sie ihm alles, was sie heute über gute und schlechte Musik gedacht hatte, in wohlgeordneten Beweisen vor. Sie führte abwechselnd Beispiele von Gluck und Bellini sogleich praktisch auf dem Clavier aus, und meinte, heute oder nie werde sie ihn überzeugen.

Statt dessen entfremdete sie sich seiner Neigung, da er diese Hartnäckigkeit in einer Sache, die ihm nicht bis zu solchem Grade wichtig erschien, höchst unliebenswürdig fand. Sein Verstand war ihren Beweisgründen keineswegs verschlossen, aber er hielt ihren Standpunkt für ganz einseitig, da sie exclusiv nur wenige Componisten gelten ließ, welche die wahren Kunstforderungen erfüllt hätten. Mehr noch als ihr unerschöpflicher Liederquell hatte ihn die unverhohlene Liebesglut entzückt, die ihm aus ihren tiefen schwarzen Augen, aus dem Erröthen ihrer jugendlichen Wangen entgegenblitzte. Seit langen Jahren hatte er keine so unverstellte Leidenschaft mehr geweckt, und in einer so klaren ächten Mädchenseele. Jetzt, da es ihr unmöglich war, ihm ein Opfer zu bringen, das er nur als eine Gefälligkeit in Anschlag brachte, begann er

an ihrem Gemüth und zugleich an ihrer Bildungsfähigkeit zu zweifeln. Innerlich verſtimmt, aber mit einer ſehr höflichen Ausrede, brach er ab, küßte ihre Hand und ging, als im ſelben Moment Frau Werl zur Thüre hereintrat.

Dieſe hatte Selvar's Anſtalten zum Umzug aus Waldheim beobachtet und ſich verpflichtet, noch einmal den ehemaligen Schützling vor der ihm jetzt drohenden zwiefachen Gefahr zu warnen.

„So, ſo," fing ſie an, „der Herr Graf iſt wohl hier ſchon wie zu Hauſe."

„Er war zum erſten Male bei mir," entgegnete Ida.

„Nun, da Sie alle Tage zu ihm gehen, braucht er ſich ja nicht zu Ihnen zu bemühen."

„Sie haben mich ja ſelbſt bei ſeiner Schweſter eingeführt und wiſſen, daß ich dem Einfluß dieſer Familie meine ganze Stellung hier verdanke; wie kann ich anders, als mich denen dankbar anſchließen, die wie für ein Kind für mich geſorgt haben."

„Und die jetzt eben ſo ſicher ſorgen, daß Sie dieſe Stellung wieder verlieren werden. Glauben Sie denn, daß die geſtrengen Mütter Ihnen länger das Lehreramt bei ihren Töchtern anvertrauen, ſobald erſt Ihr Verhältniß zum Herrn Grafen Selvar das Mährchen der ganzen feinen Geſellſchaft wird?"

„Und wie kann man denn ein Verhältniß zu meinem väterlichen Freunde mißdeuten?"

„Ein ſchöner väterlicher Freund, der Ihnen den Hof macht, wie er vor Ihnen einer ganzen Reihe von Schauſpielerinnen und Coquetten den Hof gemacht hat."

„Sie ſehen's nun einmal von dieſer Seite an. Ich aber

glaube, daß ſein feiner Verſtand ihn gewiß nicht mehr als die übliche Galanterie an unwürdige Gegenſtände verſchwenden ließ. Was mich betrifft, ſo bin ich ſeiner wahren Theilnahme längſt gewiß."

„Das iſt ja eben der Beweis, wie Sie von Ihrer thörichten Leidenſchaft verblendet ſind, daß Sie vorgeben, ihn in ein paar Monaten beſſer kennen gelernt zu haben als wir, die wir ihn ein halbes Leben hindurch ſchon beobachten. Ich bin überzeugt, daß ſeine Eitelkeit ein unverantwortliches Spiel mit Ihnen treibt."

„Eben hat er mir den Beweis des Gegentheils gegeben," ſagte Ida kalt.

Frau Werl rief eifrig: „Wie, er hat Ihnen wirklich einen Heirathsantrag geſtellt?"

Ida ſchrack zuſammen und ward bleich und roth. „Gott bewahre, welch eine wahnſinnige Vorausſetzung!" rief ſie, und hielt beide Hände vor die Augen. „Wie können Sie ein ſolches Wort ausſprechen? Der Gedanke hat auch nie von fern meine Seele berührt."

„Ach was! Ueberſpanntes Zeug, wie immer! Der einzig vernünftige Abſchluß einer Liebſchaft iſt die Heirath. Sieht man die nicht als Ziel winken, ſo bricht ein vernünftiges Mädchen den Umgang ab, ehe er ihrem Rufe geſchadet hat. Doch laſſen Sie hören, was denn Ihr vortrefflicher, weiſer und väterlicher Freund heute für Sie ausgeſonnen hat."

Ida berichtete unbefangen den Vorſchlag Selvar's, und Frau Werl brach in ein lautes Gelächter aus.

„Alſo das iſt der große Beweis von Verehrung, den Sie

von ihm erhalten haben. Nun, mit den Folgerungen, die das Publikum aus dieſer Hausgenoſſenſchaft machen würde, will ich Sie verſchonen. Aber ſehen Sie denn nicht den bloßen Egoismus aus der Zumuthung heraus, daß Sie das Amt der Hauskünſtlerin verſehen ſollen, die Clavier ſpielt, wenn langweilige Geſellſchaft da iſt, damit man die Pauſen nicht hört, die im Geſpräch eintreten; oder die die Familie amuſirt, wenn man nicht bei Laune war auszugehen; die bei Geburtsfeſten paſſende Melodien unter Dilettanten-Gedichte bringt, und im Theater die Lieblingsarien aus den neuen Opern auswendig behält und ſogleich zwiſchen dem Souper reproduzirt."

„Alles dieß wäre für einen Mann von Selvar's Bildung ein überflüſſiger Zeitvertreib. Ihm ſteht ja ohnehin zu Gebot, was dieſe Stadt an Kunſtgenüſſen bietet. Was ſollte ihn vermögen, gerade mich auszuzeichnen, wenn es nicht der Zug ſeines gütigen, wohlwollenden Herzens wäre!"

„Das iſt juſt das Gefährliche, daß wirklich ein Funke in dieß alte entzündbare Herz gefallen iſt. Sie verſtehen nur zu ſchlecht Ihren Vortheil, und dämpfen den durch Ihr Entgegenkommen, anſtatt ihn anzufachen. Das hätte mir in meiner Jugend vorkommen ſollen, ich hätte die Sache ganz anders angefangen. Dieſer Selvar hat's mit den meiſten Männern gemein: wenden wir uns von Einem ab, ſo verfolgt er uns; merkt Einer, daß unſer Herz ihm nachgezogen wird, ſo erkältet ſich das ſeine. Sobald Sie merkten, daß Sie auf dem Wege waren, ihm unentbehrlich zu werden, da hätten Sie ſich ſelten machen müſſen, und gerade dann nicht kommen dürfen, wenn er am dringendſten Sie

einlud. Dann wäre ihm endlich der Gedanke aufgestiegen: was hindert mich, mir meinen Lebensabend so hell wie möglich zu schaffen! Und er hätte alle Rücksichten über den Haufen geworfen, um Sie für immer zu fesseln. Aber nun, was braucht er sich der Mißbilligung seiner Familie, dem Spott seiner Standesgenossen auszusetzen, um ein Herz zu gewinnen, das sich ihm ohne alle Bedingungen zu Füßen wirft?"

Ida rief empört: „Welche unwürdige Rolle muthen Sie mir zu! Also den Egoismus in der Liebe, den Sie am Manne tadeln, empfehlen Sie mir als Tugend? Nein, lieber verschmäht werden, lieber lächerlich vor der Welt, als kalt berechnen."

„Halten Sie das, wie Sie wollen, nur mit dem Einen Punkte, mit dem Rufe, spaßen Sie nicht; dieß ist mein letzter guter Rath."

Mit diesen Worten entfernte sie sich und ließ Ida in einer rechten Seelenfolter zurück. Sie war an diesem Abend zu keinem hellen Gedanken fähig. Der rauhe Eingriff in ihr Liebesheiligthum hatte ihr die Reinheit der Seele getrübt. Sie war so beschämt, als hätte sie selbst und nicht Frau Werl vom Heirathen gesprochen. Ihr Clavier mochte sie nicht anrühren. Die Variationen, die sie sich gelobt hatte durch kein neues Studium zu unterbrechen, widerten sie an; ihre Lieblingsstücke konnten sie nicht trösten; denn die waren es ja, die sie mit ihm entzweit hatten, und ach, die letzte Zuflucht des wunden Herzens, sein Bild heraufzubeschwören, von Ihm zu träumen, war ihr genommen. Wohl hatte sie die Kühle und Förmlichkeit des heutigen Abschieds empfunden. Es stand etwas zwischen ihnen, und so gern sie ihn

wiedergeſehen hätte, um den böſen Zauber zu zerreißen, nach dem verwirrenden Gerede der Frau Werl wäre es ihr unmöglich geweſen, ſein Haus unbefangen zu betreten.

Dießmal vergingen einige Tage, bis ein Billet des Grafen ihr ankündigte, daß er, durch ein leichtes Unwohlſein ans Zimmer gefeſſelt, ſich ſehr nach ihrer Gegenwart ſehne.

Im ſelben Augenblick war ſie auf dem Wege zu ihm. Da ſie einige Perſonen um ſeinen Theetiſch verſammelt fand, beſchloß ſie dießmal recht an ſich zu halten und die Stimmung der Anderen gegen ſie genau zu beobachten.

Da ließ ſich denn nicht abläugnen, daß Einige mit ſpöttiſchem Lächeln einander anſahen, wenn ihr Blick ſchüchtern den Geliebten geſucht und wieder geflohen hatte; daß Andere ſie zwar fein, aber dennoch verletzend aufzogen; daß die junge Gräfin ſich mühſam bezwang, um ihre Antipathie gegen eine Perſönlichkeit im Zaume zu halten, die ihren Platz im Vaterherzen zu verengen ſchien; und daß — dieß war das Bitterſte — er mehr auf ſeiner Hut war, nicht lächerlich zu erſcheinen, als ſie zu kränken. Und ſie war tief gekränkt, daß er nicht mehr ſo hingeriſſen, ſo rückſichtslos ſich zeigte, wie an den erſten unvergeßlichen Abenden in Waldheim.

Mit jeder Zuſammenkunft ward der Riß tiefer; denn Ida verlor ihre Lebhaftigkeit und erſchien in der Geſellſchaft ſtumpf und unmuthig. Ihre Gegenwart wurde mehr ein Druck als eine Aufheiterung für den Grafen. Daheim weinte ſie unaufhaltſame Thränenſtröme ihrem ſchönen Traume nach, der ſich nicht mehr neu geſtalten wollte. Dann verzweifelte ſie an Selvar's Liebe;

dann hoffte ſie die alten Zauberformeln wiederzufinden, die ſie friſch entfachen ſollten. Hatte ſie geſchworen, ihn nicht wieder zu ſehen, ſo ward ſie des Lebens überdrüſſig, und ſie folgte bald wieder dem Zuge zu ſeiner gefährlichen Nähe. Nun wollte ſie fröhlich, gefällig, unbefangen erſcheinen, und lauſchte doch nur mit bangem Herzklopfen auf ein Zeichen der Sehnſucht, der bangen Leidenſchaftsglut aus ſeinem Munde. Aber wehe, dieß Auge blieb immer klar und freundlich, dieſe Stimme blieb mild und herzlich wie die eines Vaters, aber ſie erbebte nicht. Wurde Ida einmal von einer Erinnerung überwältigt, lockte ein Lied, deſſen Worte Selvar einſt als Dolmetſcher ſeiner heimlichen Neigung vorſichtig und nur ihr deutlich wiederholt hatte, ihr Thränen ins Auge, ſo ward er kühl-höflich und lenkte das Geſpräch auf allgemeine Dinge.

Sie verzehrte ſich in Qual. Er war unwiderſtehlich liebenswürdig geblieben, und ſie konnte ſeine Gegenwart nicht mehr entbehren. Daß ſie ihm nicht mehr gefiel, fand ſie natürlich und rechnete es ihm nicht zum Vorwurf. Sie fühlte, daß ſie nicht mehr dieſelbe war, daß ein verſtummtes, meiſt verweintes Mädchen, unfähig, ihre Stimmung zu beherrſchen, dieſen Mann nothwendig langweilen mußte. Ihre Berufsthätigkeit ward ihr eben ſo aufreibend, als der Liebeskummer. Früher ertrug ſie eine Reihe ohrenzerreißender Clavierſtunden nur in der Hoffnung des holden Abends, der die Tagelange Geduld krönen ſollte. Jetzt ſpannte jeder Mißgriff der Schülerin empfindlich ihre überreizten Nerven. In einer Stunde, als ein Mädchen, das alles muſikaliſchen Gehörs entbehrte, immer mit der rechten Hand eine Dur-

Terz zu einem Moll-Accord in der linken griff, stieg ihr ganz ernstlich der Gedanke an Selbstmord auf. „Soll man leben müssen, wenn das unser Schicksal bis ins Alter sein soll: Anhören falscher Töne und weiter nichts!“ so murmelte sie auf dem Heimweg.

Und Selvar? Er läugnete sich nicht, daß er einen Fehler gemacht, indem er einem kleinstädtisch erzogenen Mädchen dieselbe Leichtigkeit, mit seiner Liebe fertig zu werden, zugetraut hatte, als etwa der französischen Gesandtin. Doch wie tief der Pfeil gedrungen, dafür hatte er trotz der Fülle seiner Liebeserfahrungen keinen Maßstab. Er meinte, sobald er selbst die Schranken wiedergefunden, auch sie wieder durch ein beschwichtigendes, stets ruhiges Entgegentreten in das Geleise kindlicher Empfindung zu bannen. Daß der alte Meister hier gleich dem Zauberlehrling stand, erzürnte ihn fast gegen Ida, deren langsamen, melancholischen Blick er nun am liebsten vermied.

So verging der Winter, und schon im März siedelte die gräfliche Familie nach Waldheim über. Selvar verreiste auf einige Wochen mit seiner Tochter und deren Gemahl. Seine Schwester blieb allein auf dem Lande, und überwachte die Verschönerungen, die er in Haus und Garten angeordnet hatte. Ida fühlte ihr Herz, wenn es auch still blutete, jetzt leichter, als sie fast diese ganze Zeit hindurch bei der liebenswürdigen alten Dame zubrachte, die ihr dringend gerathen hatte, sich einmal kurze Ferien zu gönnen. Diese milde Seele berührte so lind, so heilend die wunde Stelle in Ida's Herzen. Sie verstand zu schonen, zu reden und zu schweigen, wenn es Noth that. Sie hatte das seltene Talent zu trösten, ohne falsche Hoffnungen zu wecken, und eben so wenig

der Liebekranken letzte arme Zuflucht, das Versinken in träumerisches Sinnen, zu stören.

Ida durchwandelte mit ihr den öden, weiten Garten, in dem auf vielen Stellen der Schnee noch nicht geschmolzen war. Der erste Hauch von warmer Luft aus dem Süden spielte ihr heute entgegen. Ein Strauch Veilchen war frisch aufgeblüht, und elektrisch durchbebte es ihr die Brust: „Nun muß sich Alles, Alles wenden!“

Da — war das nicht ein Reisewagen, der in den Hof rollte? — Ja — er kehrte wieder! Ihr Herz loderte in Flammen auf — ihm entgegen flog sie — dann bezwang sie sich und hielt den Arm seiner Schwester fest, um ihre Aufregung unter deren stillerer Begrüßung zu verbergen. Da kam noch ein zweiter Wagen; aus dem ersten stieg die junge Gräfin, welche mit einem eigenen tückischen Lächeln Ida grüßte und dann ein paar heimliche Worte an ihren Gemahl richtete, der sie auch ironisch ansah. Selvar sprang eben geschäftig und leichtfüßig wie ein Jüngling aus dem andern Wagen und hob eine sehr hübsche Dame von etwa acht und zwanzig Jahren heraus, die er seiner Schwester als ihren Gast vorstellte. Dann bewillkommte er Ida und sagte freundlich: „Sie dürfen mir dankbar sein; denn ich bringe Sie in die Nähe der größten Sängerin unserer Zeit, die Sie so oft zu hören gewünscht. Wir wohnten im selben Hôtel, da habe ich sie vermocht, hier Gastrollen zu geben, und vorher von den Anstrengungen des Winters in unserm Familienkreise zu rasten. — Hier, Madame Fioretta,“ fuhr er zu der Fremden gewendet fort, „stelle ich Ihnen einen weiblichen Kapellmeister vor.“

Die Sängerin beantwortete Ida's Gruß nur sehr flüchtig, und richtete das Gespräch sogleich wieder an die Herren. Sie theilte die Unart der meisten Bühnenkünstlerinnen, sich den Frauengesprächen unzugänglich zu machen. Sie hatte nur für den männlichen Theil der Gesellschaft Auge und Ohr, und nicht etwa darum, weil sie auf dieser Seite die tiefere Bildung voraussetzte; nein, auch mit dem ungebildetsten Manne sprach sie lieber, als mit der geistreichsten Frau.

Madame Fioretta mußte sich nach einigen Scenen, die ihr Ida vom Blatt begleitete und auf ihren Wunsch sogleich in eine andere Tonart transponirte, überzeugt haben, daß diese mindestens eine ihr ebenbürtige Künstlernatur war. Dennoch richtete sie kein Wort, kein Urtheil je an sie, noch weniger beachtete sie es im Strom ihrer Rede, wenn Ida eine Aeußerung versuchte und erschrocken wieder abbrach.

Außer Ida waren Alle von dem Wortgefecht entzückt, das Madame Fioretta bei Tische mit dem Grafen hielt und das wie ein buntes Feuerwerk schimmerte. Sie war witzig und bei ziemlicher Kälte des Herzens mit großer Geistesgegenwart begabt. Der Graf konnte sein Behagen an der kecken, philinenhaften Art der Italienerin gar nicht verbergen, und Ida sah, wie sich vor ihren Augen die Nacht immer düsterer zusammenzog, bis endlich die Stunde des Aufbruchs sie befreite.

Am andern Morgen war sie nicht mehr zu halten; endlich ließ man sie zur Stadt fahren, da alles Zureden umsonst gewesen. Die Sängerin, die sich nicht gern selbst begleitete, weil sie gewohnt war, beim Singen zu gesticuliren, stimmte aufrichtig in die Bitten

der Familie mit ein, daß Ida recht bald, recht oft wiederkommen möge. Sie verſprach es, und wollte ſich zur Erfüllung der Zuſage zwingen, weil ſie ſich den wahren Grund ihres Widerwillens nicht geſtehen mochte.

Innerlich unklar und faſt gedankenlos wanderte ſie am folgenden Nachmittage vors Thor, zwiſchen Gärten und Landhäuſern hin, die ſich von der Vorſtadt bis nahe gegen Waldheim zogen. Es dämmerte ſchon ein wenig, als ſie die Plattform des hohen weißen Hauſes blinken ſah. Zweifelhaft, ob ſie umkehren ſolle, blieb ſie ſtehen, wagte dann einige Schritte weiter, und ſtand endlich am Ufer des Flüßchens, das ſie juſt von der Stelle des Gartens ſchied, wo ſie die Fenſter des Muſikſaales ſehen konnte. Dieſe erhellten ſich von vielen Lichtern, ſie unterſchied bei der Stille des Abends die bekannten Stimmen, und bald begann nach einem ungeſchickten Vorſpiel, das die Hand der jungen Gräfin verrieth, eine der Roſſini'ſchen Lieblingsarien des Grafen, um die er Ida einige Male vergebens gebeten hatte. Madame Fioretta ſang ſie ſo, daß ſie Einen mit der ganzen italieniſchen Muſik hätte verſöhnen können. Die lang gehaltenen Töne des Adagio in der tieferen Stimmregion bebten und ſchwellten ſich von der lieblichſten Zartheit bis zur unerhörteſten Kraft. Wie ein Spiel kryſtallener Glöckchen ſchlug dann das Rondo hinein, und der Abſchluß, der im höchſten Sopran lag, ließ die Prachtſtimme der Sängerin ihren ganzen Reichthum entfalten. Kein höherer Geiſt war in dieſer Leiſtung, aber ein ſinnlicher Zauber, der auch den ärgſten Rigoriſten auf Augenblicke blenden und berücken mußte.

Ida wußte Alles, was in Selvar jetzt vorging, als wäre ſie

zugegen; was er ſagen würde, mit welchem Blick er jetzt nach den Lippen der ſchönen Sängerin hinlauſchte. Sie bog ſich über das Geländer und ließ die Thränen in den Fluß hinabtropfen. Am liebſten hätte ſie ſelbſt ſich hinuntergeſtürzt. Das Waſſer rauſchte munter vorwärts, drüben hörte ſie ein neues Vorſpiel, ſie wollte nicht länger horchen; raſch wandte ſie ſich und ging durch die Dunkelheit der Stadt zu.

Nach einer unſäglich bittern Nacht brachte ihr der erſte Sonnenblick den Entſchluß, der ſie aus ihrer Seelen-Erſchöpfung endlich errettete. Sie ordnete Alles zur Abreiſe, wohin, wußte ſie noch nicht. Erſt als ſie durch eine ſchriftliche Anzeige an ihre Schülerinnen den Schritt unwiderruflich gemacht hatte, ſchlug ſie in der muſikaliſchen Zeitung die Berichte aus verſchiedenen Städten auf, und erwählte diejenige zu ihrem Wohnort, wo die claſſiſche Muſik vorherrſchend gepflegt wird. Der ſchwere Gang nach Waldheim ließ ſich nicht vermeiden. Zuerſt nahm ſie Abſchied von Frau Werl, welche gutherzig genug war, ſie dießmal ohne Spott zu entlaſſen. Nur die Sorge ſprach ſie ihr aus, daß ſie ohne alle Empfehlungen in einer fremden Stadt ſchwerlich ſo ſchnell Glück machen werde, als hier. Das galt Ida gleich; ſie dachte: „Was iſt es dem, die Noth des Lebens zu ertragen, dem das Leben ſelbſt nur eine läſtige Gewohnheit iſt.“

Die Sehnſucht, Selvar noch einmal zu ſehen, ließ ſie vergeſſen, daß es das letzte Mal ſei. Sie traf ihn und ſeine Schweſter allein, doch erwarteten ſie Geſellſchaft. Ida wollte keinem fremden Geſicht mehr begegnen, nachdem ſie, wie ſie meinte, das ſchönſte auf Erden mit feſtem Blick lange angeſchaut und ihrer Erinnerung

auf ewig eingeprägt hatte. Sie sprach kurz aus, warum sie gekommen sei, und erregte ihren Freunden das höchste Erstaunen. Man nannte ihren Entschluß übereilt und ganz excentrisch, man wollte nicht an ihren Ernst glauben und forderte vernünftige Gründe. Den wahren Grund konnte sie nicht aussprechen, und lügen mochte sie nicht; so sprach sie statt aller Antwort nur den Dank für das wirklich Gute aus, das ihr dieß Haus geboten, und riß sich in fast ungestümer Eile los.

Als am andern Morgen früh Selvar in ihrer Wohnung nach ihr fragte, hieß es, sie sei schon am vorigen Abend mit einbrechender Nacht fortgefahren. „Sie war ein sonderbares Mädchen," dachte er; „etwas mehr kalte Besonnenheit wäre ihr zu wünschen gewesen, doch hat sie eigentlich dießmal nichts ganz Verkehrtes ergriffen, wenn sie sich doch nicht in ihre gesellschaftliche Stellung fügen konnte."

Im Spätsommer trafen sich zufällig Selvar's Schwester und Frau Werl auf einsamem Spaziergange. Fast zugleich fragte Jede die Andere: „Haben Sie noch keine Nachricht von unserer Freundin Ida?"

Die Gräfin hatte oft eine leise Besorgniß wegen Ida's Gemüthsverfassung genährt; dahingegen fürchtete Frau Werl mehr für ihre äußere Lage, und sprach darüber weitläufig mit der vornehmen Dame, welcher das Wort: Noth noch nicht eingefallen war. Erschreckt von solcher Möglichkeit mahnte die Gräfin daheim ihren Bruder, sich doch einmal zu erkundigen, was aus Ida geworden. Dieser erinnerte sich, daß ein junger Musiker, der ehedem Lehrer seiner Tochter gewesen war, in Ida's jetzigem

Wohnort eine Stelle beim Orcheſter habe, und bat dieſen ſchriftlich, die junge Künſtlerin zu beſuchen und ihm Nachricht von ihrem dortigen Ergehen zu geben.

Der junge Concertmeiſter Sohling ſaß im Kreiſe einiger Collegen, die ſich in einem öffentlichen Garten vertraulich von ihren Verhältniſſen unterhielten. Einer, der zugleich Clavierlehrer war, erzählte Anekdoten von ſeinen Schülerinnen:

„Da hatte mich neulich die Baronin zu einer ihrer muſikaliſchen Soiréen gezogen, wo ich ein paar Etüden von Chopin vorſpielte. „Bringen Sie mir dieſe Etüden doch morgen," ſagte ſie, „ich will ſie auch durchſpielen." Ich, gerade heraus, erwiedere: „Die ſind zu ſchwer, Frau Baronin, die können Sie unmöglich ſpielen!" Sie wollte aber durchaus an die Nro. 11 in Es-Dur mit den unmenſchlich weiten Griffen. Als ſie nun mit hartnäckiger Todesverachtung einen Accord ſo falſch wie den andern hinwürgte, hörte ich mit ſtummer Verzweiflung zu; da ermahnte ſie mich, ſie doch sans gêne zu corrigiren. Ich begann alſo beim nächſten Tact, jede Note zu kritiſiren; denn es kam gar keine reine vor. Da ſagte ſie gleichmüthig: „Weiter, weiter!" Und ſo wechſelte ſie ab mit: „Ei, ſo helfen Sie doch, und ſagen, wo ich falſch greife!" und: „Weiter, weiter!" Als das Stück aus war, ſagte ihr Mann, der kopfſchüttelnd zugehört hatte: „Mais c'est un diable de compositeur, ce Chopin là!"

„Wenn ich nur begreifen könnte," fragte Sohling, „auf welche Art ſich dieſe Dame bei den unmuſikaliſchen Leuten in den Ruf einer Muſikkennerin gebracht hat?"

„Nun," erwiederte der Vorige, „den Ruf halten nur die Leute oben, die sie nie spielen gehört haben. Sie hat eine fabelhafte Kühnheit im Beurtheilen."

„Leider imponirt sie damit Keinem vom Fach," sagte Sohling; „denn sie bringt seit Menschengedenken nur zwei Phrasen vor. Wird eine Sängerin gelobt, so sagt die Baronin: „Es ist nur Schade, daß sie keine Idee von Portament hat." Und ist von einem guten Clavierspieler die Rede, so wirft sie ein: „Wie kann man dieß Spiel schön finden; denn er hat ja einen schlechten Anschlag." Im umgekehrten Falle, wenn eine Anfängerin auftritt, so sagt die Baronin: „Sie kann zwar noch nicht viel, aber sie hat ein natürliches Portament, was man bei mancher großen Sängerin vermißt." Oder: „Man mag diesen Spieler tadeln, wie man will, ich finde aber, daß er einen guten Anschlag hat, und das ist die Hauptsache."

„Auch mir ist heute eine gute Probe von weiblichem Kunsturtheil vorgekommen," berichtete ein Dritter. „Ich gebe einer kleinen Engländerin Stunde, die vorher nichts als Walzer gelernt hatte. Ich brachte, wie sich versteht, die Clavierschule an die Stelle, und da klagte die Kleine ihrer Mutter bitterlich, daß der neue Lehrer sie lauter ugly pieces spielen ließe. Spielte ich dann ein solches richtig, so tröstete die Mutter: „Look, my dear child, the most ugly piece is turned in a fine piece, when it is well practised." Als ich heute zur Stunde kam, fand ich die ganze Familie um die neueste Etüde versammelt, und die Mama rief vom Clavier her mir entgegen, dieß sei aber wirklich ein so gräuliches ugly piece, daß man es der poor creature nicht

zumuthen dürfe. Sie hatten es Alle probirt, und die älteſten Miſſes, die im Hauſe für Virtuoſinnen galten, hatten es auch most ugly gefunden. Ich ſetzte mich hin und begann die Etüde, die ganz natürliche, wohlklingende Accorde hatte, — da unterbrach mich der gellende Ausruf der Mutter und aller drei Töchter: „The treblekey, the treblekey, oh dear! the treblekey!" Der alte Herr kam herbei, betrachtete das Notenheft und ſchüttelte ſich vor Lachen, indem er immer im tiefſten Baß wiederholte: „O ho, the treblekey, ho, ho, ho, the treblekey!" Zu dieſen langſam hervorgeſtoßenen Lauten klang das Gekicher der Weiber wie ein figurirter Contrapunkt in der erſten Violine zum Cantus firmus der Baßtuba, ſie wurden nicht müde, einander zuzurufen: „The treblekey, yes indeed, the treblekey!" Ich ſtand, als wenn ich in ein Narrenhaus gerathen wäre, und begriff nichts, bis mir die Eine explicirte, daß der Violinſchlüſſel auf Engliſch the treblekey heiße, und daß ſie bei jenem Stück Alle überſehen hätten, daß dieſes Zeichen auch der linken Hand vorgeſchrieben ſei. Da hatten ſie denn freilich eine hölliſche Harmonie hervorgebracht."

Ein Anderer ſagte: „Man lacht wohl über dergleichen Dummheiten, aber es bleibt doch wahr, daß ein Clavierlehrer ein gequälter Menſch iſt. Die Anfänger auf einem Streich- oder Blaſeinſtrument können nur einen einzigen Ton falſch ſpielen, indeß einer auf dem Clavier gleich eine Handvoll Diſſonanzen greift. Man ſchämt ſich vor ſich ſelbſt, daß man eine ſolche Ohrenmißhandlung um des Dings willen aushält, das Exiſtenz genannt wird bei den Philiſtern."

„Und diese Wuth, die jetzt unter die Satans-Dilettanten gefahren ist, Clavier und nur Clavier zu spielen," sagte ein Harfenist. „Alle Clavierlehrer prosperiren in dieser Stadt, während ich meine Harfe an die Weiden Babylons hängen müßte, wenn sie nicht hie und da im Orchester aus ihrer Verschollenheit ans Licht gerufen würde."

„Man kann nicht behaupten, daß es den Clavierlehrern hier so leicht gelänge," wandte der Erste ein; „ich habe als frischer Ankömmling mein Erspartes zusetzen und endlich für einen Spottpreis meine kostbare Zeit aufopfern müssen, bis ich in die Mode kam, und da ging's gut. Keiner will es mit einem ungeprüften Lehrer versuchen, und immer heißt es: Man muß erst sehen, ob sich seine Methode bewährt. Die alten ansäßigen Meister haben auch dann noch, wenn sie anerkannt faul neben den Schülern sitzen, mehr das Vertrauen, als ein junger noch Selbststrebender. Und doch sind in der Regel die letztern die eifrigsten und gewissenhaftesten Lehrer."

„Ob denn wohl die Fräulein Ida Fernhofer Stunden bekommen hat, über deren lakonische Anzeige im Intelligenzblatt wir damals so viel lachten?" fragte der Chopinspieler.

„Ich habe nichts mehr davon gehört," antwortete der Vorige. „Welche Prätension ist's aber auch, daß ein völlig namenloses Mädchen, von einem namenlosen Lehrer gebildet, aus einem Winkelstädtchen gebürtig, gerade hierher kommt, um Unterricht zu geben."

Sohling merkte auf und rief: „Denkt euch, heute erhalte ich einen Brief von meinem alten Gönner Selvar, der mir diese

Ida Fernhofer als ein Genie empfiehlt. Ich fürchte mich eigentlich, die Pathenſchaft über eine muthmaßliche Herz- und Kalkbrenner-Virtuoſin zu übernehmen, doch muß ich wohl hingehn, da ich dem Selvar'ſchen Hauſe von früher her verpflichtet bin. Weiß denn Einer, wo das Mädchen wohnt?"

Der Chopinſpieler antwortete: „Ich hätte gar nicht mehr an die Perſon gedacht, wenn ich nicht heute zufällig ihren Namen wieder geleſen hätte." Hiermit zog er ein altes Intelligenzblatt aus der Taſche, in welches er Cigarren gewickelt hatte, und reichte es Sohling, indem er auf Ida's Adreſſe deutete.

In einem entlegenen Stadtviertel wohnte ſie; dort angelangt, wies man Sohling durch zwei Höfe und Hintergebäude hindurch nach einem Gartenhäuschen, das inmitten eines großen Bleichplatzes lag. Eine alte Wäſcherin mit einer jüngern Gehülfin trieb dort ihr Weſen, und die Kübel und Schragen, die in dem Häuschen umherſtanden, ließen den Concertmeiſter bezweifeln, daß hier eine Kunſtgenoſſin wohnen könne. In der Meinung, daß eine Namensverwechſelung obwalte, wollte er eben umkehren, als er ein paar mächtige Accordfolgen auf einem vorzüglichen Inſtrumente hörte, die als Eingang zu einer Toccata von Scarlatti improviſirt wurden. Horchend blieb er ſtehen, und fand den Vortrag des ſehr bedeutenden Muſikwerks völlig tadellos. Sobald es geendet, trat er ins Haus und fand Ida in einem niedrigen Zimmer, deſſen Fenſter von einem außen angepflanzten Rebſtock verdunkelt waren. Nur die nothdürftigſten Möbel und Geräthe enthielt der Raum, deſſen geweißte Wände ſehr gegen das prächtige Pianoforte abſtachen. Die Bewohnerin ſah leidend und etwas

vernachläſſigt aus, und erſchien auf den erſten Blick nichts weniger als anziehend.

Als der Concertmeiſter Selvar's Namen nannte, überzog eine Fieberröthe ihre Wangen, und ſie war ſo verlegen, daß Jener kaum wußte, wie er die Unterhaltung weiter ſpinnen ſollte. Er meinte, mit einem Geſpräch über ihr gemeinſchaftliches Fach müſſe es doch endlich gelingen. Er fragte, was ſie von Mendelsſohn, von Chopin ſpiele? Sie hatte von Keinem je eine Note angerührt. Die Opern von Spohr, Weber, Spontini waren ihr fremd. In ihrem Geburtsorte war keine Bühne, und in der Reſidenz hatte man nur das Modernſte aufgeführt. Aus Clavierauszügen hatte ſie das ſtudirt, was mindeſtens ſeit einem halben Menſchenalter als unübertrefflich galt. Die neueſte Oper, die ſie kannte, war Fidelio.

Sohling blätterte in den Muſikalien, die umher lagen, und fand Namen vom erſten Range, aber nur bis zu einer gewiſſen Zeit. Von den Lebenden auch nicht Einen.

„Welche Fülle von Genuß ſteht Ihnen noch bevor," ſagte er, „wenn Sie das Treffliche kennen lernen, das unſere Zeitgenoſſen ſchufen. Bei einer Grundlage, wie die Ihre, werden Sie leichter, als Andere, auffaſſen, wie redlich unſere großen Meiſter auf der Bahn weiter bauten, die jene Unſterblichen vorher geebnet haben."

Ida lächelte bitter: „Sie werden doch einem Ohr, das von dieſen unſterblichen Klängen genährt iſt, nicht zumuthen wollen, ſich an ſo ephemerer Muſik zu erfreuen."

Sohling ſah ſie ironiſch an. Sie ſchlug die Augen nieder;

denn sie besann sich, daß sie ja keinen von den Componisten, die er ihr genannt, je eines gründlichen Studiums gewürdigt hatte. Er selbst war mit Personen von dieser Urtheilsstufe schon zu oft zusammengetroffen, um sich daran zu ärgern. Höchstens ein Lächeln hatte er, wie jeder gebildete Musiker von weitumfassendem Ueberblick, für den beschränkten Hochmuth der kleinen Gemeinde, die man wohl die musikalischen Pietisten nennen möchte. Die eine Hälfte besteht aus denjenigen, die zu träg waren, mit der Kunst gleichen Schritt zu halten. Auf einer gewissen Stufe zurückgeblieben, erklären sie diese eigensinnig für die höchste, weil sie nur vornehm auf die Gegenwart hinab, nie demüthig zu ihr emporschauen möchten. Die andere Hälfte sind ganz jugendliche Talente von wenig eigener Erfahrung, wie Ida. Diese sprechen blindlings dem stabilen Urtheil eines Lehrers nach, der das Lernen seit dem neunzehnten Jahrhundert aufgegeben, oder sie lassen sich von der Ansicht irgend eines Familienoberhauptes beherrschen, welches bloß in der Jugend Begeisterung für Musik hatte, und, anstatt in sich selber, in dem Geiste der neuen Zeit die Erstarrung spürt.

Ueberzeugt, daß diese Kunstansicht so schwer und langsam zu heilen ist, wie eine fixe Idee, brach Sohling das Thema ab und fragte: „Ist es Ihnen schon gelungen, Schülerinnen hier zu finden?“

Auf Ida's verneinende Antwort fuhr er fort: „Daran kann Ihre entlegene Wohnung Schuld sein. Wir Künstler sind mit unserm Erwerb leider an die Gunst der Vornehmen angewiesen und müssen uns in deren Anforderungen fügen, sollten uns diese

auch bloße Vorurtheile dünken. Wohnten Sie mitten in der Stadt in einem eleganteren Hauſe —"

„So hatte ich's angefangen," unterbrach ihn Ida, „aber damals fehlte es mir an der Energie, deren es bedarf, um die erſten Schritte in die Oeffentlichkeit zu thun. Ich blieb immer zu Hauſe und hatte keine Luſt Protection zu ſuchen. Nach ein paar Monaten vergeblichen Wartens ſah ich die Nothwendigkeit ein zu ſparen, und da habe ich mich bei meiner Wäſcherin eingemiethet."

Sohling beſann ſich einen Augenblick; dann ſagte er: „Wollen Sie mir Ihr Vertrauen ſchenken, ſo will ich für Sie einen paſſenderen Aufenthalt und eine gemäße Thätigkeit ausmitteln."

Ida erwiederte nichts. Sie ſchämte ſich, zu bekennen, daß ſie heute ihr letztes Goldſtück gewechſelt hatte. Jetzt blieb ihr nur noch die Ausſicht, ihren getreuen Erard zu verpfänden, und dann der Troſt, den die Jugend nach einer verlorenen Liebe ſo leicht und naturgemäß findet, der Troſt, daß der Tod der beſte Ausweg iſt, wo man keinen blumenreichen Pfad vor ſich ſieht. Doch hat auch darin die Natur ſo ewig weiſe vorgebaut, daß gerade die Noth es iſt, die ſo eiſern den Menſchen an das liebeverachtete Daſein feſſelt.

Sohling drang nicht weiter in den Sonderling, der ihm mehr ein neugieriges Intereſſe, als Wohlgefallen, erweckte. Er bat Ida um die Erlaubniß, wieder zu kommen, ſobald er einen fertigen annehmbaren Vorſchlag hinſichtlich ihres Unterkommens hätte.

Zu einer ihm befreundeten Malerin, die durch den Tod ihrer

Schweſter eben vereinſamt geworden, begab ſich alsbald Sohling mit der Aufforderung, daß ſie die junge Tonkünſtlerin in ihren Schutz nehmen möge. Dieſe war bereitwillig, und ſuchte zuvorkommend die Fremde auf. Ida's angeborne Scheu, Wohlthaten materieller Art anzunehmen, und das Bewußtſein ihrer düſtern, unheimlichen Stimmung bewirkten, daß ſie ſich lange weigerte; endlich ging ſie auf das Anerbieten ein, als Sohling ihr vorſtellte, daß ſie aufheiternd auf ihre neue Freundin wirken könne und ihr über die erſte ſchwerſte Zeit des Verluſtes hinüber helfen ſollte. Hier wußte ſie ſich an ihrer Stelle; denn ſie war, gleich der Nacht, ſchaurig den Frohen, aber lieblich und mild tröſtend den Leidenden.

Ida ward von ihren jetzigen Freunden vorzugsweiſe bei den Familien eingeführt, die ihren excluſiven Geſchmack theilten, oder ſich doch den Schein davon gaben, um für die ſuperfeinſten Kenner zu gelten. Einigen zwar war ſie noch nicht orthodox genug, weil ſie neben Bach und Händel auch Mozart und Beethoven verehrte; doch die meiſten trugen ſie auf Händen, weil ſie mit unermüdlicher Gefälligkeit faſt die ganze klaſſiſch-muſikaliſche Literatur des vorigen Jahrhunderts auswendig producirte. Nebenbei lernte Ida auch ein wenig die Heuchelei dieſer Menſchenklaſſe kennen, welche nur am Namen ihrer Abgötter klebt, ohne deren Geiſt je begriffen zu haben. In einer Anwandlung von Muthwillen myſtificirte ſie einen alten Profeſſor, welcher eine große Verachtung gegen Beethoven zur Schau trug, den er noch vor ſeiner Berühmtheit perſönlich gekannt hatte. Sie ſpielte ihm Melodien ſeines Händel aus einer wenig bekannten Oper deſſelben für

Beethoven'ſche vor und ebenſo umgekehrt, und er nannte die erſteren: einen erz-romantiſchen Nebel, und von den andern ſagte er: „So kann nur Händel ſchreiben!“

Als ſie Sohling den Spaß erzählte, erwiederte er trocken: „Ganz ebenſo könnte man Sie myſtificiren, wenn man Ihnen einzelne Parthien aus guten neueren Werken für Mozart und Beethoven ſpielen wollte.“

Ida meinte: das ſei unmöglich; Sohling drohte ſie nächſtens auf die Probe zu ſtellen. Die Malerin wandte ein: es ſei doch beſſer, die andere Probe zu verſuchen, ob Ida vorurtheilsfreier ſei als jener Profeſſor, und rieth Sohling, ſie mit guten neuen Compoſitionen ohne Verhüllung des Namens bekannt zu machen. Ida gelobte: ſich nicht dem Schönen zu verſchließen und ehrlich zu prüfen, ehe ſie verwerfe.

Ihre Zuverſichtlichkeit war heute etwas wankend geworden, als Sohling ihr alte Recenſionen aus den Zeiten, da Mozart und Beethoven noch junge Männer waren, verſchafft hatte. Darin wurde beiden Ungründlichkeit, Verſchrobenheit, mit Haaren herbeigeriſſene Originalität vorgeworfen; ja ſogar der liebliche ſonnenklare Mozart ſollte ſich in ohrenzerreißenden, geſchmacklos gehäuften Diſſonanzen gefallen, und verſtorbene untergeordnete Componiſten wurden dem Heroen als Muſter einfach edlen Styls vorgehalten.

„Iſt es nicht, als läſe man einen Beethoven-Fanatiker unſerer Tage gegen die Lebenden eifern?“ fragte Sohling, als ſie jenes vergilbte Blatt anſtaunte. Ida meinte: der Unterſchied ſei nur, daß der Beethoven-Fanatiker mehr in ſeinem Rechte wäre, und fragte Sohling, ob er denn Einen Namen unter den Lebenden

an die Seite jener Heroen ſtellen könne, deren kleine Schaar ſie einzig verehre?

Sohling erwiederte, daß auch er weit entfernt ſei, zu läugnen, daß die Sechszahl: Bach, Händel, Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven bisher das Vollendetſte geleiſtet; daß in ihren Schöpfungen die Maſſe des Großen bei weitem über das Unbedeutende vorwalte. „Aber," ſetzte er hinzu, „dieß Zugeſtändniß ſchließt nicht aus, daß ſie auf einzelnen Punkten von Andern übertroffen werden könnten. Ich finde es ganz in der Ordnung, daß Sie den Don Juan höher ſtellen als etwa den Oberon; aber lächerlich, wenn Sie Ihre Pietät ſo weit treiben, daß Sie die Bravourarien der Conſtanze oder der Königin der Nacht durchſtudiren und es daneben verſchmähen, die Parthie der Rezia eines Blickes zu würdigen. Halten Sie es nicht für Ihre heilige Pflicht, alle Variationen von Beethoven, ſelbſt die ganz unausſtehlichen — nun, fallen Sie nicht in Ohnmacht — über God save the King zu kennen, indeß Sie Mendelsſohn's Lieder ohne Worte als kleinliche und bedeutungsloſe Spielerei bezeichnen? Die faden muſikaliſchen Scherzſtücke von Bach und Mozart über das „Lieſel und den Coffee," oder „Liebes Mandel, wo iſt's Bandel" finden Sie rührende Reliquien. Gut; aber hätte ein Lebender die Naivetät gehabt, dergleichen herauszugeben, Sie würden denken: An dem Stück haben wir genug, um den ganzen Menſchen darnach zu beurtheilen, und Sie würden kein Heft mehr aufſchlagen, das ſeinen Namen an der Stirn trüge."

Ida lachte: „Das iſt ja gerade, als ob Sie einem großen Manne vorwerfen wollten, daß er einmal beim Wein einen platten Spaß gemacht habe."

„Das nicht; aber ich würde es seinen Verehrern vorwerfen, wenn sie den Spaß als Orakelspruch ein Jahrhundert lang weiterträtschten und ihn über alle Weisheit der Andern erhöben. Die großen Meister fördern uns nur, insofern wir sie verstehen, sie in ihren Mängeln und in ihren Vorzügen richtig und scharf beurtheilen. Ihre blinden und verdummten Anbeter aber sind es, die alle Kunstentwickelung, wenn nicht in manchen Fällen ertödten, doch stets hemmen und verzögern. Selbst von den Mozart'schen Opern ist noch ein Riesenschritt zum Besseren und Höheren möglich, wenn er auch noch nicht gethan ist. Doch zeigen die Versuche, daß der Pfad richtig erkannt worden. Don Juan und Figaro will ich als Ausnahmen gelten lassen. Von keiner Nummer darin möchte ich die frevelnde Behauptung wagen, daß ein Anderer sie besser erschaffen hätte. Doch seine anderen Opern haben alle schwache Stellen, und gewisse Glieder derselben werden von analogen aus Spohr's und Weber's Opern bei weitem überboten."

Er setzte sich ans Clavier und spielte die kleinen Chöre der Krieger aus Cosi fan tutte, aus Idomeneo, und hieß Ida gewissenhaft beurtheilen, ob die Kriegerchöre aus Jessonda nicht edler, lebhafter seien. Sie mußte es zugeben. Er fuhr fort und hieß sie die Gesänge der drei Knäbchen aus der Zauberflöte mit den verwandten Elfenchören aus Oberon vergleichen. Er führte ihr Kirchenmusiken von Mozart und Haydn mit anderen von Mendelssohn in bunter Reihe vorüber. Er gruppirte das Beste von Spontini neben Verwandtes von Gluck, und wenigstens mußte Ida gestehen, daß man es neben einander ertragen könne. Bis spät Abends ermüdeten die beiden Zuhörerinnen nicht vor dieser

Musterreihe, die er aufrollte, und als er weg war, setzte sich Ida nochmals daran, aus dem Gedächtniß die schönsten Melodien zu wiederholen.

Ein verstockter Dilettant kann allenfalls sein Leben mit den Gedanken von sechs Componisten fristen. Doch sei es auch das Auserwählteste, die Seele desjenigen, der stets in Tönen lebt und athmet, hat es endlich ausgenossen. Der Durst nach Neuem, Unerhörtem wird rege, und den, der sich an dem Besten seines Faches gebildet hat, laßt nur selbst dafür sorgen, aus dem Neuen das Falsche, Alltägliche auszuscheiden. Ihn wird nur das Edle reizen, das sich würdig an das ihm vorangegangene Große anschließt.

Ida's Verstand war zu klar, ihre Seele dem Schönen zu weit geöffnet, um sich nicht bald von dem erfahrneren Künstler überzeugen zu lassen, daß der Geist der Tonkunst sich nicht auf einige wenige Häupter in der Frist eines kurzen Zeitraumes niedergelassen hat, um als unwandelbares Sternbild über einer unendlichen Nacht zu glänzen, sondern daß er wie ein Feuerstrom durch alle Zeiten ergossen hier als Flamme, dort als Fünkchen aufglüht, und daß er, wo sein reines Licht erscheint, zünden und strahlen, nicht verlöscht und zertreten werden soll.

„Sie verwerfen aber doch die modernen Italiener und ihre Nachahmer?" fragte Ida bei der nächsten Zusammenkunft Sohling.

„Ja, weil sie die Lüge in der Kunst darstellen. Aus demselben Grunde negire ich aber auch die Arie des Sextus, welche das lieblichste Rondo auf den Text voll „Verzweiflung und Höllenpein" bringt. Abstrahiren wir aber vom Text, so versöhnt uns

hier das reizende Zusammenwirken von Melodie, Harmonie und Rhythmus, während die Italiener wenig mehr besitzen als eine arme, flitterhafte Melodie. Unser Flötist vergleicht sie mit einer Wassersuppe, auf der oben nur wenige Fettaugen schwimmen."

Die Malerin sagte: „Der Vergleich ist richtig, aber garstig. Eher sollte man die Melodie der Italiener eine coquette Dame nennen, die allein ein leichtfertiges Gespräch führt, indeß unsere deutsche Musik der Unterhaltung einer gebildeten Gesellschaft ähnlich alle Stimmen zur Geltung kommen läßt."

Die beiden Damen und der Concertmeister waren mehrmal in der Woche bei Gesprächen, zu denen gemeinschaftlich ausgeführte Musikstücke die Grundlage gaben, vereinigt. Ida's leichtes Verständniß, das, wie sie mehr und mehr ihr Vorurtheil abstreifte, sich ausbildete, zog Sohling sehr an. Ihre witzige Laune kehrte wieder, wenn auch durch den heimlichen Schmerz etwas gedämpft. Doch war dieß mehr zu ihrem Vortheil; denn ihre allzugroße natürliche Aufregung bedurfte einer Milderung. Nach und nach kehrte mit der Seelenruhe ihr blühendes Aussehen wieder, und sie mußte sich zugestehen, daß sie nicht mehr elend war, trotzdem, daß sie mit der eigensinnigen Consequenz ihres Alters nie wieder glücklich werden wollte.

Die Malerin, eine vielseitig gebildete Dame, hatte bald durchschaut, daß Ida in allen Gebieten außerhalb der Musik ziemlich unwissend geblieben war. Ihre Fragen, wenn sie sie mit in die Gemälde-Galerie genommen hatte, oder wenn ihr ein bedeutendes Buch in die Hand fiel, zeigten, wie wenig sie gelesen, und wie sie, stets in das innerliche Behorchen der Töne versunken,

nie die Erſcheinungen der äußern Welt beobachtet hatte. Sie konnte hundertmal an einem merkwürdigen Gebäude, an einer Statue vorbeigegangen ſein, ohne ſich ein deutliches Bild ihrer Einzelheiten im Gedächtniß bewahrt zu haben.

Bei einem Geſpräche mit Ida lobte die Malerin es beſonders an Sohling, daß er nicht wie ſeine meiſten Kunſtgenoſſen ein ſogenannter Stockmuſikus ſei. Sie ſetzte hinzu: „Man lernt darum ſo viel von ihm, weil er nicht dem Laien auf bloß techniſchem Wege ſein Fach begreiflich macht wie jene, ſondern weil ihm bei ſeiner allgemeinen Bildung tauſend Analogien zu Gebote ſtehen, um jeden da zu faſſen, wo die lichte Stelle ſeiner Begriffsfähigkeit ſich aufthut. Wüßten Sie zum Beiſpiel ſo viel vom claſſiſchen Alterthum als er, ſo könnten Sie beſſer Ihren Gluck vor den Laien in die rechte Beleuchtung ſtellen. Kein gebildeter Mann, der den Sophokles geleſen hat, wird noch die Schwäche für niedrige Opernmuſik feſthalten, wenn ſie ihm eine eben ſo ewige und wahre Dramatik in der Tonkunſt vorführen als die griechiſche war.“

Bei einer Ausſtellung, wo die Malerin entzückt vor einem trefflich componirten Bilde älterer Zeit ſtehen blieb, welches Ida wegen ſeiner nachgedunkelten Färbung langweilig und düſter vorkam, und dem ſie einen Edelknaben nach der frühern Manier der Düſſeldorfer Schule bei weitem vorzog, neckte die erſtere ſie: „Und Sie wollen es den Muſikaliſch-Unwiſſenden übelnehmen, daß ſie lieber Donizetti, als Sebaſtian Bach hören! Hier haben Sie den Geiſt Beider, wie er in Farben ſich offenbaren würde.“

Ein Jahr in dieſer Umgebung reichte hin, den lebhafteſten

Trieb zum Lernen in Ida aufzustacheln. Sie machte sich's zur Pflicht, nicht eine Stunde mehr dem Erwerb zu widmen, als sie zur Bestreitung der nächsten Bedürfnisse mußte. Alle freie Zeit benützte sie redlich zu ihrer Fortbildung. Sie trat in die geheiligte Atmosphäre der großen vaterländischen Dichter ein, und mit dem klaren Unterscheiden der Kunstformen auf dem Gebiete des Wortes ward ihr zugleich die Beurtheilung und Erkenntniß musikalischer Lyrik, des Epischen in der Symphonie aufgeschlossen. Sie öffnete den Farben und Formen ihren Sinn, und wie sich ihre Seele an der Geschichte der Völker erweiterte, so blühte ihrer Phantasie an deren Sagen ein neues Leben auf.

Sohling ward nun eben so lebhaft von ihrem Gedanken-Austausch angeregt und erhielt durch ihre Auffassung neue Anschauungen, wie sie einst von ihm. Sie ward der Umgang, der ihn am meisten anzog, ohne daß sein Herz die mindeste Leidenschaft für sie empfunden hätte. Er kam bei ihr zu gar keiner träumerischen Stimmung, die dem Verlieben so günstig ist. Ihr Geist war zu beweglich, als daß ein junger Mann aus Langeweile nur einen Augenblick dem Gedanken nachgehangen hätte: „Du bist hier am späten Abend mit einem hübschen Mädchen allein."

Oft kam die Dämmerung, ohne daß sie es bemerkten, und statt der Lampe schienen Mond und Sterne herein. Die blühenden Linden auf dem Platze draußen sandten ihren Duft hinauf, und der Springbrunnen plätscherte gar anmuthig. Dennoch fand keine zärtliche Hinneigung Raum, sich zwischen beiden Herzen eine Brücke zu bauen. Es kam kein Moment des Schweigens, sie

hatten immer noch unerſchöpflichen Geſprächsſtoff, wenn ſie ſchieden. Die Gewohnheit des Beiſammenſeins hatte längſt die ſteifen Formen norddeutſchen geſelligen Verkehrs aufgehoben; ihr Verhältniß glich dem zweier Freunde gleichen Geſchlechts, die einander unverhohlen Alles mittheilen, auch die Herzensangelegenheiten.

Sohling hatte ſich oft über ihr ſchnelles Abbrechen gewundert, wenn er ſie an das Selvar'ſche Haus erinnerte. Ihre Bewegung bei ſeinem erſten Beſuche und ihre ſcheue Weigerung, ſeinem Briefe an Selvar einen von ihrer Hand beizufügen, fielen ihm wieder ein. Später hatte ihm wohl geahnt, es ſei ein Herzenskummer im Spiele, doch da er auf den wahren Gegenſtand nie verfiel, ſondern nach Art der jungen Männer (auch der nicht beſonders eiteln) glaubte: nur zwiſchen Zwanzig und Dreißig könne man einem Mädchen gefährlich werden, ſo ſprach er immer ganz unbefangen von dem „alten Grafen," und erzählte Anekdoten von ihm, die ihm ganz harmlos dünkten, aber ſeiner Zuhörerin die vernarbte Herzenswunde aufriſſen.

Bei einer ſolchen Gelegenheit, als Ida ihre Thränen nicht mehr verbergen konnte, hatte ſie den jungen Mann zum Vertrauten gemacht. Wie ein tobender Flammenberg eröffnete ſich ihr Herz, und der Strom leidenſchaftlicher Schmerzen breitete ſich gleich der Lava über das ſtille Gartenbild aus, das ſich Sohling von ihrem Leben und Treiben gemalt hatte.

Er verſtand dieſe Liebe zu einem kühlen, halbergrauten Manne nicht, doch intereſſirte ihn die Macht und Wahrhaftigkeit ihrer Aeußerung, da ihm dergleichen bei der Herzensverſchloſſenheit großſtädtiſcher Damen nie vorgekommen war. Ida fühlte

ſich zwar am andern Tage beſchämt, weil ſie ihr Herzensgeheimniß verrathen; doch überwog die heimliche Luſt, daß ſie endlich Einen Menſchen gefunden, mit dem ſie von ihm reden konnte, der auch einſt in ſeiner zaubriſchen Nähe gelebt hatte. Sie ſtrebte ihre Erinnerungen vor dem unvermeidlichen Verblaſſen zu bewahren, dem endlich jede Liebe, die ihren Hauptſitz in der Phantaſie hat, vor Mangel an friſcher Nahrung verfällt.

Sohling hatte einen ähnlichen düſtern Punkt in ſeiner Vergangenheit, mit deſſen Enthüllung er Ida's Vertrauen erwiederte. Eine ſchöne vornehme Schülerin hatte er geliebt, die mit einer herrlichen Stimme ein wirkliches Talent verband. Eben aus einer Pariſer Penſion heimgekehrt, hatte ſich das junge coquette Mädchen darin gefallen, mit dem Geſanglehrer ein Vorſpiel der Rolle aufzuführen, die ſie den Winter bei Hofe zu erhalten dachte. Die Mama hatte es nicht übel gefunden, daß die Kleine ſich an den Huldigungen eines ſo unſchädlichen Individuums einübte, um bei den bald zu erwartenden ernſtlicheren nicht linkiſch und verlegen zu erſcheinen.

Sohling hatte lange geglaubt, einer kindlichen Seele erſte Liebe zu ſein; mit bitterer Entſagung bezwang er ſich ihr gegenüber, im Vorgefühle der Hoffnungsloſigkeit ihrer gegenſeitigen Wünſche. Dann wußte die kleine Raffinirte ihn durch ſcheinbar unbefangene Fragen in eine neue Aeußerung ſeiner verhehlten Glut zu verſtricken, bis ihn endlich die Zuthunlichkeit des Fräuleins und das gleichmüthige Zuſehen der Mutter wirklich täuſchte, und er an die Möglichkeit der Erreichung glaubte. Nachdem er noch einige Monate gehänſelt worden, heirathete das unſchuldige

Kind einen reichen Hageſtolzen, deſſen Häßlichkeit nur von ſeiner Dummheit übertroffen wurde.

Sohling war nicht ſo ſchwach, ſie noch fort zu lieben; ſein Herz war ſo plötzlich abgekühlt, daß er ein paar Jahre fortlebte, ohne es einer neuen Liebe zu öffnen.

Die beiden Künſtler gingen nun ihren Lebenspfad ruhig neben einander hin, mit dem vollen Gefühl der Sicherheit; er, daß er zu gleichmüthig geworden ſei, um je wieder zu lieben; ſie, daß ihre ewige Trauer um Selvar der Talisman ſei, der ihr Herz mit dreifachem Panzer umgäbe. Dabei bemerkten Beide nicht, warum ein Abend in anderer Geſellſchaft zugebracht, ſelbſt bei reichen geiſtigen Genüſſen, ihnen bei weitem leerer und inhaltloſer erſchien, als das ſtille Beiſammenſein im Hauſe der Malerin. War Ida nicht im Concerte, ſo dirigirte er nur mit halbem Ehrgeiz; erwartete ſie ihn vergebens um die Stunde, wenn er zu kommen pflegte, ſo ward ſie verſtimmt, und konnte weder am Clavier noch bei ihren Büchern rechte Ruhe finden.

Ein lang gehegter Wunſch Sohling's ward ihm jetzt unvermuthet wieder nahe gerückt. In einer kleineren, aber ſehr gebildeten Stadt ward ein Muſikdirector geſucht, der zugleich ein gutes Theater und einen trefflich geſchulten Geſangverein zu leiten hatte. Sohling bewarb ſich um die Stelle und erhielt ſie vor vielen nicht unwürdigen Mitſtrebenden. Er eilte mit ſeiner frohen Nachricht zu Ida, die erblich und ſehr trüb und nachdenkend ward. Die Malerin gab ihrer Ueberraſchung die rechten Worte; ſie wünſchte ihm Glück, doch beklagte ſie aufrichtig die unausfüllbare Lücke, die ihrem Hauſe durch ſeine Entfernung entſtehen mußte.

Sohling fühlte beschämt, daß die erste Freude ihn dieß ganz hatte vergessen lassen. Sein Herz war sehr warm und treu. Großer Schmerz, das bedachte er jetzt, werde ihm beim Abschied gewiß nicht erspart werden. „Und diese Eine wirst du am schwersten vermissen!“ so sprach es in ihm, als er Ida ansah, die sanft die Augen niederschlug. So lieblich war sie ihm nie erschienen, als in dieser stillen, anspruchslosen Wehmuth. Sein Herz klopfte unruhig, er seufzte und übersann, daß es doch ein recht blindes, vernunftloses Geschick sei, welches nicht gewollt, daß sie lieber ihn statt jenen Selvar so heiß liebte.

Seine Abreise mußte sehr beschleunigt werden. Nach jeder flüchtigen Stunde, die sie noch mit Sohling zubrachte, ward Ida'n ihre eigene Empfindung räthselhafter. Es lag wie Gewitterdruck auf ihr. In seiner Gegenwart versagte ihr die Rede, und auch er schien von einer lähmenden Traurigkeit befangen.

Der Abschiedsabend war da. „Noch einmal singen Sie mir eines der schottischen Lieder von Beethoven,“ bat er sie. „Mein liebstes wissen Sie schon: O, Zaubrin, leb' wohl!“

Der Blick, mit dem er in ihr Auge sah, war ihr von ihm noch nicht geworden. Sie bebte zusammen, wie vor etwas Fremdem, Unheimlichem. Die liebe bekannte Melodie löste ihr wieder das Herz; es war ja ihr Freund, ihr Bruder, der heute von ihr schied, er, dem ihre stürmische Seele offen lag, der ihr den freien Blick in sein mildes, ruhiges Innere vergönnt hatte. Sie begann zu singen, doch aus dem tiefsten Herzensgrund quollen ihr die Thränen empor, und als die Stelle kam:

„O nur ein zärtlich Herz,
Das Liebe will brechen,
Verſteht meine Qual, daß ich dich nicht mehr ſeh —"

da verdunkelte ſich ihr Auge, kein Ton wollte mehr aus der gepreßten Bruſt, ſie mußte plötzlich abbrechen, und wandte ihr Geſicht nach der Wand hin. „Gott, iſt es möglich," ſprach ihr Herz, „ich liebe ja ihn, und keinen Andern!"

Sohling ſaß eine Weile ſchweigend neben ihr, dann ſtand er auf und nannte leiſe ihren Namen. Sie faßte ſich und erhob ſich ihm entgegen. Er wollte das Wort: Lebewohl, das grauſame, troſtloſe Wort, ausſprechen, doch es wollte nicht über ſeine Lippen. Ganz ſelbſtvergeſſen umfaßte er ſie, ſie ruhte mit dem Haupt auf ſeiner Bruſt, dann ein einziger Kuß, in dem ſie ſich faſt unbewußt begegneten, — ſie wollte ſich losringen, er ließ ſie nicht, immer von neuem preßte er ſie wilder an ſich, bis er laut weinend ſich auf ihre Schulter lehnte. „Ich kann Dich nicht laſſen, Ida," rief er, „ich bin unglückſelig; denn ich liebe Dich, nur Dich, und wußte es nicht."

Sie fand keine Sprache, ſtill ließ ſie ihn ausweinen, dann richtete ſie ihn empor, ſah ihm mit dem liebevollſten Blick ins Auge, und reichte ihm die Hand.

Die Abreiſe ward um ein paar Tage hinausgeſchoben; denn noch mehr Stoff, als einſt die Muſik, gab ihnen nun das gelöſte Herzensräthſel, das ſie ſo unermüdlich beſprachen, wie Kinder die überreichen Gaben der Weihnachtsbeſcherung. Auf eine kurze Zeit ward die Kunſt, ja die ganze Welt vergeſſen, bis endlich die verſtändige Malerin erinnerte, daß die Reiſe und häusliche Einrich-

tung eines Ehepaars mehr beſonnene Vorbereitung bedürfe, als die eines Junggeſellen. Doch ein Glück war's, daß die Freundin dieſe Sorge auf ſich nahm; denn ſonſt wären die Beiden, die in ihrer neuen Aufwallung zu keinem proſaiſchen Alltagsthun mehr im Stande waren, noch heute nicht unter Einem Dache.

Zehn Jahre waren verfloſſen, ſeit Ida von Waldheim geflohen war. Des Grafen Selvar Schweſter war ſchon vor langer Zeit geſtorben, er ſelbſt, wenn nicht in ſeinen Neigungen, doch ſehr in ſeiner äußeren Erſcheinung gealtert. Seine Tochter und deren Gemahl, welcher ein Deutſch-Ruſſe war, mußten den ſtrengen Geſetzen des Czaren zufolge, nachdem ſie mehrere Male um längeren Aufenthalt in Deutſchland petitionirt hatten, endlich auf ihre Güter heimkehren. So blieb Selvar, der keine nähere Verwandte beſaß, die ſeinen Salon weiblich vertreten hätte, ziemlich vereinſamt in ſeinem Hauſe. Häufigere Reiſen ſollten ihn für die Stille entſchädigen, die jetzt in dem ehemals ſo belebten Waldheim eingezogen war.

In dieſem Sommer war ihm ſelbſt das Theater langweilig geworden; keine neuen Stücke, keine intereſſanten Gaſtſpielerinnen wollten kommen. Er beſchloß, ein paar Monate bei ſeiner Tochter zuzubringen. Eine eintägige Raſt von der Reiſeanſtrengung hielt er in einer mitteldeutſchen Stadt, die in einer ſehr lieblichen Gegend lag und, wie die vielen Bauten verriethen, in blühendem Wachſen begriffen war.

„Iſt Theater hier?“ fragte er den Wirth ſeines Gaſthofs.

„Heute nicht," war die Antwort, „aber ſtatt deſſen ein Concert."

„Theater hätte mir mehr zugeſagt, als ein Concert," erwiederte Selvar, „doch womit ſoll ich den Abend ausfüllen? Laſſen Sie mir eine Karte holen."

Etwas zu ſpät angekommen, fand Selvar nur einen der entfernteſten Plätze im Saale leer. Das Programm überleſend, fiel ihm der Name Sohling auf. „Das iſt ja ein alter Bekannter," ſprach er vor ſich hin, „richtig, ich habe ja einmal an ihn geſchrieben wegen der armen Ida; — nun, ſolches Unheil verſchulde ich jetzt nicht mehr!" und ein kleiner Seufzer folgte dieſer Reflexion.

Die Symphonie begann, von Sohling trefflich dirigirt. Faſt überall herrſcht noch im vornehmen Publikum der Aberglaube, als gehöre die Symphonie nicht ſo recht mit zum Concert, ſondern ſei nur eine Art Vorſpiel zu demſelben. Ja, die Damen behandeln ſie oft mit nicht mehr Aufmerkſamkeit, als die Trommel in den Menagerien. Sie finden das vollſtändige Orcheſter eben bequem, um die Bemerkungen zu übertäuben, die ſie halblaut mit der Nachbarin über die Toiletten der Anweſenden machen.

Hier aber ſchien das Publikum beſſer erzogen zu ſein. Bei dem erſten Verſuche Selvar's, der von dieſer ächt-ariſtokratiſchen Unart nicht frei war, während der Muſik eine Converſation mit den Nachbarn anzuknüpfen, erhielt er ſtatt der Antwort nur ein höfliches Zeichen, und die vor ihm ſtehenden Perſonen ſahen ſich faſt erſchrocken nach ihm um. Von den Anweſenden mit lautem Applaus empfangen, trat Ida auf. Trotz ſeiner Lorgnette erkannte

Selvar ſie nicht mehr. Die Verwandlung iſt mächtig, die in ſolchen Frauen vorgeht, welche in der früheſten Jugend durch geiſtige Anſpannung und überſtarke Gemüthsaufregung in ihrer Entfaltung geſtört wurden. Kommt ihnen noch zur rechten Zeit ein Zuſtand des Glücks und der Ruhe, ſo wirkt ein Spätfrühling größere Wunder, als je ein Lebensmai.

Sie berührte leicht präludirend die Taſten, und als wollte ſie die eben erſt verrauſchten Accorde mit den folgenden vermitteln, ging ſie unmerklich aus jenen Anklängen in die Tonart der zauberhaften Notturnen von Chopin über, die ſie heute zum erſten Male ihren Zuhörern vorführte. Wie leiſes Glockenläuten aus einer im Meere verſunkenen Stadt beim ſtillen Abendroth heraufſtönt, ſo märchenhaft faſſen dieſe ungeahnten Melodien die Seele in ihren geheimen Abgründen. Es iſt, als ob in dieſe Muſik die Stimmen der Nacht gebannt wären, die uns im einſamen Walde, von den Sternen herab und aus dem See herauf anzurufen ſcheinen.

Wenige vermögen es indeß, dieſen Zauber zu beſchwören. Wer mit proſaiſchem Sinne nur Noten abſpielen kann, der löſt das Räthſel nicht, und verworrene Klänge beunruhigen den Hörer. Ida verſtand jeder Fingerſpitze Zartgefühl einzuhauchen, hier einen Ton ins Licht, dort einen in die Dämmerung zurücktreten zu laſſen, wie es das Tonbild forderte.

An dieſem Anſchlag, der die Herrſcherin über die Saiten verrieth, die dem todten, ſtarren Metall ein warmes Leben, einen ewig bewegten Geiſt einhauchte, erkannte Selvar ſie zuerſt, und noch einmal tauchte der verſchollene Traum jener Tage vor ihm auf. Keinen Blick verwandte er von ihr, bis das Schattenbild

aus der Erinnerung mit den Zügen der Gegenwärtigen verſchmolz. Das flackernde Auge war ſanft und ruhig geworden; die ſcharfen Züge, die bleichen Wangen von ehemals blühten nun in weicher, milder Friſche. Ihre Geſtalt ſchien größer, weil ſie ſich der nachläſſigen Haltung endlich entwöhnt hatte.

In der Pauſe beobachtete Selvar, wie lebhaft geſprächig Ida mit dem großen Kreiſe der Befreundeten verkehrte, die ſie umringten. Sie ſchien verſöhnt und zufrieden mit der Welt, die ſie umgab.

Eine neue Compoſition Sohling's rief am Schluſſe des Abends noch einmal Ida ans Clavier. Sie war für bloß weibliche Stimmen und eine Begleitung von Clavier und anderen Solo-Inſtrumenten geſchrieben, die nur für bedeutende Künſtler ausführbar war. Der Text war ſehr lieblich und beſchrieb den Tanz der Elfen in der Mondnacht auf den erſten Maiblumenkelchen, den das erwachende Sonnenlicht mit ſeinem fröhlichen Waldrauſchen und Lerchengeſchmetter zuletzt überwältigt. Faſt ohne merkliches Kopfneigen, nur mit dem Blicke lenkte Ida den Chor, den ſie, wie Selvar von einem Nachbar erfuhr, ſelbſt gebildet hatte.

„Sie iſt an ihrem Platz," dachte er, als er den Saal verließ und den heitern Abſchied ſah, den die Sänger von ihrer Dirigentin nahmen. Er ſchwankte, ob er zu ihr treten und ſie begrüßen ſollte, doch eine Art von Verſtimmung hielt ihn zurück, als er ſie ſo ſtrahlend von Freude an Sohling's Arm ſah. Es ſchien ihm aus den Mienen der beiden Glücklichen, als ſchriebe Jeder dem Andern ſeinen Erfolg zu, und als dankten ſie einander mit jedem Athemzuge, während er unbeachtet ihr fern ſtand.

In den Gasthof zurückgekehrt, öffnete Selvar ein Fenster und lehnte sich in die kühle Nachtluft hinaus. An dem Hause gegenüber fuhr ein Wagen vor, und bei dem hellen Kerzenschein glaubte er Ida's Gestalt rasch in den Hausflur schreiten zu sehen. Oben wurden einige Fenster erhellt; gewiß, sie war es, die hereintrat im weiß und lichtblau gestreiften schimmernden Seidenkleid, mit den rabenschwarzen Locken, die über die Wangen herabfielen. Nun konnte er dem Wunsch nicht Schweigen gebieten, noch einmal ihre Stimme zu hören.

Er schickte seine Karte hinüber mit der Frage, ob er so spät noch einen kurzen Besuch wagen dürfe. Eine bejahende Antwort lud ihn zu dem Künstlerpaare.

Mit unbefangener Herzlichkeit ward er von Sohling und Ida empfangen, obgleich die Wangen der letzteren sich merklich rötheten. Selvar hatte schnell den rechten Ton gefunden; er schützte den neugierigsten Antheil an ihren Schicksalen vor, um nicht das Gefühl von Verlassenheit zu verrathen, das ihn bei dem Gedanken an sein eigenes Haus befiel. Bald aber ward das Gespräch durch ein paar rothwangige Kindergesichtchen unterbrochen, die sich schalkhaft lauschend an der Thüre zeigten und trotz des ernsten Abwehrens ihres Vaters nicht zu Bette wollten, bis sie von der Mutter noch einen Kuß bekommen hätten. Ida stand lachend auf, aber noch ehe sie die Thür erreichte, stürzten die lockigen Schelmchen in ihren Nächtröckchen auf sie zu und umklammerten sie. Als diese nun endlich beschwichtigt waren und dem fremden Herrn ein Händchen gegeben hatten, wobei sie treuherzig den Papa fragten: „Ist das der Großvater, der uns diesen Sommer besuchen

ſoll?“ da fing das Jüngſte im Nebenzimmer an zu lallen und nach der Mama zu weinen. Wollte ſie Ruhe haben, ſo mußte Ida es auf ihren Schooß nehmen, wo es, unbekümmert um den ſchönen Seidenſchmuck, den es zerknitterte, bald einſchlief.

Mit dieſem Bilde von ihr ſchied Selvar. Sie gehörte nun einer Welt, an der er keinen Antheil hatte, „und doch,“ ſprach er leiſe, als er über die Schwelle ſchritt, „hat ſie einſt nur mir gelebt!“

Als Sohling und Ida wieder allein waren, fragte ſie: „Hat es Dich denn gar nicht getrübt, dem Manne zu begegnen, den ich vor Dir geliebt habe?“

Er küßte lächelnd ihre Stirne und ſagte: „Soll ich es ihm nicht danken, daß er Dich ſo lieben gelehrt? Denn die losgefeſſelte Glut Deines wilden Herzens hat mich überwältigt, und nimmer hätte mich die unbewußte erſte Liebe einer unreifen Seele ſo beglückt.“

Die Freitagsgesellschaft.

Von

Eulogius Ernst.

Verfasser der schweizerischen Erzählung „der Patriot.“

Noch zu weniger Sterblichen Ohren ist die Nachricht von dem Bestehen der „Freitag-Abend-Gesellschaft" in R*** gedrungen, und dennoch besteht sie nicht nur wirklich, sondern sie blüht und grünt und gedeiht, wie wenige Gesellschaften in weiter Runde. Hier muß jedoch gleich zum Voraus bemerkt werden, um jeden polizeilichen Verdacht niederzuschlagen, daß sie trotz ihres stillen Bestehens keineswegs eine sogenannte „geheime" Gesellschaft sei, was schon aus dem Grunde total unmöglich wäre, weil sie zum guten Theil aus Damen besteht. Eben so wenig darf man erwarten, daß sie sich mit gründlichen, gelehrten Forschungen abgebe; denn in der That wurde meines Wissens in ihr noch nichts ergründet, als der Grund der Thee- und Kaffetassen. Allein dessenungeachtet hat die Freitag-Abend-Gesellschaft zu R*** vor mancher andern ihrer Schwestergesellschaften im deutschen Lande wesentliche Vorzüge, die ihr zugleich zum höchsten Lobe gereichen. Ich erwähne zum Belege nur folgende Artikel ihrer Statuten, die jedoch weder gedruckt, noch geschrieben sind: Erstlich wird in ihr kein Kartenspiel geduldet, weil man dasselbe für einen, gebildeter Leute unwürdigen Zeitvertreib hält; zweitens darf nichts Nachtheiliges über Andere gesprochen werden und drittens gilt die goldene Regel, daß man sich gegenseitig keinen Scherz übel aufnehmen darf.

Das ſind die Grundbeſtimmungen, und dem unverbrüchlichen Feſthalten an ihnen iſt vorzüglich der hohe Flor des Vereines zu danken.

Ich habe nun freilich erſt geſagt, was bei den wochentlichen Zuſammenkünften nicht geſchieht; womit man aber die Zeit hinbringt, womit man ſich denn eigentlich beſchäftigt, das ſoll hier durch Erzählung der Vorgänge eines Abends beiſpielsweiſe gezeigt werden.

Man hatte ſich nach einem prächtigen Maitage in dem Garten eines der Mitglieder verſammelt. Schon waren die Thonpfeifen der Herren kunſtgerecht geladen, ſchon zeigten ſich die Stricknadeln in den Händen der Damen ſchlagfertig, ſchon ſiedete der Theekeſſel mit Trompetentönen zum Angriff, da wurden alle dieſe Vorbereitungen durch einen plötzlichen Tumult unterbrochen. Alle ſprangen von ihren Sitzen, auf denen ſie ſich kaum niedergelaſſen hatten, als wäre eine Bombe unter ſie gefahren; allein ſtatt des Zetergeſchreies erhob ſich ein einſtimmiges Jubelgeſchrei. Alt und Jung, Klein und Groß rannte gegen die Gartenthüre, und ein neuer Ankömmling wurde mit ſtürmiſcher Freude begrüßt. Dieſer Ankömmling war kein Anderer, als der Kreisreviſor Jäger, ein friſches, rundes, lebendiges Männchen, dem die Heiterkeit der Seele auf zwanzig Schritte weit erkennbar vom Antlitz leuchtete. Er, die Seele der Geſellſchaft, ihr eigentlicher Begründer und immerwährender Vorſteher, hatte ſchon ſeit drei Wochen gefehlt. Er hatte, was er ſonſt nie zu thun pflegte, eine Reiſe gemacht, und war dieſen Augenblick erſt wieder davon zurückgekehrt. Noch hatte er ſich nicht einmal geſtattet, ſeine beſtaubten Reiſekleider

mit andern zu vertauſchen; ein deutlicher Beweis, wie ſehr ihm das Wohl der Geſellſchaft am Herzen lag, und wie mit unwiderſtehlicher Gewalt es ihn aus dem Poſtwagen ſogleich in den Kreis ſeiner Freunde zog. Nun ward er zum Lohn dafür beinahe erſtickt von Umarmungen und beinahe betäubt von dem Lärm der Begrüßungen. Endlich aber machte er ſich mit Gewalt Luft, indem er dabei, noch mit Thränen der Freude im Auge, ſchrie: „Laßt los! Wollt Ihr mich tödten?“

So gelang es ihm, den erſten Sturm zu beſchwichtigen, obgleich er noch lange nicht der rauſchenden Freudenbezeugungen Meiſter wurde. Man zog ihn wie im Triumphe zur Laube, zu den Tiſchen, und hier ging es nun an ein Fragen, an ein Verwundern und Ausrufen, daß er hundert Zungen nothwendig gehabt hätte, wenn er Allen zu gleicher Zeit hätte Red' und Antwort geben wollen. Einige fanden das Ausſehen des Fünfzigers ſo blühend, wie noch nie; Andere drangen in ihn, daß er Aufſchluß gebe über ſeine ſo lange Abweſenheit, und wieder Andere ſtellten Muthmaßungen darüber auf von ſo neckender Art, daß er ſich kaum des Witzregens erwehren konnte. Beſonders aber war Letzteres der Fall, als man einer Schramme auf ſeiner Stirn gewahr wurde, die mit einem ſchmalen Streifen engliſchen Pflaſters bedeckt war. Welch ein neuer Lärm entſtand bei dieſer Entdeckung! Keiner bezweifelte, daß ein Reiſeabenteuer ganz beſonderer Art die Urſache der Verwundung ſein müſſe, und da man die Neigungen des lebensfrohen Mannes kannte, ſo wurde der Verdacht laut ausgeſprochen, es möchte wohl ein galantes Abenteuer im Spiele geweſen ſein.

„Ich will ja beichten!“ rief der Kreisreviſor. „Laßt mich nur erſt zu Athem kommen. Ihr ſollt Alles wiſſen, aber gehörig, nach alter Gewohnheit, hübſch ruhig und fein. Setzt Euch auf Eure Plätze und laßt noch ein paar Seſſel übrig; denn es wird bald mehr Geſellſchaft nachkommen. Wie Jacob bin ich allein ausgezogen und hatte nicht mehr als meinen Stab, da ich über dieſen Jordan ging; aber nun bin ich zwei Heere geworden.“

Dieſe Ankündigung erregte allgemeines fröhliches Erſtaunen. Jedermann war geſpannt, was das bedeuten ſollte; aber gehorſam dem Worte des wieder in ſeine Würde eingeſetzten Präſidenten ließ man ſich im Kreiſe herum nieder. Der Thee wurde ſervirt, die Fidibus brannten, eine erwartungsvolle Stille trat ein.

Der Herr Kreisreviſor, in einer Art drolliger Verlegenheit, wie er anfangen ſollte, trank zuerſt ſeine Taſſe leer und räuſperte ſich einige Male. Dann, ſeine Erinnerungen ordnend, mit ernſter gewordenem Geſichte, begann er zu erzählen:

„Es muß Euch in der That auffallend geweſen ſein, daß ich ſo Knall und Fall fortreiſte, ohne zu ſagen wohin und warum? Es war eigentlich eine verdrießliche Sache. Mein Neveu, der Fritz, hatte nun das vierte Jahr auf der Univerſität zugebracht und ſollte ſchon vor zwei Monaten heimkommen. Ich ſchrieb ihm zwei-, dreimal, beſtimmte ihm Tag und Stunde ſeiner Abreiſe, und er erſchien immer nicht. Unter allerlei windigen Ausflüchten: der oder jener Profeſſor habe ſeine Collegien noch nicht geſchloſſen, hielt er mich hin. Wäre ich nicht ſo feſt überzeugt geweſen, daß er ſtets ein braver, fleißiger Junge war, und daß er ſeine Zeit auf der Hochſchule gut zubrachte, ſo hätte mich bald Beſorgniß

seinetwegen ergreifen können. Ihr, wißt, ich liebe ihn, als wäre er mein eigenes Kind. Nun kam noch dazu, daß die prächtigste Aussicht zu einer sofortigen Anstellung sich für ihn eröffnete. Am Ende, dachte ich, wird, wenn er nicht bald kommt, der schöne Posten ihm vor der Nase weggeangelt, und er hat trotz seiner Kenntnisse und Wissenschaften ein langes leeres Nachsehen. Da kam mir plötzlich einmal der Einfall: du willst selbst hinreisen und ihn abholen. Habe schon seit mehr als zehn Jahren keine Bewegung mehr gehabt und muß auch wieder selbst einmal nachsehen, wie es draußen in der Welt steht. Kurz entschlossen, machte ich mich für einige Wochen frei, ließ meine alte Haushälterin den Koffer packen und saß noch an demselben Abend im bequemen Eilwagen.

„Ich will Euch nun nicht mit der Beschreibung meiner Hinreise langweilen. Des Nachts drückte ich mein Haupt in eine Ecke des Wagens, des Tages schaute ich zum Fensterlein hinaus und sah die vorüberfliegenden Bäume, Häuser und Dörfer an. Auf den Poststationen gab es schmale Bissen; denn kaum trug immer der Wirth den Braten auf, so mahnte das Horn des Postillons schon wieder zur Weiterreise. Um so fröhlicher ward mir ums Herz, als endlich am dritten Morgen die Thürme der Universitätsstadt aus dem Nebel hervorstiegen. Ich lachte innerlich, wenn ich mir in Gedanken das Erstaunen vormalte, das sich meines Jungen bemächtigen würde, wenn er so unerwartet seinen Onkel ins Zimmer treten sähe. Ich fühlte schon seine Arme um meinen Hals geschlungen zum Wiedersehen nach vierjähriger Trennung, und heimlich stieg mir eine Thräne des Entzückens in das Auge.

„Nun kam aber noch eine andere Empfindung dazu, die mein unter Actenstaub zusammengeschrumpftes Revisorherz nicht minder stark pulsiren machte. Denkt euch, ich fuhr den Thoren einer Stadt entgegen, die mir vor Zeiten fast so hoch galt als meine eigene liebe Heimath. Hier war ich vor mehr als dreißig Jahren ebenfalls Student gewesen, und hier hatte ich die blühendste Wonnezeit der Jugend verlebt. Jede Gasse, die ich sonst bei Tag und bei Nacht durchzogen, jedes Haus, jedes Kaufmannsschild stand mir noch lebhaft im Gedächtniß, und an Alles knüpften sich Erinnerungen der heitersten Art. Dreißig Jahre sind freilich ein langer Zwischenraum, und bei mir war er ausgefüllt mit guten und bösen Schicksalen, mit oft bitteren Erfahrungen. Aber in diesen Augenblicken war es mir, als hätte ich sie nicht erlebt, als käme ich noch als Student von einem Ferienausflug zurück, um mich wieder in mein altes Dachstübchen einzuquartieren. Ich täuschte mich selbst mit der Erwartung, es werde mir da und dort ein Bekannter von den Studienjahren her auf der Straße begegnen, werde mir zum Willkomm die Hand bieten, werde mich fragen: wo ich so lange geblieben sei? Ach, freilich sind alle diese alten Studiengenossen nun weit zerstreut in der Welt. Von Manchem habe ich seit Jahren nichts mehr gehört; Andere, mit denen ich den Bund der Freundschaft bis zum Tode, ja über den Tod hinaus, unter Punsch und Begeisterung geschlossen, sind mir nun fremd geworden; Mehrere hat der unerbittliche Freund Hain schon längst den zeitlichen Träumen entrissen.

„Und was mag denn aus Riekchen geworden sein, dem edlen, einst so heißgeliebten Wesen? Seit dreißig Jahren, — hu, welch

ſchrecklich lange Zeit! — ſeit dreißig Jahren habe ich nichts mehr von ihr gehört. Ihre ſchlanke, ſchöne Geſtalt, ihr geiſtvolles Auge, das ſüße Spiel ihrer Mienen ſchwebte wieder lebhaft vor meiner Einbildungskraft. — Lachet nur nicht, ihr böſen Leute! Es klingt freilich wunderlich, wenn ein beginnender Graukopf, wie ich, noch mit Extaſe von einem hübſchen Mädchen ſpricht. Aber bedenkt, ich trug damals, das heißt vor dreißig Jahren, noch ein Herz wie ein Pulvermagazin, und Riekchen's Blicke zündeten wie Blitze. Was Wunder, wenn man der daraus entſtandenen Exploſion nicht ſo leicht wieder vergißt!

„Alſo an Riekchen dachte ich ſo bei der Herannäherung der Stadt auch wieder. Es war ſchon ſeit Langem nicht mehr geſchehen. Alle die ſeligen Stunden, die ich einſt mit ihr verlebte, ſtiegen wieder in feurigem Farbenglanze der Jugenderinnerungen in mir auf. Gerade als wäre es erſt vor einer Woche geweſen, ſah ich ſie mir freundlich zunicken, wenn ich des Tages wohl zwölfmal an ihren Fenſtern vorüberging. Ich tanzte wieder mit ihr auf den Bällen; ich führte ſie wieder Nachts zum Hauſe ihrer Aeltern heim, und empfing wieder den Liebeſold von ihren Lippen unten an der Treppe. Ich ſchrieb und empfing wieder Briefchen, die von meinem Stiefelputzer, als postillon d'amour, hin- und hergetragen wurden. Aber freilich war ich damals nur ein armer Student ohne Ausſichten, ſie dagegen ein vornehmes Fräulein. Ihre Eltern merkten Unrath und verkuppelten ſie an einen Hofrath. Sie ſelbſt ſagte es mir auf einem Spaziergange, wo wir uns ein Stelldichein gegeben hatten, unter tauſend Thränen. Ich gerieth in Verzweiflung; wir ſchworen uns Treue bis

zum Grabe. Ich machte ihr den Vorschlag, sie zu entführen, und schwärmte ihr vor, nach Amerika zu entfliehen. Leider fehlte es uns dazu an Geldmitteln. Aber das schien mir eine Kleinigkeit zu sein. Um es herbeizuschaffen, setzte ich mich daran, ein Buch zu schreiben, das mir, wie ich hoffte, mehrere hundert Gulden einbringen sollte. Während ich aber noch Tag und Nacht mit Schriftstellern beschäftigt war, erhielt ich eines Morgens die Hiobsbotschaft, gestern sei die Hochzeit glücklich vorübergegangen. Da zerraufte ich meine Haare und wüthete im Zimmer herum. Des andern Tages verließ ich die Universitätsstadt."

„Und Ihr Buch, was ist denn aus dem geworden?" fragte einer der Anwesenden.

„Das schmiß ich im ersten Aerger in den Ofen. Es war eine vortreffliche Analyse der Kant'schen Philosophie in dialogischer Form, ein Buch, das sicherlich kein Mensch je gelesen hätte. Seitdem habe ich mich nie mehr auf das Schreiben verlegt, als in meinem friedlichen Comptoir. — Doch zur Sache zurück. Der Eilwagen rollte also zu den Thoren hinein, während ich mit sehnsuchtsvollem Auge zum Kutschenfenster hinausstarrte. Aber, du lieber Himmel! wie verändert fand ich's hier. Alle die Häuser und Gassen sahen sich nicht mehr gleich. Die leidige Bau- und Putzwuth unserer Zeit hatte die Stadt bis zur Unkenntlichkeit umgestaltet, und nur noch die Themis auf einem alten Brunnenstocke war dieselbe geblieben. Statt der befreundeten Gesichter von Studenten und Philistern begegneten mir nur wildfremde Physiognomien.

„Ich stieg ziemlich gedemüthigt durch den Gedanken: da ist

eine ganz neue Generation erwachsen und du bist indessen ein alter Mann geworden, beim Posthause ab. Kaum fand ich mich zur Wohnung meines Neveu zurecht, obgleich ich den Namen der Straße und die Hausnummer genau kannte. Wie ich endlich an Ort und Stelle kam, wurde es mir wieder wärmer ums Herz. Die Freude, den guten Jungen an die Brust zu drücken, ließ mich meine widerwärtige Enttäuschung vergessen. Ich zog die Schelle, in der Erwartung, er habe mich etwa schon vom Fenster aus kommen sehen und werde mit dem Ungestüm der kindlichen Liebe die Treppe herniederstürzen, in meine Arme fliegen. Aber nichts davon; nur eine alte Frau trat aus der Thüre, um zu fragen, was ich wollte.

„Ist Herr Studiosus Jäger nicht zu Hause?" fragte ich.

„Herr Jäger? Ach, du meine Güte! wären Sie doch vorgestern gekommen. Vorgestern am Morgen, ein Viertel nach acht Uhr, sind sie fort." Dabei lachte sie hell auf über mein verlegenes Gesicht.

„Fort! wohin denn?" fragte ich endlich.

„In einem Wagen sind sie fort; aber was sage ich doch, in Einem Wagen? Vier Wagen waren es, worin ihn die Herren Studiosus begleitet haben. Ach, es war recht rührend zu sehen, wie sie Abschied nahmen. Mir selbst hat es fast die Augen aus dem Kopfe fortgeschwemmt, daß er uns nun so verlassen mußte. Er war gar ein lieber, guter Herr Doctor!" Und bei diesen Worten begann die Matrone bitterlich zu weinen.

„Wohin ist er denn?"

„Wohin er sei? Ach, du meine Güte! das wissen Sie nicht?

Der Herr Doctor haben einen Onkel, der ihnen, glaube ich, geſchrieben hat, nach Hauſe zu kommen. Es hat ihnen aber auch recht weh gethan, fort zu müſſen. Manchmal in den letzten Zeiten, wenn ich ihnen den Kaffe brachte, ſaßen der Herr Doctor ganz melancholiſch auf dem Canapee; und einmal — ach! — habe ich ganz deutlich geſehen, wie ſie rothgeweinte Augen hatten."

„Dieſe Erinnerung erſchütterte die Frau wieder zum lauten Schluchzen.

„Aber warum war er denn ſo melancholiſch?"

„Das kann ich Ihnen ſchon ſagen, das weiß keine Seele ſo gut, wie ich. Sehen Sie, ſie wären über alle Beſchreibung gerne hier geblieben, weil es ihnen bei mir ſo gut gefiel." Hier brach ſie in ein äußerſt ſelbſtgefälliges Lachen aus. „Sie hatten es aber auch darnach; ich bin zwar nur eine gemeine Frau, aber alle meine Herren Studioſus ſind immer gerne bei mir geweſen. Das Zimmer halte ich jeder Zeit proper und blank, wie ein Kirchlein; alle Morgen Schlag 7 Uhr trage ich ſelbſt den Kaffe mit einer ganz friſchen Semmel hinauf; um 9 Uhr — —"

„Kurz, die gute Alte entwickelte mir mit höchſter Umſtändlichkeit ihre ganze Wirthſchaftsordnung, und lachte und weinte dabei abwechſelnd, manchmal wo es am wenigſten paßte. Da ich aber nach einer Stunde noch immer nicht klug daraus geworden war, was meinem Jungen eigentlich fehlte und warum er im Widerſpruche mit ſeinem letzten Briefe an mich ſo unerwartet ſchnell fortgereiſt ſei, empfahl ich mich. Eben ſo wenig erfuhr ich bei Andern ſeiner Bekannten, Profeſſoren und Studirenden, an die ich mich wandte, Beſtimmtes. Ueberall hörte ich zwar

ſein Lob erſchallen, als eines eingezogenen, fleißigen, jungen Mannes, aber über ſeine Abreiſe ſchwebte ein undurchdringliches Dunkel.

„Somit waren meine Geſchäfte in der Univerſitätsſtadt bald abgethan. Ich konnte fort, wann ich wollte, und doch hielt mich eine kleine, ſehr verzeihliche Neugierde noch einen Tag länger feſt. Was iſt aus Riekchen geworden? Ich vernahm, ſie lebe noch immer als Frau Hofräthin Seelhorn in der Stadt, ſei aber ſchon ſeit mehreren Jahren Wittwe. Man wies mir ihr Wohnhaus; es war noch immer das ihrer längſt verſtorbenen Eltern. Da faßte ich denn, wie man zu ſagen pflegt, das Herz in beide Hände, und ließ um Erlaubniß fragen, ob ich ſie beſuchen dürfe?

„Ihr möget es mir glauben, es war eine lange Viertelſtunde voller quälenden Ungeduld, bis der ausgeſandte Lohnbediente wieder zurückkehrte. Ich wich nicht vom Fenſter meines Gaſthauſes, bis ich ihn kommen ſah, und als der Kerl endlich langſam um die Ecke der Gaſſe hervorſchlich, donnerte ich ihm von oben herab zu, er ſolle ſich doch beeilen, mir die Antwort zu bringen.

„Allein was half es? Die Frau Hofräthin, hieß es, ſei ſeit zwei Tagen abgereiſt, um in ein Bad zu gehen. Vor vier oder fünf Wochen werde ſie ſchwerlich heimkehren.

„Das ſchlug nun vollends dem Faß den Boden aus. Ich ſetzte mich wieder in den Wagen, und fort ging's. Wohin? war mir ziemlich gleichgültig. Ich wollte Anfangs ſogleich wieder nach Hauſe, beſann mich aber dann doch eines Beſſern, und eilte der Reſidenz zu, wo ich mich für meine getäuſchten Hoffnungen durch den Beſuch von Muſeen, Theatern und andern Herrlichkeiten

mehr zu entſchädigen ſuchte. Davon erzähle ich Euch ein andermal; für heute nur meine Abenteuer.

„Für die fernere Heimreiſe erwählte ich wieder den Eilwagen. Auf dem Dome der Reſidenz ſchlug die Glocke in feierlichem Tone gerade die zehnte Abendſtunde, als ich mich einſetzte. Die Geſellſchaft im Innern des Wagens, wo wir wie Pökelhäringe zuſammengepreßt ſaßen, beſtand aus mehreren Herren und zwei Damen. Eine der letzteren, und wie es mir beim Hineinſteigen vorkam, die jüngere, befand ſich zu meiner Linken, was doch einigermaßen Troſt für mich war; denn ich hatte durch Fügung des Schickſals gerade den ſchlechteſten Platz bekommen, Nummer 6, den mittleren der drei Rückſitze. Neben mir zur Rechten ſaß ein Herr im Mantel; gegenüber von uns die ältere Dame und zwei Engländer. Als ſolche erwieſen ſich dieſelben wenigſtens durch ihre Sprache, in welcher ſie einige Worte mit einander wechſelten. Sehen konnte man in der Stockdunkelheit nichts.

„Das Zuſammentreffen von Perſonen, die ſich ganz fremd ſind, die der Zufall aus allen vier Weltgegenden zuſammengeweht hat, von denen jede ihre verſchiedenen Abſichten und Intereſſen hat, und die doch genöthigt ſind, auf einem engen Raume von wenigen Quadratſchuhen in vertraulicher Nähe beiſammen zu athmen, ja Tagelang die Freuden und Leiden einer Reiſe mit einander zu tragen, hat für meine Einbildungskraft immer viel Anregendes gehabt. Weil man in ſolchen Fällen gewöhnlich nichts Beſſeres zu thun weiß, ſtudirt man die Phyſiognomien, ſammt Hüten, Röcken und Weſten der im Wagen gegenüber Sitzenden, um aus der aufgeſteckten Flagge auf Beſtimmung, Fracht u. ſ. w. ſchließen zu

können. Manchmal glückt's, das Wahre zu treffen, manchmal auch nicht; was schadet's? Jetzt aber blieb alles Recognosciren eitel; denn, wie gesagt, die ägyptische Finsterniß war nicht dunkler, als es in unserem rasselnden Gehäuse aussah.

„Ich hätte nun freilich durch ein angeknüpftes Gespräch meine Neugierde befriedigen können. Allein sobald das Arrangement der Mäntel, so wie der Beine mit den Gegenfüßlern gemacht war, herrschte tiefes Schweigen im Wagen. Nur die ältere Dame, mir schräg gegenüber, unterbrach dasselbe einmal, indem sie sich zu meiner schönen oder häßlichen Nachbarin zur Linken herüberneigte und ihr etwas zuflüsterte. Die Worte verstand ich nicht, aber im Tone lag etwas wie Befehlendes oder Zurechtweisendes, so daß ich daraus schloß, jene sei die Vorgesetzte, diese die Untergebene.

„Sobald einmal das Thor der Residenz hinter uns lag, drückte sich Jeder und Jede in seine Ecke, um zu schlummern. Das Beispiel ist ansteckend. Auch ich entschloß mich, deßgleichen zu thun, nachdem ich einige Zeit durchs Fensterlein dem Vorüberjagen der dunkeln Gestalten von Bäumen zugeschaut hatte. Aber nun erst sah ich mich recht in der Verlegenheit; wohin mein müdes Haupt legen. Es schien mir eben so unschicklich, mich an die Schulter meines weiblichen Nebenbei zu lehnen, als unmöglich, aufrecht sitzend den Schlaf zu finden. Doch ein Tropf ist, der sich nicht zu helfen weiß. Ich band mein seidenes Taschentuch als Schlinge oben am Netz des Wagens fest, und legte meine Stirne in seine weichen Falten, wie in eine Hängematte. Die vorwärts hängende Lage des Körpers hatte zwar viel Unbehagliches; allein

es ging. Bald ſchwammen traumhafte Bilder an meinem innern Blicke vorüber; das gleichförmige Raſſeln und Rollen des Wagens verlor ſich allmählich vor meinem Ohr. Ich befand mich in jenem unerklärlichen Dämmerzuſtande zwiſchen Wachen und Schlafen.

„Nun gebt Achtung!

„Lange dauerte es nicht, ſo däuchte mir, es ſtreife etwas leiſe über meinem Rücken hin. Sogleich wieder munter geworden, lauſchte ich in unveränderter Stellung, was es da gebe. Es war eine Hand; ſie kam von dem Herrn zur Rechten. Sollte der ein Taſchendieb ſein? Doch nein; von der linken Seite kam ſogleich auch eine andere Hand, ohne Zweifel die des Mädchens. Beide drückten ſich feſt und innig, ich fühlte es deutlich; denn ich erhielt auch noch einen Theil des zärtlichen Druckes. Da war offenbar ein Einverſtändniß.

„Ich rührte mich nicht. Vermuthlich glaubten die beiden Leute, ich ſei tief im Schlafe, und ſetzten nun ungenirt hinter meinem Rücken ihren höchſt ſonderbaren Roman fort.

„Luiſe!“ flüſterte er kaum hörbar. Sie neigte ſich nun auch zu ihm hinüber.

„Luiſe, meine Liſt iſt gelungen. Ich kann ohne Gefahr noch einmal in Deiner Nähe ſein. O, wie glücklich bin ich.“

„Nach einer langen Pauſe entgegnete das junge Frauenzimmer: „O Gott, wenn es meine Mutter merkte! Wenn ſie Dich erkennen würde! Ich zittere.“ Wirklich ſpürte ich an meiner Schulter das bange Schlagen ihres Herzens.

„Fürchte Dich nicht, Luiſe. Vor Tagesanbruch ſteige ich in ... — den Namen des Ortes verſtand ich nicht — wieder aus.“

„Er zog ſie nun näher — ich brach faſt unter der Laſt zuſammen — und küßte ſie ſo herzhaft, daß, wenn nicht der Poſtillon draußen gerade mit der Peitſche geknallt hätte, der Verrath unausweichlich geweſen wäre.

„Von dem darauf folgenden Geſpräche vernahm ich weniger, weil es ſehr leiſe geführt wurde und die Räder auf friſchem Kies des Weges knarrten; doch tönten einzelne Worte wie: Engel — ewige Treue — Herz — Liebe u. ſ. w. ſehr deutlich zu meinen Ohren.

„Nach einer Weile bemerkte ich, daß Beide ihre Handſchuhe auszogen, und ſchloß aus dem eigenthümlichen Suchen und Bewegen ihrer Hände, daß ſie Ringe wechſelten. Das Mädchen war dabei ſehr ergriffen; es ſchluchzte heimlich und that ſich die äußerſte Gewalt an, es zu unterdrücken.

„War es das Sonderbare einer Verlobung auf meinem ehrenwerthen Rücken, oder der abenteuerliche Einfall, eine finſtere Poſtkutſche zu einer ſolchen Scene zu benutzen, oder war es die Macht weiblicher Thränen, gegen die ich zu keinen Zeiten Bombenfeſt geweſen bin — kurz, die Sache intereſſirte mich dermaßen, daß ich mich entſchloß, ohne Mucken und geduldig den ferneren Verlauf der Sache abzuwarten. Ja, ich geſtehe es, obgleich ich die eigentlichen Verhältniſſe gar nicht kannte und obgleich die bei dieſem Drama ſpielenden Perſonen mir ſo verborgen waren, daß ich auch nicht einmal die Umriſſe ihrer Geſtalt durch die Finſterniß zu erkennen vermochte, fühlte ich dennoch auf der Stelle Theilnahme für ſie. Hier war offenbar eine unglückliche Liebe! Eine Mutter, vermuthlich die mir gegenüberſitzende Dame, war

die Tyrannin, welche aus Geld=, Adel= oder Rangſtolz zwei treue Herzen von einander reißen wollte. Sie hatte mit ſo ſcharfen Argusaugen bisher das Mädchen bewacht, daß es dem Liebhaber unmöglich war, ſich ihm zu nähern. Sie will daſſelbe nun durch plötzliche Abreiſe von ihm entfernen; nichts ſoll es mehr von ihm ſehen und hören. Allein der Liebhaber, kühn und trotzig, wie ein Mann, der ſich auch im Zwilchkittel ſeines Werthes bewußt bleibt, folgt nach, ſetzt ſich in denſelben Wagen, und verlobt ſich in Gegenwart der Mutter, die kaum zwei Spannen entfernt ſitzt, mit ſeinem Liebchen. Prächtig, prächtig! Je weniger ich von dem Geflüſter hinter meinem Rücken verſtand, mit deſto lebendigeren Farben malte ich mir die Geſchichte aus, deſto feuriger nahm ich Parthei für meine beiden Nachbarn, deſto grimmiger wurde ich gegen mein despotiſches vis-à-vis.

„Natürlich wollte ich für die Erſteren mein Mögliches thun, und ſchon das war Etwas, daß ich ſo lange in meiner unnatürlichen Stellung, mit dem Kopf in der Binde hängen blieb. Allein ich wollte noch mehr, — wachen für meine Schützlinge! Ich ſtrengte meine Augen faſt übermenſchlich an, um zu beobachten, ob die Mutter noch ſchlafe und keinen Unrath merke.

„Da fuhr der Eilwagen unvermuthet durch ein Dorf, oder ein Städtchen, ich weiß nicht, was es war. Der Wiederſchein der Wagenlaternen, von den weißen Mauern der Häuſer zurückgeſtrahlt, warf für einige Augenblicke ein Dämmerlicht in unſern engen Kaſten. Da ſah ich, daß die Augen der Dame gegenüber, weit entfernt zu ſchlafen, offen ſtanden und das Treiben der Tochter zu beobachten ſchienen. Jetzt galt es Geiſtesgegenwart! Raſch

entſchloſſen bäumte ich mich zurück, ſo daß das Pärchen nolens volens auseinander ſtob und jeder Theil ſchüchtern in ſeinen Winkel zurückfloh.

„Für einmal war die Gefahr gehoben. Was ſollte aber nun weiter geſchehen? Lange berathſchlagte ich mit mir ſelbſt darüber. Sollte ich noch einmal durch mein Vorwärtslehnen die Wandſpalte für Pyramus und Thisbe öffnen, oder ſollte ich unter irgend einem Vorwande dem jungen Manne zur Rechten vorſchlagen, die Plätze zu wechſeln? Erſteres ſchien wegen der argwöhniſchen Argusaugen gegenüber bedenklich, und letzteres, nicht minder bedenklich, beraubte mich dazu noch der bisherigen anziehenden Unterhaltung. So mochte vielleicht eine halbe Stunde rathlos vorbeigegangen ſein, während die Poſt wohl eine halbe Meile vorwärts flog, als das Schickſal ſich plötzlich für einen dritten Ausweg zu Gunſten der Liebenden entſchied.

„Ein dumpfer Schlag erſchütterte das fahrende Gebäude, in dem wir ſaßen. Dann krachte es etliche Male; der Wagen ſchwankte hin und her, und ſchlug darauf ſanft mit Allem, was drin und drauf war, um. Die Fahrt hielt ſtill.

„In dieſem kritiſchen Augenblick gewahrte ich nur noch, daß die Mama jenſeits über die ſchlafenden Engländer herflog, von denen Einer, wahrſcheinlich aus ſüßen Träumen erweckt, ſein „God dam!" jammerte. Dann aber verlor ich Hören und Sehen. Der Mantel des Fräuleins, welches auf mich fiel, begrub mich tief in ſeine Falten. Ich ſelbſt ward durch die Wucht des Stoßes auf den Schooß des unglücklichen Liebhabers geſchleudert. Wir hatten Schiffbruch erlebt, und das ſo unerwartet, daß das ganze

Chaos von Menſchen, Gepäcke, Hüten, Mänteln, Schachteln u.ſ.w. einen Augenblick rein erſtarrt vom allgemeinen Entſetzen auf einander liegen blieb. Dann aber begann ein gewaltiges Schreien und Heulen in verſchiedenen Sprachen. Jeder ſuchte ſich ſo gut als möglich herauszuarbeiten und nach friſcher Luft zu ſchnappen, und Jeder ſtieß bei dieſer Verwirrung und in der Finſterniß den Andern nur noch tiefer in den Abgrund des Verderbens. Am Uebelſten kam der andere Engländer davon, welcher noch immer ruhig fortſchlief, bis er, von unſern Füßen getreten, wie ein brüllender Ochſe aufſchoß.

„Es gelang mir, nachdem ich mich aus dem verwünſchten Mantel losgewickelt hatte, zuerſt zum Fenſter, wie zu einer Dachluke, hinauszukriechen und den Conducteur und Poſtillon anzurufen, die indeſſen, unbekümmert um die Verwirrung im Wagen und zankend, bei dem zerbrochenen Rade ſtanden. Mit ihrer Hülfe gelang es allmählich, alle die Gefangenen in Freiheit zu bringen. Draußen war noch Alles dunkel. Die einzelnen Sterne am Himmel vermochten die Landſchaft kaum in unbeſtimmten Schattenumriſſen aufzuhellen. Die Landſtraße ſtand nächtlich verödet. Kein Haus, kein Licht war in der Nähe wahrzunehmen.

„Das nächſte Geſchäft für uns Alle war, uns zu vergewiſſern, ob noch alle Arme und Beine an gehöriger Stelle ſeien. Zum größten Glück hatte Niemand großen Schaden genommen. Ich ſelbſt aber fühlte eine Weile ſpäter einen Schmerz an der Stirne. Als ich dahin taſtete, fühlte ich warm herausquellendes Blut. Wie und wo mir dieſe Verwundung zugeſtoßen ſei, kann ich bis zur Stunde nicht begreifen. Indeß habe ich mich nicht darüber

zu beklagen gehabt; denn ich wurde sogleich durch die allgemeine Theilnahme meiner Reisegefährten überreichlich dafür entschädigt; meine bisherige Nachbarin umwand mir in zarter Sorgfalt für mein Wohlergehen sogar die Stirne mit ihrem eigenen Tuche. War es Dank für die bisher geleisteten Dienste, war es eine Aufforderung für fernere Beihülfe? Ich, der ich sogleich wieder meine muntere Laune gewonnen hatte, nahm es für letzteres, und beschloß, zum Theil zu meiner eigenen Unterhaltung, das begonnene Heilswerk mit kluger Benutzung der Umstände fortzusetzen. Vielleicht, dachte ich, kannst du da das Glück zweier armer Seelen gründen, die in ihrem ganzen Leben dir's danken werden, wenn du das steinerne Herz der alten Mama zu rühren verstehst. Nebenbei muß ich bemerken, daß ich nie zu abenteuerlichen Streichen aufgelegter bin, als gerade auf Reisen, unter unbekannten Menschen. Was ich zu Hause nie gewagt hätte, kam mir dort ganz unbedenklich vor.

„Allons, meine Damen!" rief ich. „Was wollen wir hier in der kalten Nachtluft verderben? Lassen Sie uns vorwärts wandern, bis wir in ein Dorf kommen. Dort wollen wir Wagner und Schmied aufwecken und ruhig bei einer Tasse Kaffe abwarten, bis die Heilkünstler unser leckes Fahrzeug wieder in Stand gestellt haben werden."

„Der Vorschlag fand Beifall; der Conducteur bat mich sogar, ihn unverweilt auszuführen, weil er wegen des Wagens und der Postillon wegen der Pferde die Unglücksstelle schicklicherweise nicht verlassen konnten. Da die jüngere Dame noch immer unter ihren Habseligkeiten im Innern der Postkutsche zu suchen hatte, ließ ich

ſie unter dem Schutze ihres Galans und bot der Mama meinen Arm und meine Begleitung an. Die beiden Söhne Albions zogen vor, in ihre Mäntel gehüllt, zurückzubleiben.

„Ich alſo luſtwandelte mit meiner unbekannten Reiſegefährtin im Sternenſchein vorwärts. Anfangs glückte es mir nicht, ein Geſpräch einzufädeln. Sie war vom Schrecken noch immer ſtumm und ſtarr. Darum ſuchte ich ſie durch Scherze aufzuheitern, und wirklich gelang es mir, ihre Lebensgeiſter aufzuwecken, als ich ihr auf höchſt komiſche Weiſe unſern Schiffbruch und das Uebereinanderpurzeln im Wagen darſtellte. Ihr Lächeln ſteigerte ſich allmählich zum lauten Lachen und endlich brachte ich ſie — Ihr kennt ja meine Stärke in ſolchen Manövern! — dahin, daß ſie ganz vertraulich, wie mit einem alten Bekannten, zu mir ſprach.

„Jetzt, dachte ich, ſoll mein Verſchwörungsplan ſich entwickeln. Laſſet uns das Eiſen ſchmieden, dieweil es warm iſt. „Bei dem Allem," fuhr ich in unſerem Geſpräche über den vorigen Unfall fort, „bei dem Allem kam ich trotz meiner Kopfwunde noch am glücklichſten davon. Das junge Fräulein nämlich — nicht wahr, es iſt Ihre Tochter?"

„Ja!"

„Ihre Tochter nämlich flog mir gerade in die Arme, was für einen alten Knaben, wie ich bin, gar kein ſo verdrießlicher Streich des Schickſals war. Ich wette, hätte mich ihr Bräutigam in dieſer Attitüde geſehen, er würde mir morgen aus Eiferſucht eine Forderung zum Duell zuſchicken."

„O, ſeien Sie deßhalb ganz unbeſorgt," erwiederte mir die Dame, noch immer lachend. „Luiſe hat noch keinen Bräutigam."

„Hm! Darauf wollte ich nicht schwören. Wenn auch keinen Bräutigam, hat sie doch gewiß einen Liebhaber. Ich weiß es ja."

„Wie sollten Sie das wissen? Sie sind ein recht scherzhafter Mann."

„Ohne Scherz, meine Gnädige. Sehen Sie, ich bin ein Mann, der auch im Dunkeln mit Luchsaugen sieht, und mit seinen Blicken sogar in die Geheimnisse der weiblichen Herzen blickt, obgleich diese sonst im wohlgegründeten Rufe stehen, unerforschlich zu sein. Auf diese Weise hatte ich denn auch sogleich weg, wie es mit den Seelen- und Herzensangelegenheiten Ihrer Fräulein Tochter stehe."

„Da sind Sie ja ein Zauberer oder Wahrsager," antwortete meine Gefährtin, und wurde etwas unruhig.

„Ein Wahrsager gewiß; denn, was ich sage, ist völlige Wahrheit."

„Wer sind Sie? Kennen Sie uns denn? Oder was wissen Sie von meiner Tochter? Reden Sie unverhohlen."

„Ich will unverhohlen reden, wie Sie es befehlen. Also — Ihre Tochter hat einen sehr feurigen, sehr begeisterten Liebhaber. Noch mehr — Ihre Tochter wird nicht nur geliebt, sondern liebt eben so feurig und begeistert wieder. Noch mehr. —"

„Noch mehr? Ich bitte Sie um Gotteswillen!"

„Erschrecken Sie nicht, meine Gnädigste! Alles ist bis jetzt ganz in der Ordnung. Aber nun kömmt es anders. Sie, die Mutter, haben das Einverständniß bemerkt, und wünschen den Liebhaber dahin, wo der Pfeffer wächst. Welche Gründe Sie

dafür haben, weiß ich nicht; es ſcheint mir auch nicht paſſend, Vermuthungen darüber zu äußern. Allein —"

„Hier ſtieß die Dame einen ſchwachen Schrei aus und entzog mir ihren Arm.

„Werden Sie mir nicht böſe," fuhr ich im ruhigſten Tone von der Welt fort, entſchloſſen, das begonnene Werk zu Ende zu führen. „Verdenken Sie es auch einem jungen Mädchen nicht, wenn es nichts ſehnlicher wünſcht, als dem, welchem es ſeine Liebe ſchenkte, auch die Hand zum ewigen Bunde reichen zu können. So viel weiß ich nun ganz beſtimmt, daß es Ernſt gilt, und daß ſich die beiden Herzen nicht mehr trennen laſſen, ohne daß ſie brechen. Geben Sie meinem wohlgemeinten Rathe Gehör; handeln Sie ſo mütterlich, wie Sie in Ihren eigenen jüngeren Jahren wünſchen mußten, daß Ihre Mutter an Ihnen handelte. Ich ſetze dabei immer voraus, der junge Mann ſei rechtſchaffen und brav, ſei im Stande, eine Frau anſtändig zu ernähren."

„Dieſe ſalbungsvollen Ermahnungen ſetzte ich noch eine längere Zeit fort, und ſie ſchienen einen wunderbaren Eindruck auf die Frau zu machen. Sie weinte und ſchluchzte heftig.

„Dieſes Weinen ſetzte mich Anfangs in Beſtürzung, weil ich befürchtete, ich hätte die Unbekannte durch mein unbeſonnenes Dareinfahren in eine Geſchichte, die mich gar nichts anging, ernſtlich beleidigt. Darum wollte ich mich auch entſchuldigen und ſie tröſten. Allein unerwartet ergriff jene nun ſelbſt das Wort:

„Wer Sie auch ſein mögen, ich ſehe aus Allem, Sie kennen uns und meinen es gut," ſprach ſie. „Zeit und Gelegenheit ſind freilich nicht ganz paſſend zu ſolchen Erklärungen, aber weil Sie

doch einmal von der Sache so viele Kenntniß haben, muß ich Ihnen zu meiner eigenen Rechtfertigung noch einige nähere Erläuterung geben!“

„Und nun begann sie mir zu erzählen, sie sei Wittwe. Es sei Lieblingswunsch ihres verstorbenen Gatten gewesen, die einzige Tochter, wenn sie einmal das gehörige Alter erreicht haben würde, an einen jungen Mann, den Sohn eines intimen Freundes, zu vermählen. Da der Tod ihn an der Ausführung dieses Planes hinderte, habe sie, die Mutter, es für Pflicht erachtet, ihr Möglichstes zu thun, um dieses Ziel zu erreichen. Dabei sei sie nun auf das große Hinderniß gestoßen, daß sich die jungen Leute gar nichts aus einander machten. An ihrer Luise habe sie allerdings seither eine andere Inclination bemerkt, die sie bisher zu unterdrücken suchte, indem sie jede Annäherung des unberufenen Liebhabers untersagt habe. Allein dieses Verbot habe höchst nachtheilig auf die Gemüthsruhe, ja selbst die Gesundheit ihrer Tochter gewirkt. Darum hätte sie sich entschlossen, mit ihr fortzureisen, um durch Entfernung und Zerstreuung die Wunden wieder heilen zu lassen. Freilich sei ihr schon oft der Gedanke gekommen, ob es nicht vielleicht für ihrer Luise Glück zuträglicher wäre, wenn sie minder fest auf dem alten Lieblingsplane beharren würde. Darum hätten sie auch vorhin meine unerwarteten Ermahnungen so sehr erschüttert. Sie schloß damit ihre langen, vielfach durch Thränengüsse unterbrochenen Erklärungen, daß sie mich bat, Offenheit mit Offenheit zu erwiedern und ihr zu sagen, wie ich dazu komme, ihr über die Angelegenheiten ihrer Tochter so viel mittheilen zu können.

„Ich war in der That auch ganz weich geſtimmt worden. Die Frau erſchien mir in einem viel mildern Lichte, als zuvor. Ich fühlte, daß ich ihr Unrecht gethan hatte, und wollte durch eine offenherzige Beichte dieſes Unrecht wieder gut zu machen ſuchen.

„Da bellte vor uns ein Hund. Schatten von Gebäuden ſtiegen hinter Baumwipfeln auf, und wir ſahen uns unerwartet in dem Dorfe, welches das einſtweilige Ziel unſerer nächtlichen Wanderung ſein ſollte. Das hinderte dann auch vorläufig weitere Erklärungen. Es ſchien mir die dringendſte Pflicht zu ſein, für die Geſellſchaft ein Unterkommen ausfindig zu machen.

„Das war nun freilich ſchwierig. Denn da es erſt zwei Uhr in der Nacht ſein mochte, ſo ſchlief noch männiglich. Doch führte mich der bellende Hund auf die richtige Spur, nämlich zu einem Gebäude, das mir, wegen ſeines ſtattlicheren Ausſehens, eine Schenke zu ſein ſchien. Ein Wirthshausſchild, kaum in der Finſterniß erkennbar, beſtätigte die Vermuthung.

„Nach langem Pochen an der Thüre erſchien ein Mann mit einer trüben Hornlaterne. Ich erklärte ihm unſern Unfall, wie unſer Begehren, worauf er uns das Wirthszimmer öffnete, und verhieß, die Mägde wecken zu wollen. Eine derſelben erſchien bald hernach ſchlaftrunken und zündete Lichter an, während ich jenem Manne, der ſich jetzt als wohlbeſtallter Hausknecht erwies, die Befehle in Betreff der zur Herſtellung des Wagens auszuſendenden Handwerker gab.

„Wie ich nach dieſer kurzen Abweſenheit wieder ins Wirthszimmer zurückkehrte, fand ich daſſelbe hell erleuchtet. Die fremde Dame verabſchiedete gerade das Mädchen, bei welchem ſie warmen Kaffe beſtellt hatte.

„Es mußte nun ſehr natürlich eine etwas ſonderbare Scene kommen. Die Dame, wie ich, brannten vor Neugierde, uns nach Allem, was bis jetzt vorgegangen war, von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen. Sie erwartete ohne Zweifel, irgend einen weitläufigen Bekannten in mir zu erblicken, und erſchrack ſichtlich, als ſie ihres Irrthums gewahr wurde. Ich dagegen, ein beſchämter Sünder, wagte kaum recht ans Licht zu kommen, in der Erwartung, ſie werde ſich entrüſtet von mir abwenden. Es war eine ältliche Frau von ſehr feinem Aeußern. Ihre Züge waren edel, ſelbſt ſchön zu nennen, obgleich die Jugendfriſche längſt verflogen ſein mochte; jedoch gab ihr der ungewiſſe Schein der beiden Kerzen und vielleicht auch die gemüthliche Erregung von vorhin eine nicht unvortheilhafte — —"

„Ich wette," ſchrie Einer aus der Freitagsgeſellſchaft unterbrechend dazwiſchen, „das war die „alte Flamme" unſeres Reviſors, die Frau Geheimräthin oder Hofräthin aus der Univerſitätsſtadt."

Die ganze Geſellſchaft klatſchte lachend in die Hände, und der verblüffte Erzähler verbeugte ſich mit tiefer Reverenz, ſei es, um die Vermuthung zu beſtätigen, ſei es, um ſein jünglinghaftes Erröthen zu verbergen. Doch dauerte der Tumult nicht lange. „Forterzählt!" rief Jeder, und der Herr Reviſor mußte gern oder ungern dem Wunſche entſprechen.

„Ja, ſie war es! Ich erkannte ſie in den erſten Augenblicken wieder, ſobald ich meine Augen ausgewiſcht hatte, um mich zu überzeugen, daß ich recht ſähe, daß ich nicht träume. Aber du allgewaltige Zeit, wie verändert ſeit damals! Sie ſtarrte mich

wie eine Geiſtererſcheinung an. Weder ſie noch ich ſprachen ein Wort. Ich weiß nicht, wie lange es dauerte; aber endlich mußte doch geſprochen werden. Von ſtarken Erinnerungen ergriffen und überwältigt, beugte ich mein Knie und ergriff ihre Hand.

„Friederike!“ war das Einzige, was ich ſtammeln konnte.

„Sie wurde bleich und roth und rief: „Mein Gott, ſind Sie es? Sind Sie es wirklich? Stehen Sie doch auf! Wenn uns Jemand überraſchte!“

„Ich ſtand auf und wir ſahen einander wieder an; ſie eine alte Frau und ich ein alter Hageſtolz, und doch beide noch, wie es mir wenigſtens in dieſem Augenblicke vorkam, mit Herzen voll ungeſchwächter Liebe.

„Indeſſen zeigte ſich ſehr ſchnell, daß ſie nicht mehr das ſchüchterne Mädchen von ehemals ſei. Mit erſtaunlicher Gewandtheit ward ſie ihrer Gefühle Meiſter, und flugs hatte ſie ein Geſpräch angeknüpft, das ſo freundſchaftlich und herzlich war, wie man es ſich unter dieſen Verhältniſſen nur immer denken kann, und das ſich doch nur in den Schranken der zurückhaltendſten Höflichkeit bewegte. Ich mußte ihr alle meine Schickſale ſeit unſerer Trennung erzählen und meine gegenwärtigen Verhältniſſe ſo genau als möglich ſchildern. Sie war unermüdlich im Fragen und ich unermüdlich im Antworten. Wir hätten Stunden lang in ſo ſeligem Plaudern zubringen können, und wurden leider ſehr bald unterbrochen.

„Die Thüre ging auf; eine Sylphide ſchwebte herein; ein Engel, kein irdiſches Mädchen war es — kurz, Riekchen von ehemals, wie es leibte und lebte. Es war mir, als ob Himmel

und Erde, oder vielmehr Wände und Decke des Wirthszimmers ſich im Kreiſe ringsum drehten.

„Die Frau Hofräthin entzog mir ſchnell ihre Hand, — denn unſere Hände lagen, ohne daß wir es gewußt hatten, ineinander, — und fuhr etwas überraſcht empor. Weder ſie noch ich hatten ſeit dem Wiedererkennen an unſer voriges Geſpräch im Sternenſchein mehr gedacht.

„Biſt Du es, Luiſe? Kommſt Du ſo ganz allein in der Dunkelheit hierher?“

„Nein, liebe Mama,“ entgegnete dieſe ziemlich verlegen. „Hier, der Herr aus dem Poſtwagen hatte die Güte —“

„Mehr konnte ſie nicht hervorbringen.

„Warum biſt Du denn nicht gleich mit mir hierher gekommen? Und wie wußteſt Du mich jetzt zu finden?“

„Wir gingen dem Lichte nach, das durch die Fenſter ſchien,“ antwortete das Mädchen. „Die Handwerker, denen wir unterwegs begegneten, ſagten uns auch, Du ſeieſt hier, liebe Mama.“

„Siehe, Luiſe,“ ſprach ſodann die Frau Hofräthin, indem ſie mich ihrer Tochter vorſtellte, Herr Jäger aus ***. Ich habe unerwartet in unſerem Reiſegefährten einen höchſt — — ſchätzbaren Bekannten und Freund aus früheren Jahren wiedergefunden. — Oder“ — hier ſtieg ihr plötzlich ein Verdacht auf — „kennt ihr einander etwa ſchon?“

„Ich betheuerte, daß wir uns erſt dieſe Nacht im Poſtwagen kennen gelernt hätten. „Freilich,“ ſetzte ich ſchalkhaft hinzu, „auf eine ſehr ungewöhnliche und intereſſante Weiſe. Nicht wahr, mein Fräulein?“

„Meine Worte ſetzten die Angeredete in eine ſo große Beſtürzung, daß ſie nichts erwiedern konnte. Auch die Mutter bemerkte es und ſchüttelte leiſe und verwunderungsvoll den Kopf.

„Es waltet da irgend ein Geheimniß, das ich nicht enträthſeln kann," ſprach ſie. „Schon vorhin, mein lieber Herr Jäger, ſetzten Sie mich durch Ihre Wahrſagereien in Erſtaunen. Offenbar wurde hinter meinem Rücken Etwas angeſponnen. Klären Sie mir die Sache doch endlich auf!"

„Bitte ſehr um Vergebung," rief ich lachend, „hinter meinem Rücken wurde Etwas angeſponnen."

„Luiſe erbleichte bei dieſen Worten und hielt ſich krampfhaft an einem Stuhle feſt, denn ſie wankte.

„O, erſchrecken Sie nicht ſo ſehr," ſprach ich zu ihr. „Sie haben eine ſehr gütige Mutter, die nur das Glück ihres Kindes will. Und an mir haben Sie einen ſehr treuen Freund. Nicht umſonſt trage ich Ihre Farbe" — ich wies dabei auf ihr Tuch, mit welchem meine Stirne noch immer umbunden war. — „Indem Sie mich damit ſchmückten, verpflichteten Sie mich zur ritterlichen Ergebenheit."

„Als ich ſah, daß beide Frauenzimmer durch meine Worte in die peinlichſte Verlegenheit geriethen, beſchloß ich, der Sache mit einem Male ein Ende zu machen, und fragte in ganz gleichgültig ſcheinendem Tone:

„Wo iſt denn der Herr, der mit Ihnen hierher gekommen iſt?"

„Luiſe, unfähig zu antworten, deutete mit der Hand nach außen hin.

„So will ich ihn doch hereinholen; der Kaffe wird ja wohl

bald bereitet ſein.“ So ſprechend, eilte ich hinaus und fand, wie ich es vermuthet hatte, den Seladon auf der nächtlichen Straße in einen Mantel gehüllt, ſtehen. Er ſcheute ſich offenbar, ans Licht zu kommen, um nicht ſein abenteuerliches Geheimniß zu verrathen.

„Ohne Umſtände ergriff ich ihn am Arme und erſuchte ihn höflich und dringend, mit mir hineinzukommen. Er ſträubte ſich zwar, aber es half nichts. In Todesangſt hüllte er ſich, je näher wir dem Wirthszimmer kamen, tiefer in ſeinen Mantel. Ich ſtieß die Thüre auf und drängte ihn hinein.

„Die Frauenzimmer befanden ſich noch in derſelben Stellung wie vorhin. Der junge Seladon verbeugte ſich tief vor der Mutter und ſuchte ſein Geſicht zu verbergen. Ich hätte vor Lachen berſten mögen, ſo komiſch kam mir Alles vor. Aber nun, meine Freunde, geſchah Etwas, das ich nicht berechnet hatte. Es war ein toller Augenblick! Plötzlich fuhr nämlich der junge Menſch, der mich nun zum erſten Male beim Lichte ſah, wie raſend auf mich los.

„Mein erſter Gedanke war: Der will dich für den Streich, den du ihm ſpielteſt, züchtigen. Mein zweiter — nein, ich hatte gar keine Zeit zu einem zweiten Gedanken; denn wie ein Blitz hatte der junge Menſch ſeine Arme um mich geſchlungen, als wollte er mich erwürgen.

„Sein Mantel war bei dieſer raſchen Bewegung abgefallen; ſeine Lippen hafteten auf den meinigen; aus ſeinen Augen ſchoßen Thränenſtröme.

„O Onkel, Onkel, lieber Onkel, biſt Du es?“ rief er endlich.

Und als ich den Burſchen recht anſchauen konnte in meiner ungeheuren Beſtürzung, ſah ich, es war niemand anders, als mein Fritz."

Die ganze Freitagsgeſellſchaft bewies bei dieſer Erzählung ihre freudige Rührung und Theilnahme. Herr Reviſor Jäger ſelbſt trocknete ſich die Augen. Dann fuhr er fort:

„Ja, er ſelbſt, der verlorene Sohn, den ich aufzuſuchen gegangen war, hing weinend an meiner Bruſt.

„Natürlich war er ſehr erſtaunt, mich, den er hundert Meilen weit in der fernen, ſtillen Heimath wähnte, ſo plötzlich hier zu finden, und ich hatte genug zu thun, um ihm auf alle ſeine ſtürmiſchen Fragen Antwort zu geben.

„Auch ich meinerſeits hätte nach dem natürlichen Verlaufe der Dinge allerlei Fragen an ihn richten können. Allein — ich wußte ja nun ſchon Alles, und ſollte ich ihm darüber Vorwürfe machen? Wer hätte es an meiner Stelle gethan?

„Die wichtigſte Angelegenheit war noch unerledigt, und ich hatte mir in der Finſterniß vorgeſetzt, bevor das Morgenroth leuchte, ſolle ſie zu Ende gebracht ſein. Jetzt, da ich die in dem kleinen Drama ſpielenden Perſonen von Angeſicht zu Angeſicht im Licht erkannt hatte, fühlte ich, es ſei mehr, als ein bloßes Reiſeabenteuer, und zog mein Gelübde nicht mehr zurück.

„Beinahe mit denſelben Worten, wie vorhin Friederike mir ihre Tochter, ſtellte ich den beiden Frauenzimmern nun meinen Fritz vor:

„Das iſt mein Neveu, mein Sohn und Erbe — oder kennen Sie ihn etwa ſchon?"

„Luiſe erglühte hoch und ſchwieg. Ihre Mutter dagegen

ſtreckte ihm die Hand freundlich entgegen: „Er ſei mir als Ihr Neffe willkommen. Hätte ich je das ahnen können, daß er Ihnen, mein lieber Jäger, ſo nahe ſtände, ſo wäre ich," ſprach ſie lächelnd, „früher nicht ſo böſe gegen ihn geweſen."

„Nun," fuhr ich freudig auf, „es läßt ſich Alles wieder ins Geleiſe bringen. Ich kann Ihnen dafür ſtehen, daß er ein braver Junge und Ihrer Güte nicht unwerth iſt. — Aber Sie, Fräulein Luiſe, haben mir noch gar nicht geſagt, ob Sie den Wildfang ſchon kennen."

„Das Fräulein ſtammelte etwas, das Allen ſo unverſtändlich klang, als wäre es hebräiſch geweſen.

„Und Du, Fritz? Die beiden liebenswürdigen Damen werden trotz Deiner anſtrengenden Studien auf der Univerſität Deiner Aufmerkſamkeit doch nicht ganz entgangen ſein?"

„Allerdings, lieber Onkel, ich hatte — — ich war —"

„Ei, Du gelehrter Herr Doctor, haſt ja auf einmal die Sprache verloren! — Ich muß, ſcheint es, meine Frage ſelbſt beantworten, wenn ich Antwort haben will. — Daß dieſe beiden jungen Leute einander kennen, Frau Hofräthin, einander ſehr genau, bis auf den Grund der Seele kennen, darüber waltet kein Zweifel mehr. Der ſchlagendſte Beweis dafür iſt der, daß ſie ſich bereits förmlich verlobten, und zwar vor erſt einer Stunde."

„Nun hättet Ihr die Geſichter der armen Sünder ſehen ſollen. Es war, als wäre das blaue Wetter zwiſchen ſie hineingefahren. Luiſe verhüllte ſich mit ängſtlichem Schrei die Augen; Fritz ſchlug todtenblaß die Hände zuſammen; denn vermuthlich träumte er ſich eher den Einſturz des Himmels, als daß der Onkel

ſchon Alles wiſſe. Selbſt die gute Friederike konnte ihre Beſtürzung nicht verbergen, und ſtarrte mich an, als wäre ich ein Caglioſtro.

„Um mich von dieſem Verdachte zu reinigen, erzählte ich mit kurzen Worten die ganze Geſchichte der Verlobung hinter meinem Rücken, und es gelang mir, ihr einen ſo drolligen Anſtrich zu geben, daß Friederike hell dabei auflachte. Ja, als ich ſchilderte, wie die beiden Liebesleutchen bei meinem plötzlichen Zurücklehnen auseinander ſtoben, konnten dieſe ſelbſt ſich des Kicherns nicht erwehren.

„Was war die Folge meiner Erzählung? Ein buntes Durcheinander von Umarmen, Weinen, Betheuren, Knien und Segnen, bis der Kaffe kam, aufgetragen von der noch immer ſchläfrigen Schenkmagd. Und als der Kaffe ausgetrunken war, ſchaute der Morgen glühendroth in das Wirthszimmer herein, als wollte er gratuliren; denn unterdeſſen war die Verlobung förmlich ſanctionirt worden. Friederike und ich, die wir uns einſt heiß geliebt hatten, fanden die ſchönſte Erfüllung unſeres Schickſals in der Verbindung unſerer Kinder. Das Zuſammentreffen im Poſtwagen erſchien uns als eine wunderbare Leitung der Vorſehung, und der jämmerliche Schiffbruch keineswegs als ein ſo großes Unglück.

„Aber unverzeihlich iſt es doch,“ rief mir Friederike zu, „wie Sie Muthwillen mit uns treiben. Niemanden haben Sie Verlegenheit erſpart; wir ſollten Ihnen dafür recht zürnen.“

„Allein ſie zürnte nicht im Ernſte; ehe nur das Horn des Poſtillons wieder draußen ſchmetterte und der wiederhergeſtellte Eilwagen vor die Schenke rollte, hatte ſie mir verſprochen, ſtatt

ins Bad, mit ihrer Tochter hierher zu reiſen und einige Wochen auf Beſuch bei uns zu bleiben. So ſind wir denn dieſen Nachmittag glücklich hier angekommen. — Da ſind ſie!“

Jeder blickte bei dieſem Ausrufe nach der Gartenthüre. Ein Herr mit zwei Damen trat ein. Die ganze Geſellſchaft erhob ſich jubelnd um ihnen entgegen zu gehen.

Das iſt ein Beiſpiel, wie es in der Freitag-Abends-Geſellſchaft zu R*** getrieben wird. Freilich muß ich geſtehen, daß dieſer Abend vor neun und neunzig anderen intereſſant und ſchön war. Allein es gibt beinahe jedes Mal einen Zeitvertreib, der für Geiſt und Gemüth tauſend Mal erquickender iſt als Kartenſpiel und Mediſance.

In unterzeichnetem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Nal und Damajanti.

Eine indische Geschichte

von **Friedrich Rückert.** Dritte verbesserte Auflage. 16. Geh. Rthlr. 1. 10 Sgr. fl. 2. 20 kr. — Elegant geb. Rthlr. 1. 15 Sgr. fl. 2. 42 kr.

Umrisse zu Nal und Damajanti,

entworfen von J. J. Jung. Quer-Folio. Rthlr. 1. 10 Sgr. fl. 2. 24 kr.

Gesammelte Gedichte

von **Fr. Rückert.** In 3 Bänden. 8. Rthlr. 4. fl. 7.

Liebesfrühling

von **Fr. Rückert.** Mit 1 Stahlstich. 12. Geh. Rthlr. 1. 10 Sgr. fl. 2. 20 kr. — Elegant geb. Rthlr. 1. 20 Sgr. fl. 2. 54 kr.

Kaiser Heinrich IV.

Drama in 2 Theilen. Von **Fr. Rückert.** 12. Rthlr. 2. fl. 3. 30 kr.

Christophoro Colombo,

oder die Entdeckung der neuen Welt.

Geschichtsdrama in 3 Theilen. Von **Fr. Rückert.** 8. Rthlr. 2. 15 Sgr. fl. 4. 24 kr.

Von der Gedicht-Auswahl unseres Rückert, die überall so allgemeinen Anklang gefunden, hat die Verlagshandlung wiederum zwei neue Ausgaben veranstaltet.

Die eine als Miniatur-Ausgabe in 2 Theilen mit 2 Stahlstichen, elegant gebunden in Sarsenet und Goldschnitt à Rthlr. 3. fl. 5. 15 kr.

Die andere in groß Octav mit dem Bildniß und Facsimile des Verfassers, ist eine abermals umgearbeitete, geschmackvoll ausgestattete Auflage und kostet Rthlr. 1. 22½ Sgr. fl. 3.

In derselben ist unter Andern das herrliche Gedicht „Vorsatz" recipirt:

„Ich habe mir nun einmal vorgenommen,
Daß es in meinem Herzen Lenz soll sein."

Ferner wurden die im heurigen Jahrgang des Taschenbuches (s. Dichter-Salon) enthaltenen silbernen Hochzeitslieder unter dem frischen Datum 26. December 1846 und der noch wohlgekannten Ueberschrift „An Luise" dem Nachtrag zum Liebesfrühling angehängt, und mögen dieselben vorzugsweise den Beweis liefern, wie trotz der europamüden Misere der Tageslyrik, trotz dem hausbackenen Pathos der politischen und unpolitischen Reimer so eine hausbackene Liebespoesie dem deutschen Gemüthe immer noch nicht entfremdet ist.

Auf eine anderweite Novität macht die unterzeichnete Verlagshandlung noch aufmerksam:

H. Smidt, Schleswig-Holstein. Romantische Skizzen und Sagen in 3 Bänden.

Der Verfasser ist bekannt und gewiß einer unserer beliebtesten, jedenfalls aber ein höchst origineller Novellist. Dem Publikum ist der kräftige Humor aus seinen verschiedenen Seeromanen noch recht im Gedächtniß und es läßt sich mit Gewißheit erwarten, daß er bei seinen Schleswig-Holsteiner Sagen das Interesse ungleich höher steigern wird. Außerdem zeichnet sich dieses Unternehmen vortheilhaft durch Wohlfeilheit aus, indem der Band, circa 17 Bogen stark, nur 15 Sgr. oder 54 kr. kostet, und somit die größte Verbreitung ermöglicht. Das erste Bändchen ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

J. D. Sauerländer's Verlag.

Rückert, die
die Verlags-
n veranstaltet.

2 Stahlstichen.
3. fl. 5. 15kr.

Facsimile des
oll ausgestattete

ht „Vorsatz"

Taschenbuches
er unter dem
kannten Ueber-
angehängt, und
s der europa-
der politischen
dem deutschen

nete Verlags-

Romantische

beliebtesten.
Publikum ist
n noch recht
, daß er bei
öher steigern
ilhaft durch
stark, nur
ung ermög-
Buchhand-

Verlag.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google